Denkwürdigkeiten

aus dem Leben

der

Königl. Preußischen Prinzessinn

Friederike Sophie Wilhelmine

(Schwester Friedrichs des Großen)

Markgräfinn von Bayreuth

vom Jahr 1709 bis 1733.

Von ihr selbst in französischer Sprache geschrieben.

Zweiter Theil.

Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1811.

Vorrede.

Als ich voriges Jahr die Uebersetzung der Memoires herausgab, wovon hier nun der zweyte Theil folgt, konnte ich mir nicht vorstellen, daß die Aechtheit meines Originals in Zweifel würde gezogen werden. Allein die Erscheinung einer französischen Ausgabe dieser Memoires im Verlage von Fr. Vieweg in Braunschweig gab einem Recensenten in der Jen. Literaturzeitung Anlaß, mein Manuscript für eine verfälschte Kopie zu erklären. Ungeachtet ich die vollkommene Ueberzeugung habe, daß diese auf sehr seichten Gründen beruhende Behauptung falsch ist, so wollte ich doch nichts versäumen, die Aechtheit meines Manuscripts außer aller Anfechtung zu setzen, und wiederholte daher mein Anerbieten, Jeden, der die Handschrift der Fürstinn kenne, das Original-Manuscript zur Vergleichung einsehen zu lassen. Zugleich trug ich dem Uebersetzer des ersten Bandes auf, mein französisches Original mit dem Braunschweiger genau zu vergleichen und jede Abweichung anzugeben.

Aus dieser Vergleichung entstanden die Nachträge und Zusätze, mit welchen dieser zweite Theil beginnt, und wodurch nun Jeder in Stand gesetzt ist, ein Urtheil in dieser Angelegenheit zu fällen.

Der Fortsetzung nach der Braunschweiger Ausgabe habe ich das Journal secret de Seckendorf beifügen lassen, das Manches in den „Denkwürdigkeiten" in ein helleres Licht setzt und einen gleich merkwürdigen Beleg zu der Geschichte des preussischen Hofes in jenem Zeitraum abgibt.

E.

Nachträge und Zusätze zu dem ersten Theil der Denkwürdigkeiten der Markgräfinn von Bayreuth.

Ein aufmerksamer Leser der beiden Ausgaben der Memoiren der Markgräfinn von Bayreuth, sowohl der deutschen Uebersetzung, welche bei Cotta erschien, als der französischen Ausgabe, die bei Vieweg gedruckt ward, wird eingestehen müssen, daß der Unterschied zwischen beiden, so weit sie mit einander fortlaufen, für die Geschichte sehr gleichgültig ist. Da Cottas Handschrift im Anfang des Jahres 1733 aufhört, Viewegs seine aber bis 1742 fortgeht, war es aber Cottas redlichem Bestreben, in alle seine Unternehmen Vollendung zu bringen, sehr angemessen daß er diese Fortsetzung mit seiner Ausgabe der benannten Memoiren zu verbinden eilte. Doch dieses genügte ihm nicht; er wünschte jede Lücke seiner Ausgabe durch Viewegs seine zu ergänzen. Da gerieth aber der mit diesem Geschäft Beauftragte in eine sehr große Verlegenheit, denn was war hier Lücke? Bei der Vergleichung findet sich eine völlige Verschiedenheit der Wortfügungen, so daß selten eine Seite der andern gleich ist, beinahe durchgängig eine größere Milde des Ausdrucks in Cottas Handschrift; besonders bis zu dem Zeitpunkt, wo die Prinzessin in Bayreuth einzieht, eine anständigere Behandlung ihres Gegenstandes. Selten hat die Vieweg'sche Ausgabe ihr eigne Perioden, die der Cotta'schen fehlten, noch seltner ganze Paragraphen, nur ein Mal fehlt bei Cotta eine ganze Episode Am Schluß von Cottas Handschrift finden sich hingegen wieder einige Umstände, die Viewegs ganz fehlen. Wollte man also alle Unterschiede angeben, so müßte man Viewegs ganze Ausgabe übersetzen, und die Leser würden daran gar nichts gewinnen; will man nur das bei Cotta Fehlende ersetzen, so ist es so

wenig, was der Leser gewinnt, daß nur der über beide Ausgaben entstandene Streit, und des Tübinger Verlegers redliches Bemühen für das Publikum, dem Druck der dahin gehörenden Blätter einiges Interesse geben kann. Anders ist es mit der vom Jahre 1733 dem Cotta'schen Manuscript fehlenden Fortsetzung. Der Leser wird sie mit Vergnügen aufnehmen. Schreiber dieses möchte freilich in Zweifel seyn, ob der Geschichtschreiber viel Gründlichkeit darinn fände, und kann nicht leugnen, daß das edlere Gefühl viel Verletzung durch sie erleidet. Sie scheinen uns wirklich mehr zur Menschen- als zur Staatengeschichte zu gehören, obschon freilich der philosophische Geschichtschreiber von dem Gemälde der Höfe und ihrer Familie, das die alte Dame in der Unschuld ihres Herzens so unbefangen entwirft, wie ein Marquesas-Bewohner seine Götzen schnitzelt, weil er nie eine Madonna des Urbino's zu denken vermochte — bis zu dem jetzigen Augenblick eine furchtbare Kette von Ursachen und Wirkungen erblicken könnte.

Wir heben nun die Verschiedenheiten beider Handschriften aus.

Von Seite 1—8 bei Cotta und 1—10 bei Vieweg sind die Schilderungen des ersten Königs, des neugekrönten, unserer Fürstinn Vater, Anhalts, Grumkows bei C. viel kräftiger, es ist mehr Individualität, aber auch vielmehr Güte darinn.

Seite 10 bei V. ist eine Episode im Text aufgenommen, die Seite 9 bei C. als Note steht, und mit dem Unterschied, daß V. Handschrift sehr unbefangen erzählt: Friedrich I. habe seinen Halbbruder Casimir, Sohn der zweiten Frau Friedrich Wilhelms, einer gebornen Prinzessinn von Holstein-Glücksburg, in Italien vergiften lassen. Bei C. sagt die Note: er starb allda. Die Geschichte dieses Prinzen und seiner Vergiftung findet sich, wenn Schreiber dieses sich nicht irrt, in einem historischen Journal des letzten Jahrzehntes, und beruht auf einer Mißheirath dieses Prinzen an einem kleinen Hofe von Oberitalien.

S. 10 wird bei C. der Plan, die Prinzessinn Wilhelmine mit dem nachmaligen Prinzen von Wallis zu vermählen, zum erstenmal nach des alten Königs Tode bei dem Heiraths-Vorschlag des Markgrafen von Schwedt erwähnt, da V. schon S. 8 bei einem Besuch, den die Königinn als Erbprinzessinn in Hannover machte, davon erzählt.

S. 12 bei C. heißt d Lehrer der Prinzessinn „La Crape, ein berühmter Orientalist;“ bei V. La Crope.

S. 14 heißt bei C. der Liebhaber der Wagnitz Kraup, der S. 16 bei V. Kreuz heißt. Die übrigen kleinen Verschiedenheiten in der skandalösen Liebesgeschichte dieser Wagnitz verdienen wohl keiner Anzeichnung.

S. 19 erzählt die Pr. bei C. ihren Heiraths-Vertrag mit Karl XII. und der Paragraph schließt mit den Worten: „der Tod des Königs von S., der im Jahr 1719 zu Friedrichshall erfolgte, verhinderte diese Heirath.“ Bei V. steht S. 21 der Heiraths-Vertrag, und S. 22: „nachdem die Könige von Schweden und Preußen reiflich über die Verbindung, welche ihre beiden Häuser vereinen sollte, nachgedacht hatten, fanden sie ein so großes Mißverhältniß in unserm Alter, daß sie beschlossen, dieselbe abzubrechen.“

S. 21 weicht die Geschichte des Staatsverbrecher Clements in Kleinigkeiten von V. S. 23 ab. C. enthält in einer Anmerkung: „der Mensch war aus Transylvanien, und nannte sich Rosenau, er war Sekretair des Prinzen Ragotzky gewesen, den er verrieth und verließ, und endlich den Namem Clement annahm, um neue Betrügereien zu unternehmen.“ Dagegen findet sich bei V.: „Clement hielt sich im Haag auf, von wo er verschiedne Male an den König schrieb; sein böses Gewissen erlaubte ihm nicht, diese Zuflucht zu verlassen, und dem Könige war es nicht gelungen, ihn in sein Land zu ziehen. Endlich bediente er sich der Hülfe eines reformirten Geistlichen: Gablonsky, um sich seiner zu bemächtigen. Gablonsky, der mit ihm (mit Clement?) in Halle studirt hatte, begab sich nach Holland, und überredete ihn so gut von den Ehrenbezeugungen und der schmeichelhaften Aufnahme, die

ihm bestimmt sei, daß er sich nach Berlin zu begeben einwilligte. Kaum waren sie in das Clever Gebiet getreten, so wurde er ergriffen u. s. w." Offenbar gewinnt die Geschichte bei diesem Zusatze nichts, und der Geist dieser Memoiren wird dadurch nicht bezeichneter. Da die meisten von dieser Art sind, ists wohl hinreichend, sie anzuzeichnen, ohne sie zu übersetzen.

S. 21 steht bei C.: „Eine zweite Reise, welche der König und die Königinn im J. 1717 nach Hannover machten, gab Anlaß, von einer doppelten Heirath zwischen dem Kronprinzen und der Prinzessinn Amalie von England, und dem Prinzen von Glocester und mir zu reden." S. 22 steht im nämlichen Paragraph, wo die abgebrochene Heirath Karls XII. erzählt wird: „Der König von Preußen nahm sich vor, die Heirath mit dem Herzog von Glocester aufzunehmen," und nun folgt der doppelte Heirathsplan, ohne der Reise nach Hannover zu erwähnen.

S. 30 ist nach der Erzählung, wie Manteufel Frau von Blaspiel überredet, der Königinn das Testament des Königs zu entwenden, bei B. eine Lücke, worauf der Text wieder mit denselben Worten wie S. 27 bei C. fortfährt.

S. 31 ist bei B. wieder eine Lücke bei der Geschichte, wo die Königinn beschuldigt wird, ihre Diamanten verkauft zu haben, der Geist und das Resultat sind aber bei beiden gleich.

S. 33. 35 bei B. Lücken, die aber nur in wenigen Worten zu bestehen scheinen, denn sie schaden dem Zusammenhange gar nicht. Die übrigen Verschiedenheiten sind ganz unbedeutend.

S. 32—38 bei B. und 30. 33 bei C. heißt bei diesem der Generalfiskal bei der Anklage der Fr. v. Blaspiel: Kateck, bei B. heißt er Katsch.

S. 40 hat B. folgende bei C. ganz fehlende Episode.

„Ich habe in dem vergangnen Jahre vergessen, der Ankunft des Czar Peter des Großen in Berlin zu erwähnen. Diese Anekdote ist merkwürdig genug, um einen Platz in diesen Memoiren zu verdienen. Dieser Fürst, der sehr gern reiste, kam aus Holland; im Clever Lande mußte er sich aufhalten,

die Czarinn hatte dort eine vorzeitige Niederkunft. Da er weder Gesellschaft nach Förmlichkeiten liebte, bat er den König, ihn in einem Gartenhaus, welches die Königinn in den Vorstädten von Berlin hatte, wohnen zu lassen. Dieses war ein sehr niedliches Gebäude, das die Königinn mit Vorliebe auf das prächtigste verziert hatte. Es enthielt eine sehr reiche Gallerie von Porzellan, alle Zimmer waren mit den schönsten Spiegeln verziert, und da dieses Haus ein wirkliches Kleinod war, trug es auch den Nahmen: Monbijou. Der Garten war artig, und erhielt von dem an ihm vorbeifließenden Fluß große Annehmlichkeiten.

Um die Unordnungen zu vermeiden, welche die Herren Russen überall, wo sie sich aufhielten, angerichtet hatten, ließ die Königinn das ganze Haus ausräumen, und alles Zerbrechliche bei Seite schaffen. Einige Tage darauf traf der Czar, seine Gemahlinn und ihr ganzes Gefolg auch wirklich zu Wasser in Montbijou ein. Der König und die Königinn empfingen sie am Ufer des Flusses; der König bot der Czarinn die Hand, um sie ans Land zu führen; so bald der Czar gelandet war, reichte er dem König die Hand und sagte: „ich freue mich, Bruder Friedrich, euch zu sehen;" darauf näherte er sich der Königinn, die er umarmen wollte, allein sie stieß ihn zurück. Die Czarinn begann damit, der Königinn die Hand zu küssen, welches sie oftmals wiederholte; sie stellte ihr darauf den Herzog und die Herzoginn von Meklenburg vor, die sie begleitet hatten, und vierhundert sogenannte Damen, die ihr Gefolge ausmachten. Die meisten waren deutsche Mägde und thaten Hofdamen-, Kammerfrauen-, Köchinnen- und Wäscherinnen-Dienste. Beinahe alle diese Creaturen hatten reichgekleidete Kinder auf den Armen, und wenn man sie fragte, ob sie ihnen gehörten, antworteten sie mit einem russischen Kratzfuß: „der Czar hat mir die Ehre erzeigt, mir dieses Kind zu machen." Die Königinn wollte diese Geschöpfe nicht grüßen, dagegen behandelte die Czarinn die Prinzessinnen vom Geblüt mit vielem Stolz, und der König bewog sie nur mit vieler Mühe, daß sie sie grüßte. Ich sah diesen Hof den

folgenden Tag, wo der Czar und seine Gemahlinn die Königinn besuchte. Diese empfing sie in den großen Zimmern des Schlosses, und ging ihnen bis in den Saal der Wache entgegen, sie gab der Czarinn die Hand und führte sie zu ihrer Rechten bis in ihr Audienzzimmer.

Der König und der Czar folgte ihnen: so bald der Czar mich sah, erkannte er mich, da er mich vor fünf Jahren gesehen hatte, er nahm mich auf den Arm und schund mir das ganze Gesicht mit seinen Küssen. Ich gab ihm links und rechts Ohrfeigen, sträubte mich aus Leibeskräften und sagte, daß er mich beschimpfte. Der Einfall machte ihn sehr lachen, und er sprach lange mit mir. Man hatte mir meine Lection gelehrt; ich sprach von seiner Flotte, von seinen Siegen, worüber er so entzückt war, daß er mehrmals sagte, er gäb gern eine seiner Provinzen, um ein Kind, wie ich sei, zu haben. Auch die Czarinn machte mir viele Liebkosungen, die Königinn und sie setzten sich unter den Thronhimmel auf Armsessel, ich stand neben der Königinn, die Prinzessinnen vom Geblüt standen ihr gegenüber.

Die Czarinn war klein und breit, braun, ohne allen Anstand noch Ansehen. Man brauchte sie nur zu sehen, um ihr niedres Herkommen zu errathen. Ihrem Aufputz nach hätte man sie vor eine deutsche Schauspielerinn gehalten. Ihr Kleid war auf dem Trödel gekauft, altfränkisch, mit Silber und Schmutz beladen, ihr Schnürleib war vornen mit Edelsteinen nach einer wunderlichen Zeichnung beladen, sie stellten einen doppelten Adler dar, dessen Flügel mit sehr kleinen, sehr schlecht gefaßten Steinen besetzt war. Sie trug ein Duzend Orden, und eben so viel Heiligenbilder und Reliquien, die an der Besetzung ihres Kleides angebracht waren, machten, wenn sie ging, ein Geklingel, als höre man einen geputzten Maulesel. Auch die Orden, die gegen einander klapperten, machten ein eben solches Geräusch.

Der Czar hingegen war groß und wohlgewachsen, schön von Gesicht, aber seine Phisionomie hatte etwas rohes, das Furcht einflößte. Er trug ein ganz einfaches Matrosenkleid.

Seine Gemahlinn, die sehr schlechtes Deutsch sprach, und die Königinn nur wenig verstand, rief ihre Hofnärrinn zu sich, um sich mit ihr auf Russisch zu unterhalten. Das arme Geschöpf war eine Fürstinn Gallizinn, und hatte sich zu diesem Handwerk entschließen müssen, um ihr Leben zu retten, denn sie war in eine Verschwörung gegen den Czar verwickelt gewesen, und hatte zweimal die Knute erhalten. Was sie der Czarinn sagte, weiß ich nicht; aber es machte sie ein helles Gelächter aufschlagen.

Endlich setzte man sich zu Tische, der Czar setzte sich neben die Königinn. Bekanntermaßen ist dieser Fürst in seiner Jugend vergiftet worden; seine Nerven haben eine kranke Reizbarkeit davon behalten, so daß er oft von einer Art Convulsionen befallen wird, die er nicht verhindern kann. Bei Tisch kam ihm so ein Anfall, er machte allerlei gewaltsame Bewegungen, und da er ein Messer hielt, focht er damit so heftig ganz nahe neben der Königinn, daß sie sich fürchtete, und ein paar Mal vom Tisch aufstehen wollte. Der Czar beruhigte sie, versicherte, daß er ihr nicht wehthun würde, und bat sie, ohne Furcht zu sein, zugleich nahm er ihre Hand und drückte sie so gewaltsam zwischen den seinen, daß sie um Barmherzigkeit schrie, worüber er wacker lachte, und meinte, sie habe zartere Knochen wie seine Katharine. Alles war zum Balle bereitet, aber er stahl sich gleich nach Tisch fort und kehrte allein und zu Fuß nach Monbijou zurück. Den folgenden Tag zeigte man ihm alles Merkwürdige von Berlin, unter andern auch die Medaillen- und Antiken-Sammlung. Unter dieser letzten befand sich, wie man mir gesagt hat, eine heidnische Gottheit in einer sehr unanständigen Stellung; in den alten Römerzeiten bediente man sich dieser Sinnbilder, um die Hochzeitkammern zu verzieren. — Man hielt dieses Stück für sehr selten, und für das schönste, welches vorhanden sei. Der Czar bewunderte es sehr, und befahl der Czarinn, es zu küssen; sie widerstrebte; worauf er ungehalten ward und auf schlechtes Deutsch zu ihr sagte: Kopab; welches so viel hieß, als: ich will dich köpfen, wenn du mir

nicht gehorchst. Darauf fürchtete sich die Czarinn dergestalt, daß sie alles that, was er wollte. Ohne das geringste Bedenken verlangte er diese und noch einige andere Statuen von dem Könige, der sie ihm nicht abschlagen konnte, eben so machte er es mit einem Schrank, der ganz mit Bernstein überlegt war. Dieser Schrank, der der einzige in seiner Art war und dem König Friedrich dem ersten ungeheure Summen gekostet hatte, hatte zum allgemeinen Leidwesen das Schicksal, nach Petersburg geführt zu werden.

Dieser barbarische Hof reiste endlich nach zwei Tagen ab. Die Königinn eilte sogleich nach Monbijou, wo es wie bei der Verwüstung von Jerusalem aussah. Nie sah ich etwas ähnliches! Alles war dergestalt zu Grunde gerichtet, daß die Königinn genöthigt war, fast das ganze Haus neu aufbauen zu lassen.“ Die Culturgeschichte von Peter dem Großen blieb durch die Unterdrückung dieser Darstellung freilich unvollkommen.

S. 56 bei W. wird bei der Ernennung von Friedrich des Großen Hofmeistern Duhenius genannt, der S. 33 bei C. nicht vorkommt.

S. 50 bei C. stimmt der Besuch der Pölnitz am Berliner Hof ganz mit W. S. 70 überein, dieser hat noch folgendes Detail:

„Sie (die Pölnitz) suchte unaufhörlich mir etwas anzuhängen. Eines Tages sprach man vom Gedächtniß; die Königinn sagte, das meinige sei ganz unvergleichlich. Die Pölnitz lächelte auf eine boshafte Art, die wohl zu verstehen gab, deß sie daran zweifelte. Unwillig schlug ihr die Königinn vor, mich auf die Probe zu setzen, ob ich nicht in einer Stunde hundert und fünfzig Verse auswendig lernte. Gut, antwortete die Pölnitz, sie mag ihr Lokalgedächtniß einmal versuchen ich will wetten, sie behält das nicht, was ich ihr aufschreibe. Die Königinn bestand auf ihrer Behauptung, ließ mich rufen, und sagte mir heimlich, daß sie mir alles Vergangne verziehe, wenn ich ihr die Wette gewinnen machte. Was nun das Lokalgedächtniß war, wußte ich gar nicht, ich

hatte nie davon reden hören. Die Pölnitz schrieb mir indessen auf, was ich lernen sollte — es waren funfzig abgeschmackte Namen von ihrer eignen Erfindung, alle nummerirt; sie las sie mir zweimal vor, sagte bei jedem die Nummer, und darauf mußte ich sie sogleich auswendig hersagen. Die erste Probe glückte mir sehr gut, nun verlangte sie aber eine zweite, indem sie die Namen ausser der Reihe fragte, und nur die Nummer nannte. Auch dieß gelang zu ihrem großen Verdruß. Nie habe ich aber auch mein Gedächtniß so angestrengt; dennoch konnte sie sich nicht überwinden, mir ein Lob beizulegen u. s. w."

S. 63 kommt bei C. zum erstenmale der Name der Grafen Finkenstein vor. Bei V. heißt diese Familie, von der drei Personen vielfach genannt werden, immer nur: Fink.

S. 64 bei C. und 90 bei V. sind die Farben bei dem letztern stärker aufgetragen, aber kein Umstand verändert.

S. 66 hat C. einige Details, die V. fehlen; aber eben so gleichgültig sind.

S. 59 hat C. was erst S. 94 bei V. kommt — der Streit über die gewaltsame Werbung der großen Soldaten im Hannövrischen. Bei V. scheint mir die Zeitordnung die bessere. Solche kleine Anachronismen sind häufig, aber sie sind so unbedeutend, daß man nicht weiß, welcher der beiden Handschriften sie zur Last fallen.

S. 74 bei C. und 98—99 bei V. handelt von der Hipochondrie des Königs und seinem Wunsch, die Krone niederzulegen. V. hat noch:

„Dieser Geistliche (Frank) machte ihm die unschuldigsten Dinge zur Gewissenssache; er verwarf als verdammlich alle Vergnügungen, selbst die Musik und die Jagd; man sollte einzig von Gottes Wort sprechen, alles andre war verboten; bei Tische führte er immer das Wort, und machte den Vorleser, wie in einem Refektorium. Der König las uns alle Nachmittage eine Predigt vor, sein Kammerdiener stimmte einen Gesang an, den wir alle begleiteten. Meinen Bruder und mich ergriff oft die Lachlust so gewaltig, daß wir aus-

brachen, dann ereilte uns aber ein Bannfluch, den wir mit einem reuigen, büßenden Gesicht annehmen mußten, das wir nur mit Mühe zusammensetzen konnten. Kurzum der Hunde-Frank machte, daß wir wie in La Trappe lebten. Diese übertriebene Frömmeley brachte den König auf noch viel wunderlichere Einfälle; er beschloß, zu Gunsten meines Bruders die Krone niederzulegen. Er wollte sich, wie er sagte, jährlich zehntausend Thaler vorbehalten, und mit seiner Gemalinn und seinen Töchtern in Wusterhausen leben; dort, äußerte er, will ich beten und dem Landhaushalt vorstehen, indeß meine Frau und Töchter die Wirthschaft besorgen. Du bist geschickt, sagte er zu mir, dir gebe ich die Aufsicht über das Leinenzeug, das du nähen sollst, und über die Wäschen; Friederike ist geizig, die soll alle Vorräthe verwalten. Charlotte wird auf den Markt gehen, Lebensmittel einkaufen, und meine Frau besorgt die Küche und meine kleinen Kinder. Er fing sogar an, eine Instruktion für meinen Bruder auszuarbeiten, worüber Grumkow und Seckendorf sehr erschraken u. s. w."

Dagegen hat E. eine Anmerkung S. 73, die V. fehlt.

S. 102 hat V. bei des Königs Reise nach Dresden:

„Da der König von Preußen die Ceremonien nicht liebte, richtete man sich ganz nach seinem Geschmack. Er hatte gebeten, bei dem Grafen Wackerbarth, den er sehr schätzte, wohnen zu können; das Haus dieses Herrn war prächtig, er fand eine wahrhaft königliche Wohnung daselbst. Unglücklicherweise kam in der zweiten Nacht nach seiner Ankunft Feuer darinn aus, die Brunst war so heftig, daß man alle Mühe hatte, den König zu retten; der ganze schöne Pallast ward in Asche gelegt. Der Verlust würde dem Grafen von Wackerbarth ohne des Königs von Polen Aushülfe sehr empfindlich gewesen sein, dieser schenkte ihm aber das Schloß Pirna, das viel prächtiger, wie das abgebrannte, und mit dem kostbarsten Geräthe versehen war."

Bis S. 112 erzählen beide Handschriften sehr ähnlich, die von V. abermals roher wie die von E.

S. 85 enthält den vorgeschlagenen Vertrag zwischen Preußen und Polen, wo V. S. 105 darinn abweicht:

„Der König von Preußen verband sich, dem Könige von Polen eine gewisse Anzahl Truppen zu geben, um die Polen zu zwingen, daß sie die Krone ihres Landes in dem Hause Sachsen erblich machten u. s. w.“

S. 112 bei V. die mit S. 80 bei C. übereinstimmt, hat:

„Der Tod des Königs von England hatte den König nun ganz von der großen Allianz abwendig gemacht. Er schloß endlich einen Traktat mit dem Kaiser, Rußland und Sachsen; er machte sich sowohl, wie die beiden letztern, verbindlich, dem Könige zehntausend Mann zu stellen, wogegen ihm der Kaiser Jülich und Berg garantirte u. s. w.“

S. 115 hat V. vom Kronprinz von Polen:

„Ein verlegnes Wesen begleitet alle seine Handlungen, und um seine Verlegenheit zu verbergen, nimmt er zu einem erzwungnen Lächeln seine Zuflucht, das sehr unangenehm ist.“

S. 92—93 hat C. ein paar recht gutmüthige Betrachtungen, die bei V. S. 132 nachfolgen. Solche Versetzungen sind zu unbedeutend, um sie alle anzuführen.

S. 87—90 bei C. und 123—126 bei V. ist die Erzählung von des Prinzen von Weißenfels Freywerberei etwas verschieden in dem Vortrag; die Personen, z. B. der Kronprinz, werden redend eingeführt, welches bei V. überhaupt sehr oft der Fall ist, und nicht zur Glaubwürdigkeit beiträgt. Hier wird auch Graf Fink (bei C. immer Finkenstein) als derjenige genannt, der dem armen Freyer die unhöfliche Botschaft zu bringen übernahm.

S. 130 hat V. einen Zug, der bei C. da, wo er Platz haben könnte, fehlt. Grumkow und Seckendorf geben dem Könige Trinkgelage, denen der Kronprinz beiwohnen muß —

„Eines Tages, wie sie im Zuge waren zu trinken, ließ man einen großen Becher kommen; er hatte die Gestalt eines Mörsers und war ein Geschenk des Königs von Polen an den König von Preußen. Das sehr schöne Gefäß von vergoldetem Silber und gegrabener Arbeit enthielt einen zweiten

Becher von Kameil, der mit einer goldnen, reich mit Edelsteinen besetzten Kugel geschlossen war. Man trank in der Hitze des Weins diese beiden Becher mehrere Male rund um den Tisch herum aus. Plötzlich fiel es meinem Bruder ein, auf den König zuzuspringen und ihn wiederholt zu umarmen: Seckendorf wollte es verhindern, aber er stieß ihn kräftig zurück, fuhr fort, seinen Vater zu liebkosen, versicherte, er liebte ihn zärtlich, er wäre von der Güte seines Herzens versichert, und schrieb die Ungnade, mit der er ihn täglich überhäufte, dem schlechten Rath gewisser Leute zu, die von dem Zwiespalt, den sie in der Familie stifteten, Vortheil zu ziehen hoften, daß er aber den König lieben, ehren und, so lange er lebte, unterthänig sein wollte. Dieser Einfall gefiel dem Könige sehr, und verschaffte meinem Bruder auf vierzehn Tage lang einige Erleichterung. Doch diese Ruhe dauerte nicht lange u. s. w." Nun scheint sich der C. Text S. 88 anzuschließen.

S. 132 findet sich bei V. im Verfolg der Betrachtungen von S. 92 bei C. noch folgendes:

— — — „Wahre Zärtlichkeit leidet keine Theilung. Ein Mann, der Maitressen hat, ergiebt sich ihnen, und in dem Maße, wie seine Liebe für sie zunimmt, vermindert sie sich für die, welche ihr rechtmäßiger Gegenstand sein sollte. Welche Meinung kann man von einem Manne, welche Achtung für ihn haben, wenn er sich gänzlich leiten und führen läßt, wenn er das Wohl seines Landes, seine Geschäfte, vernachläßigt, um sich nur mit seinem gesetzwidrigen Vergnügen zu beschäftigen? Ich wünschte mir einen wirklichen Freund, dem ich mein Vertrauen und mein Herz schenken könnte, den ich achtete und liebte, der mein Glück, so wie ich das seinige, machen könnte. Daß der Prinz von Wallis meine Sache nicht war, sahe ich wohl; er besaß die Eigenschaften nicht, die ich forderte, noch weniger war es der Herzog von Weißenfels. Außer dem Mißverhältniß, welches zwischen uns Statt fand, paßte sich unser Alter nicht, indem ich neunzehn, und er drei und vierzig Jahr alt war. Seine Gestalt war mehr unangenehm als gefallend, er war klein und äußerst dick; er hatte

wohl Lebensart, aber im vertraulichen Umgang war er roh und sehr ungeschliffen. Man denke sich den Zustand meines traurigen Herzens u. s. w."

S. 133 bei V. wird Pene als der Maler genannt, der der Königinn Bildniß malte, welches den Streit mit Grumkow veranlaßte.

S. 145 hat V., was zu S. 101 bei C. gehören mag.

„Eines Morgens, wie wir zu ihm zur Aufwartung gekommen waren, schickte er uns fort. Geht, sagte er zornig zur Königinn, geht mit euern verfluchten Kindern, ich will allein sein. Die Königinn wollte antworten, er legte ihr aber Stillschweigen auf, und befahl, das Mittagsessen in der Königinn Zimmer zu bringen. Diese war unruhig, uns machte es aber viel Freude, denn mein Bruder und ich wurden aus Mangel an Nahrung mager wie die Postklepper. Kaum saßen wir aber bei Tisch, so kam einer der Kammerdiener meines Vaters gelaufen, und rief ganz außer Athem: „Kommen Sie um Gottes willen so geschwind, wie möglich — der König will sich erdrosseln!" Die Königinn eilte zu ihm, und fand, daß er sich einen Strick um den Hals gelegt hatte, und ohne ihre Hülfe gewiß erstickt wäre. Er phantasierte und hatte ungeheuer viel Hitze, die jedoch am Abend, wo er sich überhaupt besser befand, abnahm." Nun schließt es sich wieder an C. Handschrift S. 102 an.

Bis S. 109 bei C. und 156 bei V. sind die Abweichungen ganz unbeträchtlich. S. 156 hat die Darstellung bei V. noch folgende kräftige Schattirung:

„Der König ließ meinen Bruder und mich Hungers sterben, er übte bei Tisch das Vorschneideramt, gab aller Welt, außer mir und meinem Bruder, seinen Antheil, und wenn von ungefähr etwas in einer Schüssel blieb, spie er hinein, um uns zu verhindern, daß wir nicht davon äßen. Wir lebten alle beide von bloßem Michkaffee und trocknen Kirschen, womit ich mir den Magen ganz vollkommen verdarb u. s. w."

S. 110 bei C. hat der König eine Zusammenkunft in Libnow mit dem König von Polen, und hofft noch, die

Heirath zwischen ihm und seiner Tochter zu Stande zu bringen; bei V. S. 158 wird dieser Hoffnung nicht erwähnt.

S. 160 steht bei V. der Brief des Kronprinzen wörtlich, dessen Inhalt bei C. nur erzählt wird.

S. 162 bei V. und 113. 114 bei C. weichen in Kleinigkeiten ab, die die elenden Intriguen um nichts interessanter machen.

S. 130 ist bei C. von einer Reise des Königs nach Dresden die Rede.

S. 186 findet sich bei V.: „Ich hatte von meinem Bruder schon Abschied genommen und war im Begriff, mich zu Bett zu legen, als ich einen jungen, sehr prächtig nach französischem Schnitt gekleideten Menschen in mein Zimmer treten sah. Anfangs stieß ich einen Schrei aus, und verbarg mich hinter einen Schirm. Frau von Sonsfeld, eben so erschrocken wie ich, trat sogleich hinaus, um zu erfahren, wer so kühn sei, zu so einer unziemlichen Stunde eindringen zu dürfen, allein einen Augenblick darauf sah ich sie mit dem Cavalier, der von Herzen lachte, zurückkommen, und ich erkannte in ihm meinen Bruder u. s. w." Die Fortsetzung dieses Paragraphs folgt bei C. S. 132 ohne wesentlichen Unterschied.

S. 131 bei C., welche mit 189 bei V. übereinstimmt, fehlt:

„Nun kam mein Bruder; er sagte ihm ganz kurz, daß er ihm um seiner Mutter willen das Vergangne verzeihe, er solle seine Aufführung ändern, und sein Betragen nach seines Vaters Willen einrichten, in welchem Falle er auf seine väterliche Liebe zählen könnte."

S. 193 fehlen bei C. in dem Briefe des Kronprinzen an die Prinzessinn die Worte: „Du schmeichelst dir, aber vergeblich, daß die Ankunft des Ritter Hotham unser Elend beendigen wird."

S. 134 bei C. sind mehr Details über die Sendung des Caplans der Königinn nach England und der Ankunft des Ritter Hotham.

S. 138 hat C., daß Hotham nicht glaubte, daß des Königs Vorschlag, den Kronprinzen zum Statthalter von Hannover u. s. w. zu machen, die geringste Schwierigkeit finden würde. Bei V. S. 199 sagt Hotham gerade das Gegentheil.

S. 139 bei C. erwähnt die Prinzessinn zum erstenmal der französischen Kleidung des Prinzen, die in V. schon 186 vorkam.

S. 155 bei C. kommt mit S. 222 bei V. überein. Letzterer hat noch den Zusatz zu Katts Gespräch, den die gute Dame wohl nicht ohne Grund späterhin würde ausgelassen haben:

— — — „Allein ich gestehe Ihnen, gnädige Frau, der Tod wär' mir nicht so bitter, wie die Trennung von ihm (dem Miniaturportrait der Prinzessinn). Uebrigens, fuhr er fort, habe ich in meiner Gunst bei dem Kronprinzen viele neidische Feinde, die, da sie mir nichts anhaben können, zu Verläumdungen ihre Zuflucht nehmen. Aber ich wiederhole Ihrer Königl. Hoheit, so lange ich bei diesem geliebten Fürsten wohl angeschrieben bin, werde ich ihn verhindern, sein Vorhaben auszuführen, obschon ich nicht einsehe, warum er eigentlich so viel wagte: Welches Unglück oder Uebel könnte ihm denn daraus entstehen, wenn man ihn einholte? Er ist der Kronerbe, und niemand wird so kühn sein, sich an ihm zu reiben u. s. w.

S. 162 bei C. und 231 bei V. enthält ganz dasselbe, V. hat eine bestimmtere Angabe wegen des Petschafts, man liest:

„Mein Gott! rufte der Kammerdiener, ich habe ein ganz ähnliches Petschaft bei mir; vor mehr wie vier Wochen fand ich es in dem Garten von Monbijou, und trug es immer bei mir, um zu erfahren, wem es gehört. Wie wir die beiden Petschafte verglichen, fanden wir, daß es Katt angehören müsse u. s. w."

S. 240 wird bei V. ein Oberst Gröbenitz genannt, der sich Mühe gab, des Kronprinzen Flucht aus Wesel zu befördern. (Auch hier finde ich in C. Handschrift immer Milde-

rung, Vorsicht, Sorge, nicht zu kompromittiren, denn im Wesentlichen hat V. keinen Unterschied).

S. 169 hat C. mehr Details als V. S. 241.

S. 243 hat V. den unanständigen Zusatz:

(Der König) „beschuldigte mich (die Prinzessinn), ein paar Kinder von Katt gehabt zu haben.“

S. 253 steht bei V.: „Der Kronprinz ward anfangs nach Mittenwalde gebracht, wohin sich Grumkow, Dreschow, Milius und Gerber begaben, um ihn zu verhören.“ — Bei C. wird er sogleich nach Cüstrin gebracht und dort zum erstenmal verhört.

S. 254 bei V.: „Grumkow drang noch wegen mehrerer Punkte in meinen Bruder, ohne andere als stolze und harte Antworten zu erlangen. Das machte ihn ungeduldig, und er drohte mit der Folter. Mein Bruder hat mir seitdem mehr als einmal gestanden, daß sein Blut bei dieser Erklärung in seinen Adern erstarrte; dennoch gelang es ihm, seinen Schrecken zu bemeistern, und er sagte: ein Henkersknecht, wie er, müsse Freude an seinem Handwerke haben, er fürchte es übrigens nicht, denn er habe alles gestanden was ihm jetzt übrigens leid thue, denn, setzte er hinzu, es geziemte mir nicht, einem Schurken wie Sie, Rede zu stehen.“

Bei C. S. 180 ist dieser grelle Zug unterdrückt, oder als unächt gestrichen?

Bei C. S. 184, bei V. S. 259 geringer Unterschied; so auch in den folgenden Intriguen. Bei C. scheint der Leibmedikus Stahl bei der Prinzessinn vorgeblicher Krankheit Mitspieler, bei V. wie die andern betrogen gewesen zu sein.

S. 272 hat V. in der Geschichte von Katts Prozeß und Hinrichtung den Zusatz: „Döhnhof zog in seinem Urtheil die Schriftstelle an: O Absalon, mein Sohn! mein Sohn! — u. s. w.“ und weiter unten: „Der König hätte ungezweifelt das Todesurtheil (an dem Kronprinzen) vollziehen lassen, hätten nicht alle fremden Mächte, besonders der Kaiser und die Generalstaaten für ihn gebeten.“

Bei B. S. 279 noch in derselben Geschichte der abscheuliche Zusatz: „Der Henker ging am folgenden Tage zum General Wartensleben, um den Lohn für die Hinrichtung (seines Enkels: Katt,) zu empfangen, worüber der Greis fast vor Schmerz starb.“

S. 280 bei B. vom jungen Natzmer, einem der dem Kronprinz zugegebenen Gesellschafter in Küstrin, folgende Anekdote:

„Wie er sich einst in Wien in dem Vorzimmer des Kaisers befand, sah er den Herzog von Lothringen, nachmaligen Kaiser, in einem Winkel des Zimmers, wie er heftig gähnte. Ohne an den Uebermuth zu denken, den er beging, lief er zu ihm, und steckte ihm den Finger in den Mund. Der Herzog war darüber etwas erstaunt, da er aber Karl VI strenge Etikette kannte, machte er kein Aufsehen, sondern begnügte sich zu sagen: er habe sich vermuthlich in der Person geirrt.“ Bei diesem Zug gewinnt weder die Geschichte noch Herr von Natzmer, und der H. v. Lothringen, wenigstens nicht als Kaiser.

S. 258 bei B. „Eines Tags, wie ich mit Fr. v. Sonnsfeld bei Tisch saß und wir uns traurig ansahen, denn wir hatten nichts als eine Suppe von Wasser und Salz und ein Ragout von Knochen voll Haare und andern Unreinigkeiten, hörten wir ziemlich hart an mein Fenster klopfen. Betroffen standen wir beide auf, um zu sehen, was das sei, und fanden eine Krähe, die ein Stückchen Brod in ihrem Schnabel hielt, das sie bei unserm Anblick auf das Sims des Fensters fallen ließ und wegflog. Bei diesem Vorfall kamen mir die Thränen in die Augen. Unser Loos ist sehr beklagenswerth, sagte ich zu meiner Hofmeisterinn, da es unvernünftige Wesen rührt, so daß sie mehr Mitleid mit uns haben, wie die Menschen, welche uns so grausam behandeln. Wir wollen die Vorbedeutung dieses Vogels auf uns anwenden; ich lese jetzt die römische Geschichte, fuhr ich scherzend fort, und ich finde darinn, daß die Annäherung dieser Thiere Glück bringt. Die ganze Sache ging übrigens sehr natürlich zu; die Krähe war gezähmt, und gehörte dem Herzog Albert, allein meine Die-

nerschaft fand diese Begebenheit so wundersam, daß sie bald in der ganzen Stadt herum kam, und so viel Mitleiden einflößte, daß die französische Kolonie mir täglich ganze Körbe voll Speisen schickte; sie wurden vor meiner Garderobe hingesetzt, wo sie die Meermann dann sorgfältig ausleerte." Dieser letzte Umstand findet sich in der nämlichen Verbindung bei C.

S. 292 bei V. ein Zusatz der zu S. 205 bei C. gehören möchte:

„Ich beklage Sie von ganzem Herzen, sagte er (Eversmann) zu Fr. v. Sonnsfeld, zu so einem Schimpf verurtheilt zu sein, es hängt aber von der Prinzessinn ab, Ihnen denselben zu ersparen. Gewiß würden Sie ein schönes Schauspiel abgeben; das Blut, welches von Ihrem weißen Rücken herabflöß, müßte seine Weiße erhöhen und gar appetitlich aussehen u. s. w."

Bis S. 297 bei V. und 209 bei C. ganz geringfügige Verschiedenheiten. Hier nennt Grumkow bei V. die Festung, wohin die Prinzessinn gebracht werden soll: Memel in Lithauen.

Ebendaselbst bei V. sagt die Prinzessinn zu Grumkow: „Die Königinn hat mein Glück zu machen geglaubt, wenn sie mich nach England verheirathete, aber sie hat dabei nie mein Herz zu Rathe gezogen, und ich habe ihr meine eigentlichen Empfindungen nie entdecken können." So aufrichtig ist sie nicht bei C. Ueberhaupt ist dieser Auftritt in sehr geringfügigen Dingen verschieden.

S. 212 bei C. ist die Antwort des Königs bei den ersten Worten abgebrochen und läßt eine Lücke, bei V. steht:

„Denselben Abend brachte mir Eversmann folgenden, vom König eigenhändig geschriebnen Brief:

„Ich bin sehr erfreut, meine liebe Wilhelmine, daß du dich dem Willen deines Vaters unterwirfst. Der gute Gott wird dich segnen, uud ich dich niemals verlassen; mein ganzes Lebelang will ich für dich sorgen, und dir beweisen, daß ich bin dein sehr gewogener Vater u. s. w."

S. 220 findet sich bei C. eine Lücke angezeigt, die S. 315 bei B. also ausgefüllt ist:

„Der Markgraf Heinrich, Großvater meines Gemals, war ein apanagirter Prinz von Bayreuth. Er hatte sich sehr früh verheirathet und viele Kinder bekommen; eine sehr kleine Apanage, die er jährlich bezog, reichte nicht zum Unterhalt einer so zahlreichen Familie zu, er befand sich in der größten Nothdurft, oft fehlte es am täglichen Unterhalt, so daß er aus Geldmangel wie ein einfacher Bürger leben mußte. Im Fall, daß der damalige Markgraf, Georg Wilhelm, ohne männliche Erben starb, war er Erbe von Bayreuth, allein diese Hoffnung schien sehr eitel, denn dieser Fürst war sehr jung und hatte einen Sohn. Da mein Großvater, König Friedrich der erste, seine traurigen Umstände kannte, wollte er Nutzen daraus ziehen; er schlug ihm vor, ihm gegen eine große Summe, und ein Regiment, das er seinem zweiten Sohne geben wolle, seine Ansprüche an das Fürstenthum abzutreten. Nach langem hin und her reden ward der Vertrag abgeschlossen, und die beiden ältesten Söhne des unglücklichen Heinrichs begaben sich nach Utrecht, um ihre Studien zu machen. Bei ihrer Rückkehr von der Universität fanden sie ihren Vater dem Tode nahe, und ihre ganze Familie untröstlich; die Bedingungen des Vertrags waren nicht erfüllt, und die Pension um zwei Drittel eingezogen worden. Da der Prinz Heinrich indeß gestorben war, beschloß der Markgraf Georg Friedrich Carl, nach vielen vergeblichen Bitten bei den Ministern, endlich, sich in Weverlingen, einer kleinen Preußischen Stadt, niederzulassen, dort gebahr die Prinzessinn von Holstein, seine Gemalinn, den, der mein Gemal werden sollte, und mehrere andere Kinder, von denen ich nachmals reden werde. Bald nachher starb auch König Friedrich der erste. Die Thronbesteigung meines Vaters änderte das Schicksal der Prinzen nicht; zur Verzweiflung gebracht, fingen sie an, ihre Entsagung zu untersuchen, und fanden sie, mit Einstimmung aller Rechtsgelehrten, die sie über diesen Punkt befragten, ungültig. Sie entwichen also heimlich aus Weverlingen und

besuchten alle deutsche Höfe, um sie für ihr Interesse zu gewinnen. Vom Kaiser, dem Reich, und der Gerechtigkeit ihrer Sache unterstützt, gelang es ihnen, den gemachten Vertrag aufheben zu machen, und sie wurden in alle ihre Rechte wieder eingesetzt. Nach dem Tode des Markgrafen Georg Wilhelms und seines Sohnes fiel das Fürstenthum auf den Prinzen Georg Friedrich Carl." Nun tritt die C. Handschrift wieder ein.

S. 317 fügt die Prinzessinn zu dem Bilde ihres Gemals bei B. noch hinzu:

„Er ist sehr munter, seine Unterhaltung ist angenehm, obschon er einige Mühe hat, zu sprechen, da er sehr stark schnarrt."

S. 321 bei B. mahlt die Pr. ihre Lage mit noch stärkern Farben, als S. 223. 224 bei C.

„Wenn sie (die Königinn) mich über ihren Zustand unruhig sah, sagte sie: Dir kommts zu, dich über meine Gesundheit zu beunruhigen, da du mich zu Tod ärgerst. . . ." Und: „ich durfte nur alte, verschmuzte Kleider anziehen, aus Furcht, sie möge glauben, ich wolle dem Prinzen gefallen . . . . ." Und: „Alle Welt ließ sich angelegen sein, (des Prinzen) seine Handlungen und Worte übel auszulegen, man bezeigte ihm nicht die mindeste Achtung, und behandelte ihn wie einen Buben. — — —"

S. 328 bei B. sagt die Pr. von den Bären in Wusterhausen: „Bösartige Thiere, die einen Jeden anfielen" Bei C. S. 232 sagt sie: „zehn oder zwölf Bären, die auf den Hintertatzen umherspazierten, weil ihnen die Vordertatzen abgehauen waren." — Andre kleine Unterschiede sind zu geringfügig, um sie zu berühren.

S. 335 ist bei B. eine Lücke, welche bei C. S. 237 ausgefüllt ist, aber gar nicht belehrt, warum jene Handschrift sie für nöthig erachtete.

S. 339 findet sich ein Absatz, der zu S. 239 bei C. zu gehören scheint:

„Den neunzehnten war ich erstaunt, die Königinn in Rücksicht auf mich ganz verändert zu finden. Sie überhäufte mich mit Liebkosungen, und versicherte mich, ich sei ihr das liebste ihrer Kinder. Dieses Betragen war mir unerklärlich, allein sie zog den Abend die Larve ab, indem sie mich in ihr Kabinet rief und mir sagte: Morgen wirst du aufgeopfert, ich habe es, troß aller Anstrengungen, nicht dahin bringen können, deine Hochzeit zu verhindern. Ich erwarte einen Currier aus England, und bin im Voraus gewiß, daß der König, mein Bruder, von der Heirath deines Bruders absteht, und in diesem Fall wird dein Vater keine Schwierigkeit machen, deine Verbindung mit dem Erbprinzen abzubrechen. Da ich aber nicht weiß, wie lange der Currier ausbleiben kann, und keinen Ausweg kenne, deine Hochzeit aufzuschieben, ist mir ein Gedanke gekommen, der mich beruhigen kann, und dessen Ausführung von dir abhängt. Versprich mir also, dich in keine Vertraulichkeit mit dem Prinzen einzulassen, sondern wie Bruder und Schwester mit ihm zu leben; das ist das einzige Mittel, deine Heirath aufzulösen, die nichtig ist, so bald du sie nicht vollziehst. Der König trat in dem Augenblick ein, da ich ihr antworten wollte, und sie ward so umlagert, daß es ihr den ganzen Abend nicht mehr möglich war, mit mir zu sprechen."

S. 346 bei B. findet sich nach der Ceremonie des Auskleidens:

„Man brachte mich darauf in mein eigentliches Schlafzimmer, wo mich der König niederknieen hieß, und mir befahl, den Glauben und das Vaterunser zu beten."

Bei C. S. 244 fehlt dieser Zug.

S. 360 findet sich bei B. ein Paragraph, der zu S. 255 bei C. gehören kann:

„Einige Tage darauf fragte sie (die Königinn) mich ganz boshaft: ob ich mich noch nicht erkundigt hätte, was in meinem Ehekontrakt für mich ausgemacht sei? Ich bin neugierig, setzte sie hinzu, welche große Vortheile der König dir gemacht, und wie viel Einkommen du hast. Ich weiß nicht,

wie es Herr Gedekins (der englische Resident) erfahren hat, aber das habe ich gehört, daß er gesagt hat: eine Kammerfrau der Prinzessinn von Wallis habe mehr Lohn, als du jährlicher Einkünfte. Nehme du also ja deine Maaßregeln im Voraus, denn bettelst du nachher, so ists nicht meine Schuld, wenigstens hast du von mir nichts zu erwarten. Ich habe deine Heirath nicht gemacht, das ist des Königs Sache; da du so viel Vertrauen in ihn gesetzt hast, mag er auch für dich sorgen."

S. 11 Theil II. bei V. erklärt die Pr. die fränkischen adlichen Herren in Hof geradezu vor Trunkenbolde — bei E. ist sie etwas mäßiger.

S. 16 Th. II. welches mit S. 272 bei E. übereinstimmt, beschließt die Pr. die Darstellung der Pr. Wilhelmine also:

„Seit ihrer Heirath hat sie sich ganz gebessert, und ich kann sagen, daß sie jetzt so viele gute Eigenschaften besitzt, wie sie deren damals böse hatte."

S. 52 bei V., welche mit S. 306 bei E. übereinkommt, sagt der König noch: „Wie ich zur Regierung kam, befand ich mich in derselben Lage, wie Sie, und fand mich bei dem Rathe, den ich Ihnen gebe, sehr gut."

S. 61. bei V. setzt bei S. 314 bei E. noch hinzu:

„Ich fürchtete, daß er sich (der Erbprinz) bei seiner Jugend zu Ausschweifungen hinreißen ließ und in Verwilderung gerieth. Daß die preußischen Offiziers, ihr Handwerk abgerechnet, roh und sittenlos waren, wußte ich schon lange. Ich hatte viele Prinzen, die bei ihrem Eintritt in des Königs Dienst sehr liebenswürdig waren, Verstand und Sitten verlieren und zu rohen Menschen werden sehen u. s. w."

S. 76 bei V. fehlen Details der Reise der Pr. nach Berlin, die E. S. 329 — 330 giebt.

S. 85 bei V. hat gegen S. 338 bei E. noch den Zusatz:

„Wir können, Grumkow und ich, so viel Böses thun, wie wir wollen, aber zum Guten haben wir gar keinen Credit."

Von S. 93 bei V. und S. 349 bei C. weichen die beiden Handschriften sehr ab, so daß die Cotta'sche von 349 bis 360, wo sie endigt, einige Umstände mehr, und andre in etwas verschiedner Ordnung enthält. Die Uebersetzung des V. Uebersrests fängt schon hier an, damit der Leser keines Details beraubt wird.

So wären alle Verschiedenheiten zwischen den beiden Handschriften auf das Genauste angezeigt. Jedes Wort, jeden Ausdruck zu erwähnen, wäre eine sehr vergebliche Mühe. Es schien uns wichtiger, neben den wirklichen Bereicherungen, die uns die V. Handschrift darbot, den Karakter beider herauszuheben, weil er, hilft er auch nicht die bessere oder ächtere zu entdecken, ein historisches Interesse hat. Die Entscheidung hierüber ist wohl sehr leicht, da den beiden Verlegern an der Erkennung des Originals gelegen sein muß. Beide Handschriften dürfen wohl nur mit einander und mit Briefen der Markgräfinn, deren sich gewiß noch in vielen Händen finden, verglichen werden. Ist es aber uns erlaubt, unsre Muthmaßungen zu äußern, die wir fast so zuversichtlich machen möchten, wie Zadig seine über das Hündchen der Sultaninn und das Roß des Sultans, doch ohne alle Hoffnung wichtigen Erfolgs, wie jene hatten, so möchten wir glauben, beide Handschriften seien ächt. Wir können uns keinen Grund denken, warum die beiden Herren Verleger betrogen sein sollten; denn daß sie beide recht zu haben glauben, bezeigt ihr Eifer — wir können uns aber eine sehr große Wahrscheinlichkeit denken, daß sie beide recht haben. Beide Handschriften enthalten mit sehr wenig Unterschied ganz dieselben Umstände, sind ganz in derselben Denkart geschrieben, haben dieselben Ansichten. Die Episode von dem Besuch des Czars in Berlin ist der einzige wirklich interessante Umstand, der in der Cotta'schen Handschrift fehlt; der einzige Unterschied in beiden Handschriften, der, so weit die Cotta'sche geht, ganz durchgehend ist, besteht in einer größern Milderung der Ausdrücke, Schonung der Individuen, und Vermeidung von Unwahrscheinlichkeiten in der Darstellung. Wir haben das in den Auszügen schon

angemerkt. Diese größere Härte und Rohheit des Gefühls bleibt in der Vieweg'schen Fortsetzung der Memoiren, die hiernächst verdeutscht nachfolgt, sehr sichtbar, ja der Seelenzustand der Verfasserinn scheint sich bis züm letzten Blatt dieser Fragmente zu verschlimmern. Wir haben große Lust, zu vermuthen, die Handschrift, welche in Viewegs Besitz kam, sei die erste, welche die Markgräfinn aufsetzte, an der sie, wie sie selbst erzählt, im Jahre 1744, also fast bis zu dem Zeitpunkt, wo das Fragment abgebrochen ist, schrieb. In diesem Zeitpunkt war sie, wie die letzten Seiten anzeigen, in einer gewaltsamen Stimmung, und das in mehr wie einer Rücksicht; ihr Bruder, der große Friedrich, vernachläßigte sie, der Markgraf war ihr untreu, die Finanzen waren erschöpft und sie war in das Alter getreten, wo das weibliche Geschlecht leicht in Gefahr geräth, eine Zeit lang mit einer gewissen Herbe des Gemüthes zu kämpfen. Wenn nun die Markgräfinn in dieser Zeit ihre Memoiren aus dem Gedächtniß, vielleicht hie und da aus einzelnen handschriftlichen Aufzeichnungen und aus gesprächsweisen Rückerinnerungen mit ihrer getreuen alten Oberhofmeisterinn zusammengesetzt hätte? Nachmals mochte sie sie oft durchlesen — denn welches höhere Interesse kann wohl eine gute alte Dame haben, als so einen Guckkasten ihres eignen Lebens? sie mochte sie auch wohl Stückweis Vertrauten vorlesen. Vielleicht gelang es einem oder dem andern um eine Abschrift bitten zu dürfen, vielleicht fand sie auch nur selbst, nachdem die wohlthätige Zeit manche ihrer Empfindungen milderte, nachdem sie von manchem Menschen, der sie kränkte, statt seines ärgerlichen Gesichts nur noch sein unschädliches Grab kannte, daß ihr Manuscript einer Umschrift bedürfe, und so entstand die Cotta'sche Handschrift, die sie zu vollenden nicht Zeit hatte. Wir wollten fast wetten, daß der letzte Theil der Vieweg'schen, die Cotta'n fehlt, an vielen Stellen sehr gemildert worden wäre, hätte sie sie noch abschreiben können. Diese Großen, die in allen Stücken andern Menschen gleichen, haben auch das mit ihnen gemein, daß sie im Alter guter oder böser werden, so wie jene. —

Friedrichs Schwester hatte einige Charakterzüge, die uns sehr wahrscheinlich machen, der Herbst der Jahre habe die Frucht ihres Gemüths gemildert, nicht sauer gemacht und giftig, wie der sinkende Sonnenstrahl oft verkümmerten Früchten thut. Für die Seelenerfahrung also allein — denn die Geschichte gewönne wirklich wenig dabei — wünschten wir, die beiden ehrenwerthen Männer, welche dem Publikum die beiden Ausgaben dieser interessanten Memoiren verschafften, träten freundlich in der Liebe zur Wahrheit zusammen, die wunderliche Unsicherheit zu entscheiden. Wir wünschten aus Theilnahme an der Markgräfinn, unsre Vermuthung träf ein. Ein so armes, in Liebebedürfniß und Herzenskälte zugebrachtes, von Kleinigkeitsgeist und Täuschung verstümmeltes Leben hätte wohl das Gefühl besänftigter Bitterkeit in seinen späten Tagen verdient.

Fortsetzung der Denkwürdigkeiten der Markgräfinn von Bayreuth,

aus der Vieweg'schen Ausgabe der Handschrift nach dem Französischen übersetzt.

Die böse Laune der Königinn dauerte ununterbrochen fort, sie suchte Zank mit mir über alles, was ich that. Des Morgens, wenn ich zu ihr kam, sagte sie: Guten Morgen, Ihr Liebden. Mein Gott, wie sehen Sie aus! Sie sind ja wie eine Thörinn aufgesetzt, und der ewige lange Hals! — Ich habe Ihnen doch tausend Mal gesagt, daß mir ihr widriges Ansehen unleidlich ist! — endlich verliere ich noch alle Geduld. So ging es ein und alle Tage. Sie wollte, daß ich nach der Berliner Mode gekleidet seyn sollte, wo man die Haare ganz platt ohne die geringste Kräuse trug; die meinen waren französisch zurecht gemacht. Der Erbprinz hatte es so gewollt, und man trug es überall also, nur in Berlin nicht. Ich war so mager, daß es mir Mühe kostete, mich in der Schnürbrust zu halten, und da mein Magen immer geschwollen war, litt ich sehr, wenn ich mich gerade hielt; aber das alles ward vor nichts bedeutende Entschuldigungen erklärt, die man nicht annahm.

Die Nachrichten, die ich damals von Bayreuth erhielt, waren sehr befriedigend, Fräulein von Sonnsfeld meldete mir, daß der Markgraf augenscheinlich abnähme. Er hatte seinen Schlingel von Bruder in Neu-

stadt, dessen Portrait ich oben gemacht habe, und der so eben eine Prinzessinn von Anhalt Schaumburg geheirathet hatte, besucht, und machte bei seinem Aufenthalte in Neustadt ungeheure Ausgaben, und brachte seine Tage mit Spielen und Lustbarkeiten zu, bis er endlich in der Trunkenheit beim Herabsteigen von einer Treppe einen gefährlichen Fall that, von dem er halbtod in sein Zimmer gebracht wurde. Ich weiß nicht, ob er sich innerlich verletzte — die ihn umgebenden Aerzte waren so unwissend, daß ihre Berichte keinen Glauben verdienten. Mag es nun der Fall oder das Trinken sein, genug daß eines von beiden ihm einen so ungeheuern Hemorhoidalblutfluß zuzog, daß man seine letzte Stunde erwartete. Es ward sogar schon nach einem Geistlichen geschickt, um ihn zum Tode zu bereiten, sein Temperament rettete ihn aber dieses Mal, indem er, wiewol langsam, genas.

Seit diesem Vorfall schrie ein jeder nach unsrer Rückkehr. Der Markgraf selbst wünschte es, und schrieb mir: ich sollte ihm melden, auf welche Weise er unsre Rückkehr nach Bayreuth bewerkstelligen sollte? Ich zeigte diesen Brief einigen Personen, von denen ich sicher war, daß sie es dem Könige wiedersagen würden, und erzählte ihnen alle so eben erwähnte Umstände, worauf sie denn auch nicht ermangelten, den König davon zu benachrichtigen. Dieser wollte uns nicht verlieren, aber eben so wenig wollte er uns gut behandeln; um uns aber jetzt an jedem Gedanken an die Abreise zu verhindern, beschloß er, uns zu gewinnen zu suchen. Er machte mir also tausend Liebkosungen, sprach vom Erbprinzen in lauter Lobsprüchen, rührte mich aber sehr wenig dadurch, denn ich war zu oft betrogen worden, um mich länger täuschen zu lassen. Der König war unbaß; sein Gesicht hatte sich sehr verändert, und er schwoll alle Nächte auf. Eines Nachmittags, während er schlief,

und wir alle um ihn hersaßen, überfiel ihn ein Erstikken, das wir, weil er immer sehr laut schnarchte, anfangs nicht wahrnahmen. Ich bemerkte zuerst, daß er ganz schwarz ward und sein Gesicht anschwoll; sogleich schrie ich auf, und sagte es der Königinn, die ihn verschiedne Male, allein vergeblich, anstieß, um ihn aufzuwecken. Ich rief also Leute herbei, man schnitt ihm die Halsbinde auf, und wir schütteten ihm alle Wasser in das Gesicht, worauf er denn nach und nach wieder zu sich kam. Dieser Zufall erschreckte ihn sehr, allein um ihm den Hof zu machen, behandelten ihn alle Aerzte, die er um sich hatte, wie eine Kleinigkeit, da er doch im Grunde sehr gefährlich war, und sich ein jeder ins Ohr sagte: es sei eine zurückgetretene Gicht, die ihm üble Streiche spielen könnte.

Die schöne Jahrszeit, welche die ganze Natur erfreut und neubelebt, war für mich nur eine neue Züchtigung. Alle Abende mußten wir in des Königs Garten gehen. Mein Vater hatte ihn, ich weiß nicht, warum, Marli genannt. Es war ein schöner Gemüßgarten, in welchem sich der König eine Freude gemacht hatte, die schönsten europäischen Früchte zu versammeln, allein zum Spazierengehen bot er nicht die mindeste Annehmlichkeit, weil gar kein Schatten darinn war. Wir begaben uns alle Nachmittage um drei Uhr dahin, um uns in der Kühle des Herrn vom Vendome zu rösten *). Um acht Uhr speiste man daselbst sehr mäßig, und ohne sich den Magen zu überladen, zur Nacht, und um neun zog man sich zurück. Der König stand alle Morgen um vier Uhr auf, um bei der Musterung seines Regimenes zugegen zu sein; sie geschah unter seinen Fenstern, und da ich zu ebner Erde wohnte, konnte ich die ganze Nacht nicht die Augen schließen, denn man feuerte

*) Gewiß ein damals bekannter Scherz vom französischen Hofe. A. d. U.

Divisions- und Pelotonsweise. Ein Soldat, der zu schnell laden wollte, hatte nicht Zeit, den Ladstock herauszuziehen, der Schuß ging los, traf in mein Zimmer, und schlug den Spiegel von meiner Toilette herab, der durch einen beispiellosen Zufall nicht zerbrochen ward.

Ich ertrug alle diese Ermüdungen mit Geduld. Die Rückkehr des Erbprinzen machte mir zu viele Freude, um an etwas Anderes zu denken. Er langte den ein und zwanzigsten Mai mit meinem Bruder in Potsdamm an. Zu meiner großen Freude fand ich ihn besser aussehen, wie bei seiner Abreise; allein der Husten hielt, obgleich sehr vermindert, noch immer an. Der König empfing ihn sehr gut, und war mit dem Bericht, den er ihm von seinem Regiment erstattete, sehr zufrieden. Die Markgräfinn Albertine, ihre Tochter, und der Prinz von Bernburg, dessen Hochzeit den folgenden Tag sein sollte, trafen noch denselben Abend ein. Die Prinzessinn Albertine war vollkommen glückselig, und that nichts wie lachen, wenn man von ihrem Bräutigam sprach. Zwei Damen, die sie hatte, machten das Echo ihres Gelächters, der Prinz gab das Zeichen mit einem lauten Ausbruch von Lachen, die beiden Damen beantworteten dieses, und wir fanden das so drollig, daß wir auch lachten — dergestalt, daß man nichts als Gelächter hörte. Der König, der die Braut gern plagte, sagte ihr derbe Zweideutigkeiten, auf die sie nur mit Lachen antwortete, und dadurch sich und uns tüchtige Zoten zuzog. Ich bot alles auf, um sie zum Ernst zu bewegen, allein es war alles vergeblich; die Freude, bald einen so liebenswürdigen Mann zu haben, war zu groß, um sie zu bemeistern.

Der Erbprinz und der Prinz Carl von Braunschweig, den der König auch zur Hochzeit geladen hatte, machten den folgenden Tag, mehr um sich zu belustigen, als aus Höflichkeit, dem Bräutigam ihren Besuch.

Niemand, wie ihm, war es unbekannt, daß er sich an diesem Abend verheirathen sollte; seine Zerstreuung oder sein schlechtes Gedächtniß hatte es ihm vergessen machen, er fluchte wie ein Karrenschieber, daß er weder ein Kleid noch einen Schlafrock habe; die Hochzeit müsse bis auf den folgenden Tag verschoben sein. Der König belustigte sich sehr darüber, und der Erbprinz mußte ihm einen Schlafrock leihen, wofür er denn so dankbar war, daß er ihn in allen Stücken um Rath fragte. Weiß Gott, in welche barmherzigen Hände er da gefallen war, und was vor Rathschläge er da empfing! so viel weiß ich, daß mir nie etwas komischeres vorgekommen ist, als diese Hochzeit. Drei Tage nach einander ward getanzt, wobei wirs uns denn recht nach Herzenslust gefallen ließen. Lange währte diese Freude aber nicht, denn der Erbprinz mußte zu seinem Regiment zurückkehren. Das geschah denn auch den sieben und zwanzigsten Mai, an welchem er, mein Bruder und alle fürstlichen Personen abreisten.

Der König war mit dem Erbprinzen höchst zufrieden gewesen; er fand ihn, wie er mir sagte, sehr zu seinem Vortheil gebessert. Das wird mein Lieblingsschwiegersohn, setzte er, sich zur Königinn wendend, hinzu. Ich habe meine Kinder gar zu lieb, sagte er zu ihr, ja hol mich der Teufel, wenn ich nicht meinem Schwiegersohn alles Geld gebe, was ich ihm geliehen habe, wenn er nur so, wie er bisher gethan hat, fortfährt. Ich nahte mich ihm, küßte ihm die Hand, und dankte ihm in den zärtlichsten Ausdrücken, und da er mir das, was er der Königinn gesagt hatte, nochmals wiederholte, antwortete ich, ich würde in Verzweiflung sein, wenn er glauben könnte, unser Betragen gründe sich auf den mindesten Eigennutz; ohne Zweifel hätten wir seine Hülfe nöthig gehabt, aber wir wollten ihm nicht zur Last sein, so daß ich die erste sein würde, seine Gnade abzulehnen,

wenn ich wüßte, daß das Versprechen, das er mir so eben gegeben hätte, ihm zur Last fiel. Die Thränen traten ihm in die Augen, er blickte mich zärtlich an, und sagte: nein, meine liebe Tochter, ich werde mich nie entschließen, dich abreisen zu lassen, und werde, so lange ich athme, für dich Sorge tragen. Diese letzten Worte rührten mich sehr, flößten mir aber auch eine lebhafte Unruhe ein. Die Unbeständigkeit des Königs war mir zu wohl bekannt, um diesen schönen Worten zu trauen, dennoch bewegten sie mich; ich liebte ihn zärtlich, und ohne die Eifersucht der Königinn hätte ich sein Herz wieder gewinnen können; allein es war unmöglich, mit dem einen gut zu stehen, ohne sich mit der andern zu veruneinigen. Sie ließ mir auch diesen süßen Augenblick theuer erkaufen, denn sie zankte von früh bis Abend mit mir. Ich habe nie jene Intrike entdecken können, die man gegen den Erbprinzen und mich angelegt hatte, und kenne noch ihren Urheber nicht; gewiß ists aber, daß man in diesem Zeitpunkt alles Mögliche that, um Zwietracht unter uns zu säen; allein ohne den geringsten Erfolg — wir benachrichtigten uns gegenseitig von diesen saubern Schlichen.

Eines Tags sagte der König: ich habe einen Plan gemacht, wie ihr hier bleiben könnt. Deinem Mann will ich eine Pension geben, damit er ohne seinen Nachtheil seine Wirthschaft bestreiten kann; er soll in Pasewalk bleiben, wo du ihn von Zeit zu Zeit besuchen kannst; denn wärst du immer bei ihm, so vernachläßigte er den Dienst. Man kann leicht denken, wie mir dieser schöne Plan gefiel; allein dem König gerade zu widersprechen durfte ich nicht, ich begnügte mich, ihm zu erwiedern, daß ich den Erbprinzen immer antreiben würde, seine Schuldigkeit zu thun. Er merkte wohl, daß mir seine Absichten nicht gefielen, und veränderte das Gespräch. Da er den achten Juni mit der Königinn nach

Braunschweig abreisen sollte, um meines Bruders Hochzeit zu feiern, bat ich ihn um die Erlaubniß, den Erbprinzen bei seinem Regimente besuchen zu dürfen; anfangs gestattete er mir sie auch, aber nach einigem Nachdenken sagte er: es lohnt sich nicht der Mühe, diese Reise zu machen, in acht Tagen bin ich wieder hier, und dann laß ich ihn kommen.

Diese Antwort verdroß mich ganz gewaltig. Berlin war mir zuwider wie die Hölle, ich fürchtete dort neuen Verdruß, und die Königinn sorgte auch dafür, denn sie hatte meinen Schwestern und ihren Damen verboten, zu mir zu kommen. Das alles brachte mir das Blut dergestalt in Bewegung, daß ich mich den Abend unbaß befand, und mich hinweg begeben mußte. Ich legte mich sogleich zu Bett, wo ich aus Schwäche und Ermüdung einschlief; kaum hatte ich drei Stunden geruht, so hörte ich einen ungeheuern Lärm in meiner Garderobe, erschrocken fuhr ich auf, öffnete meine Vorhänge, und rief meiner guten getreuen Mermann, der Theilnehmerinn aller meiner Bekümmernisse, die mich nie verließ. Allein ich mochte noch so sehr rufen, es kam kein Mensch, und der Lärm dauerte fort. Wie groß war aber mein Schrecken, als die Thüre aufging und ich bei dem Lichte meiner Nachtlampe ein Duzend großer Grenadiere eintreten sahe, deren Waffen mir entgegenblitzten. Nun glaubte ich mich wirklich verloren, und auf dem Punkt, gefangen genommen zu werden; schon dachte ich nach, welches Verbrechen ich begangen hätte, ohne mich strafwürdig finden zu können, als mich endlich meine Kammerfrau aus dieser Unruhe zog, sie trat in mein Zimmer und sagte mir, daß sie nicht früher hätte kommen können, weil sie diesen Leuten den Eintritt abgestritten habe, daß Feuer im Schloß ausgebrochen und dadurch diese Unruhe veranlaßt worden sei. Ich fragte, wo es brenne? Sie wich eine Zeit lang aus,

endlich sagte sie, daß es in den Zimmern meiner Schwestern sei, und daß ihr Gesinde niemand zu ihnen hineinlassen wollte, mit der Behauptung es sei bei mir. Meine Hofmeisterin war bei dem ersten Lärm herbei gelaufen, und hielt die Offiziere lange genug auf, um mir Zeit zum Aufstehen zu lassen; darauf durchsuchten sie mein ganzes Zimmer, wo sie alles in der besten Ordnung und keine Spur von Feuer fanden. Sie begaben sich nun zu meinen Schwestern, die Thür an Thür vor mir wohnten; fanden sie in Flammen, die Betten schon verzehrt und das Holzwerk brennend. Mit großer Mühe löschte man, und sie gingen dem König Bericht zu erstatten. Dieser war aber über dergleichen Dinge sehr strenge, und die Diener, unschuldig oder strafbar, wurden ohne Gnade fortgejagt.

Mir wärs schön bekommen, hätte dieser Zufall bei mir Statt gehabt! Bei dem ersten Lärm hatte man dem Könige schon gesagt, daß dieses der Fall sei, und er hatte sich sehr zornig benommen, so bald er aber erfuhr, daß es bei meinen Schwestern sei, besänftigte er sich. Diese kamen nun ganz erschrokken zu mir, schrieen um Barmherzigkeit, und wußten nicht, wo sie ihr Haupt hinlegen sollten. Ich bot Charlotten mein Bett an, die beiden andern legten sich in das des Erbprinzen, und die Montbail war genöthigt, sich mit einem Ruhebette zu begnügen, worüber sie aber nicht zwischen ihren Zähnen brummte, denn die waren schon eine hübsche Zeit her nicht mehr vorhanden, und es blieb ihr nur noch einer, mit dem sie auf einer Maultrommel*) spielte. Mir war bange, daß

*) l'épinette ist im guten französisch ein kleines Clavier, Spinettchen, allein in einigen französischen Gegenden auch Maultrommel, so wie in andern dieses Instru,

uns diese letzte Kinnladenreliquien in ihrer Verzweiflung an den Kopf springen würde; denn sie konnte sich gar nicht trösten, daß es ihr an einem Federbette fehlte, ihrem alten abgezehrten Gerippe gütlich zu thun. Meine Schwester schlief sogleich ein, da sie aber nicht zu zweien zu schlafen gewohnt war, gab sie mir solche Stöße, daß ich halb eingeschlafen wieder auffuhr, ich gab ihr die Stöße zurück, wir lachten; und kaum schliefen wir wieder ein, so ging die Schlägerei von neuem an. Meine zwei jüngsten Schwestern triebens ihrer Seits eben so, und da wir sahen, daß wir doch gar keine Ruhe finden konnten, ruften wir unsern Leuten, und ließen uns zu Frühstücken geben. Die Montbail wollte die Zierde der Gesellschaft seyn, sie erschien wie die aufgehende Sonne, über und über, das Gesicht mit einbegriffen, in Jonquille gekleidet, und stimmte ihre Klaglieder gegen uns an: wie sie die ganze Nacht so schlecht gelegen wäre, wie ihr die Rippen so weh thäten! Mir machte diese kleine Demüthigung, die sie erfahren hatte, eine boshafte Freude, sie bereitete mir deren täglich zu dutzen-

ment Bombarde heißt, ein Wort, das sonst den größten Orgelpfeifen; und — wie Uebersetzer sich zu erinnern glaubt, einer Art Schießgewehr gegeben wird. Dieses ist zur Rechtfertigung gegen den Recensenten des ersten Theils dieser Denkwürdigkeiten in der Hallischen Zeitung gesagt, ders dem armen — wohl freilich nicht gar schulgerechten Uebersetzer sehr vorwirft, S. 18. créver mit zerplatzen verdeutscht zu haben, welches er zur Ehre der Wahrheit, sehr beschämt über seiner Heldin rohe Ausdrücke, doch thun mußte. Da das bei V. herausgekommene französische Exemplar dem Leser unmöglich den Glauben an große Zartheit des Ausdrucks geben kann, begriff der arme Uebersetzer gar nicht, warum er nicht in diesem Fall un chat un chat nennen durfte.

den, indem sie die Königinn und meine Schwester Charlotte gegen mich aufhetzte. Diese letzte erhielt mit Mühe Gnade für ihre Leute von dem König, zu mir sagte er: ich sei sehr gut, mich um meiner Schwester Bequemlichkeit willen also die ganze Nacht geplagt zu haben. Wir erzählten ihm unsre dabei gehabten Begebenheiten, worüber er sehr lachte. Der folgende Tag war zu seiner Abreise bestimmt; die Königinn, die ihn begleiten sollte, war von der schwärzesten Schwermuth geplagt, sie war so entstellt, daß es ein Jammer war, aber Mitleiden konnte man nicht mit ihr haben, denn sie ward so bösartig wie der König, daß kein Mensch, nicht einmal meine Schwester es bei ihr aushalten konnte. Abends kam mein Bruder. Er war sehr lustig mit mir, sobald ihn aber jemand ansah, machte er ein Gesicht, und stellte sich traurig. Des folgenden Tags trennten wir uns alle, und ich ging mit meinen Schwestern nach Berlin.

Der König hatte uns befohlen, alle Abende in das deutsche Schauspiel zu gehen, worüber wir uns fast todt ärgerten. Die Prinzessinnen von Geblüt, die mir sehr zugethan waren, kamen aus Gefälligkeit für mich auch dahin; ich unterhielt mich mit ihnen, ohne auf das Schauspiel, das ganz elend war, Achtung zu geben. Die Markgräfinn Philip lud mich verschiedene Male zum Abendessen ein, ich belustigte mich bei ihr sehr gut; es war da ein kleiner Zirkel geistreicher Leute versammelt, der unsre Soupers sehr angenehm machte. So viel es mir möglich war, vermied ich die Leute, die mir Verdruß machen konnten, und so brachte ich meine Zeit in Berlin ziemlich ruhig zu.

Sastot, der Kammerherr der Königinn, kam oft zu mir. Obgleich sehr vertraut mit Grumkow, war es doch ein sehr ehrlicher Mann, und mir sehr ergeben; viel Geist hatte er nicht, aber viel gesunden Verstand.

Ihm vertraute ich allen meinen Verdruß und den Entschluß, nach der Revüe von des Erbprinzen Regimente um jeden Preis nach Bayreuth zurück zu gehen. Auf diese Aeußerung sagte er mir, daß ihm Grumkow aufgetragen habe, mir zu melden, daß ihm der Erbprinz vor kurzem in einem Briefe eben diese Gesinnungen geäußert habe, und sogar geneigt schien, sein Regiment abzugeben; er, Grumkow, habe es dem Könige anvertraut und ihm vorgestellt, wie sehr unzufrieden wir mit seiner Behandlung wären, das habe dem Könige eine große Verwunderung verursacht, und nach einigem Nachsinnen habe er gesagt: „ich kann mich nicht entschliessen, meine Tochter und meinen Eidam von mir zu lassen, und will ihm, auf die Bedingung, daß er bei seinem Regiment bleibe, nach der Musterung zwanzigtausend Thaler Gehalt geben. Meine Tochter aber soll bei ihrer Mutter bleiben, und kann ihn von Zeit zu Zeit besuchen." Grumkow, der unsre Absichten nicht kannte, hatte nichts darauf geantwortet, bat mich nun aber, ihn wissen zu lassen, was er thun solle. Ich beauftragte Sastot mit einem sehr höflichen Gruß an diesen Minister, und bat ihn inständig, es so einzurichten, daß wir abreisen könnten, meine Gesundheit sey zerstört, Verdruß und Ermüdung überwältige mich, ich wolle nicht getrennt vom Erbprinzen leben; weder ihm, noch mir könnte es angemessen seyn, uns in eine Garnison zu begraben, und der Markgraf, dessen Gesundheit augenscheinlich abnähme, machte unsre Gegenwart in Bayreuth höchst nothwendig.

Des Tages darauf brachte mir Sastot seine Antwort. Er ließ mich versichern, daß er sein Möglichstes thun würde, um unsre Abreise zu befördern, daß aber der Markgraf nothwendig zu diesem Zweck einige Schritte thun müßte, in welcher Rücksicht man damit anfangen müßte, den König von seiner Krankheit zu

benachrichtigen. Er unterrichtete mich auch, daß die Stände von Kleve dem König vor einiger Zeit Abgeordnete geschickt hätten, mit der dringenden Bitte, mich ihnen zur Regentinn zu geben; sie hatten sich erboten, mich gänzlich frei zu halten, ohne daß es den König einen Heller kosten sollte; allein der König hatte sie mit einem derben Verweiß und dem Bedeuten zurückgeschickt: daß sie es sich nie wieder beikommen lassen sollten, ihm solche Vorschläge zu machen. Der Verdruß, den sich diese guten Leute mir zu Liebe zugezogen hatten, that mir sehr leid. Ich hatte von ihrem gethanen Schritt nicht den mindesten Begriff gehabt, sonst hätte ich ihn, da ich wohl wußte, daß der König ihnen eine abschlägige Antwort geben würde, verhindert.

Ich war sehr begierig nach Nachrichten von Braunschweig und näheren Umständen der dortigen Vorgänge. Mein Bruder hatte die Gefälligkeit, mich davon unterrichten zu lassen. Er schickte mir Herrn von Kaiserling zu, der damals sein Liebling war. Dieser sagte mir, daß mein Bruder mit seiner Baase sehr zufrieden sei, und den Hochzeitstag, welcher am zwölften Juni gewesen sei, seine Rolle sehr gut gespielt habe, denn er habe durch sein Betragen glauben gemacht, daß er in der fürchterlichsten Laune sei, indem er seine Diener in des Königs Gegenwart derb auszankte; der König hatte ihn ein paar Mal darüber getadelt, und schien sehr nachdenkend; die Königinn wär von dem Braunschweiger Hofe entzückt, könnte aber die Kronprinzessin nicht leiden, und behandelte die beiden Herzoginnen wie Hunde, so daß sich die regierende Herzoginn darüber bei dem König hatte beschweren wollen, und nur mit Mühe davon abgehalten worden sei. Des Abends erhielt ich auch einen eigenhändigen Brief des Königs, der in

den verbindlichsten Ausdrücken abgefaßt war, er befahl mir, des folgenden Tags mit meinen Schwestern nach Potsdam zu gehen, und versicherte mich, daß ich den Erbprinzen dort bald sehen würde. Dieser letzte Punkt verursachte mir eine unendliche Freude, und ich reiste wohlgemuth nach Potsdam ab.

Der König langte vor der Königinn daselbst an. Er bezeugte mir tausendfältige Güte, sagte mir, er sei von seiner Schwiegertochter entzückt, ich solle Freundschaft mit ihr stiften, sie wär ein gutes Kind, aber man müsse sie noch erziehen. Du wirst, fuhr er fort, schlecht wohnen, ich kann die nur zwei Zimmer geben, du wirst dich mit dem Markgrafen, deiner Schwester und deinem Gefolge darinn bequemen. Die Königinn, die indessen ankam, unterbrach das Gespräch. Sie empfing mich ziemlich gut, und sagte zu meiner Schwester, indem sie sie umarmte: ich wünsche dir Glück, liebe Lottine, du wirst sehr glücklich sein, du wirst einen prächtigen Hofstaat haben, und alle Vergnügungen, die du dir wünschen kannst. Darauf erzählte sie mir, der Kronprinz könne seine Gemahlinn nicht leiden, und die Ehe sey nicht vollzogen; sie sei dümmer wie je, ohngeachtet der Mühe, die sich Frau von Katsch, ihre Hofmeisterinn, gäb, sie zu erziehen. Auf den ersten Anblick wird sie dir gefallen, setzte sie hinzu, denn ihr Gesicht ist allerliebst, aber sieht man sie länger als einen Augenblick, so ists nicht zum aushalten. Darauf lachte sie über die schöne Anordnung, die der König in Ansehung unsers Unterkommens gemacht hatte, und fragte, wie wir alles machen wollten? Meine Schwester sagte: der König habe gut befehlen, es wäre dennoch unmöglich, uns einzurichten, und wirklich glaube ich nicht, daß einem Menschen jemals so etwas eingefallen ist. Die beiden Zimmer, welche man uns be-

stimmte, hatten keine Ausgänge, und das eine von ihnen war ein kleines Kabinet. Meine Schwester und ich nahmen unsre Einrichtung vor; ihr und ihrer Kammerfrau ließ ich das Kabinet, und mit Hülfe einer Menge Schirme machte ich aus meinem Zimmer eine ganze Wohnung für sechs Personen, denn so viel waren wir unsrer mit dem Erbprinzen und unsrer Dienerschaft. Meine Hofmeisterinn, die seit einiger Zeit sehr unbaß war, ward plötzlich von einer Halsentzündung mit heftigem Fieber befallen; ihr Uebel beunruhigte mich sehr, und um so mehr, da ich niemand bei mir hatte.

Ich erwartete den Erbprinzen den zweitfolgenden Tag, und die Kronprinzessin, der Herzog und die Herzoginn von Braunschweig, so wie der Herzog und die Herzoginn von Bevern und ihr Sohn, sollten den zwei und zwanzigsten Juni ankommen. Die Königinn hatte mir von der Herzoginn von Braunschweig ein abscheuliges Gemählde gemacht; sie war die Mutter der Kaiserinn, und machte in dieser Eigenschaft Ansprüche an Auszeichnungen, die sie nicht verlangen konnte; war unleidlich stolz, und hatte den Vortritt vor der Kronprinzessinn gefordert, die Königinn sagte mir, wenn ich meine Maßregeln nicht bei Zeiten nähme, würde ich viel Händel mit ihr haben.

Ich war in großer Verlegenheit, der König lebte wie ein Landedelmann, und wollte nicht einen Schatten von Ceremoniel bei sich haben. Er behandelte meine Schwestern wie Töchter vom Hause, wollte, daß sie die Gäste empfingen, und konnte die Rangstreitigkeiten nicht leiden, sie müßten allen fremden Prinzessinnen, die nach Berlin kämen, den Vortritt lassen. Ich wußte, daß diese Saite sehr zart zu berühren war, und mir viel Verdruß machen konnte, wußte aber auch, daß ich meine Vorrechte als

Königstochter, wenn ich sie einmal verlör, nie wieder erlangen würde. Nach langer Ueberlegung entschloß ich mich, es darauf hin zu wagen, und mit dem König darüber zu sprechen; die Königinn versprach mir ihren kräftigsten Beistand.

Meine Mutter, meine Brüder und Schwestern wünschten ihm alle Abend gute Nacht, und blieben bei ihm, bis er eingeschlafen war. Seit meiner Heirath hatte ich mich dieser Etikette entzogen, da aber der König Abends meist guter Laune war, nahm ich mir vor, diesen Augenblick zu wählen. So bald er mich erblickte, rief er: Ach willst du mich auch besuchen? ich sagte: daß ich so eben einen Brief vom Erbprinzen erhalten hätte, der ihn seiner Ehrerbietung versicherte, und mir aufgetragen habe, zu fragen, ob er sich nach Berlin oder Potsdam begeben sollte. Der König antwortete: ich gehe morgen nach Berlin, sage ihm, daß er dahin kommen soll, dann bring ich ihn dir morgen Abend hieher. Ich bin sehr mit ihm zufrieden, setzte er hinzu, er hat sein Regiment in die schönste Ordnung von der Welt gebracht, und ich weiß, daß er Tag und Nacht keine Ruhe hat, um es gut zu discipliniren. Dieser Eingang gab mir einigen Muth. Nach und nach drehte ich das Gespräch auf die braunschweigschen Herrschaften, und fragte ihn endlich, wie ich mich gegen sie benehmen sollte, da ich nichts ohne seinen Befehl thun wollte, und voraus wußte, daß mir die Herzoginn von Braunschweig den Vorrang abstreiten würde. Der König antwortete: das wäre sehr lächerlich, das thut sie nicht. Nicht im geringsten, sagte die Königinn, sie hat ihn über die Kronprinzessinn verlangt, und ich habe ihr einen derben Wischer darüber gegeben. Sie ist eine alte Närrin, nahm der König wieder das Wort, aber man muß sie doch schonen, weil sie die

Mutter der Kaiserinn ist. Du, setzte er zu mir gewendet, hinzu, machst ihr keinen Besuch, bis sie nicht zu dir gekommen ist, und trittst ihr überall vor; aber damit sie nicht ganz vor den Kopf gestoßen wird, will ich alle Tage das Loos ziehen lassen. Sehr froh, mich so glücklich aus der unangenehmen Sache gezogen zu haben, begab ich mich hinweg.

Den folgenden Tag war ich endlich so glücklich, den Erbprinzen wieder zu sehen, und das vertilgte alle meinen Verdruß. Er erzählte mir, daß sein Onkel, der Prinz von Culmbach, in einigen Tagen ankommen würde; der König hatte ihn nach Berlin eingeladen, ich freute mich sehr, ihn zu sehen, weil ich hoffte, daß er uns durch den Einfluß, den er bei seinem Bruder hatte, behülflich sein würde, unsrer Sklaverei zu entgehen.

Den vier und zwanzigsten Juni langte der ganze Braunschweiger Hof an. Der König, von meinem Bruder, dem Erbprinzen, einem großen Gefolg von Generälen und Offizieren begleitet, eilten der Kronprinzessin entgegen. Die Königinn, meine Schwestern und ich empfingen sie am Eingang des Schlosses. Ich will hier ihr Portrait entwerfen, so wie es ihr damals gleich sah, denn sie hat sich seitdem sehr geändert.

Sie ist groß, nicht sehr schlank, und trägt sich gebückt, was ihr einen sehr übeln Anstand giebt; ihre Haut ist blendend weiß, und von den schönsten Farben gehoben ist; ihre Augen sind blaßblau, und versprechen nicht viel Geist, sie hat einen kleinen Mund, alle ihre Züge sind zart, ohne schön zu sein, und das Ganze ihres Gesichts ist so allerliebst und so kindisch, daß man glauben sollte, es gehöre einem Kinde von zwölf Jahren an. Allein alle diese Annehmlichkeiten sind von ihren Zähnen verdorben, die schwarz und

schlecht gereiht sind. Sie hatte weder Anstand noch die geringste Bildung und viel Beschwerlichkeit sich auszudrücken, und zu sprechen, so daß man alles, was sie sagte, errathen mußte, was denn in große Verlegenheit setzte.

Nachdem sie uns alle begrüßt hatte, führte sie der König in das Zimmer der Königinn, und wie er sah, daß sie sehr erhitzt und alles Haarpuders beraubt war, sagte er meinem Bruder, er möchte sie in ihr Zimmer begleiten. Ich folgte ihr dahin nach. Indem mein Bruder mich ihr vorstellte, sagte er, diese Schwester bet ich an, und habe ihr alle mögliche Verbindlichkeiten, sie hat die Güte gehabt, mir zu versprechen, daß sie Sorge für Sie tragen, und Ihnen mit gutem Rath beistehen will. Ich will, daß Sie sie mehr wie den König und die Königinn ehren, und nichts ohne ihr Gutachten unternehmen. Verstehen sie mich? — Ich umarmte sie, und versicherte sie auf alle Weise meiner Zuneigung; allein sie blieb wie eine Statue, ohne nur ein Wort zu erwiedern. Ihre Leute waren noch nicht angekommen, ich puderte sie mit eignen Händen, und stellte ihren Putz wieder ein wenig her, ohne daß sie mir nur dankte, noch meine Liebkosungen im Geringsten anerkannte; so daß endlich mein Bruder darüber ungeduldig ward, und laut ausrief: Hol der Teufel die Gans! so danken sie doch meiner Schwester! — sehr wenig von ihrem Verstande erbaut, führte ich sie darauf zur Königinn zurück.

Die zween Herzoginnen waren bei ihr. Die von Braunschweig mochte fünfzig Jahr alt sein, war aber so gut erhalten, daß man ihr nur vierzig gab; sie hat viel Verstand und Weltsitte, aber ein gewisses entschieden verbuhltes Wesen in ihrer Haltung, welches deutlich genug bezeugt, daß sie keine Lukrezia,

war. Zu der damaligen Zeit war Herr von Stöcken ihr Liebhaber. Man begreift nicht, wie eine so gescheute Prinzessin ihre Liebe so schlecht konnte anbringen, denn ich habe nie etwas dümmeres und unerträglicheres gesehen, als diesen Herrn. Der Herzog, ihr Gemahl, war es nicht weniger, die Freuden der Liebe waren ihm theuer zu stehen gekommen, denn er hatte keine Nase mehr. Mein Bruder sagte im Scherz, er hätte sie in einer Schlacht gegen die Franzosen verloren. Mit mehrern andern guten Eigenschaften verband dieser Prinz auch die, ein vortrefflicher Ehemann zu sein, die Aufführung seiner Gemahlinn war ihm nicht unbekannt, aber er litt sie geduldig, und bezeugte ihr alle erdenkliche Achtung und Zärtlichkeit. Man sagt, daß sie ihn in dem Grade beherrschte, daß er ihr jedes Mal, daß er bei ihr schlafen wollte, ansehnliche Geschenke geben mußte. Seine Tochter, die Herzoginn von Bevern und ich waren erfreut, uns wieder zu sehen, denn, wie man weiter oben gesehen hat, war ich mit ihr und ihrem Gemahl genau verbunden. Man zog das Loos und setzte sich an eine große Tafel von vierzig Gedeck. Der König gab uns eine Janitscharenmusik, die von mehr wie fünfzig Negern aufgeführt wurde, zum Besten; sie hatten lange Trompeten, kleine Parken und Platten von einem gewissen Metall, die sie an einander schlugen, welches alles zusammen einen erschrecklichen Lärm machte. Nach der Tafel nahmen wir bei der Königinn den Kafee, worauf uns der König in die Glashütte führte. Die Kronprinzessinn verließ mich keinen Augenblick, aber es war mir noch nicht gelungen, ein Wort aus ihr zu bringen. Der König machte uns allen Geschenke, worauf wir zur Königinn zurück kehrten, bei der am Abend Spiel war.

Den folgenden Tag gingen wir alle früh um sechs, um das Regiment des Königs mustern zu sehen, Mittags zurück, und sogleich zur Tafel. Der König reiste des Nachmittags mit dem Erbprinzen und meinem Bruder nach Berlin ab, und wir Prinzessinnen allzumal begaben uns nach Charlottenburg. Die Königinn mit den beiden Herzoginnen und dem alten Herzog von Braunschweig in einem Wagen, die Kronprinzessinn, meine Schwester und ich in den zweiten; die Hitze war unleidlich, und der Staub belästigte uns sehr; die Kronprinzessinn ward übel, und erbrach sich den ganzen Weg über, das machte aller Welt, die Königinn ausgenommen, eine große Freude, denn man glaubte, diese Uebelkeit habe eine gute Ursache.

Um acht Uhr Abends kamen wir endlich nach Charlottenburg, wo ich sehr froh war, meine Hofdamen zu finden. Die Kronprinzessinn legte sich nieder, und wir gingen zu Tisch. Herr von Eversmann, der die Logis zu vertheilen gehabt hatte, war so gütig gewesen, mich dergestalt zu versorgen, daß ich, um zur Königinn zu kommen, über den Schloßhof gehen mußte. Diese Mißhandlung beleidigte mich, im höchsten Grad, denn man hatte allen Hofdamen der Herzoginn die besten Zimmer gegeben, und mir die aller einfachsten. Die Königinn war seit ihrer Rückkehr von Braunschweig von viel erträglicherer Laune gegen mich gewesen, jetzt fing sie aber wieder an, mich zu plagen, sie sagte mir während des Abendessens tausend Anzüglichkeiten, und behandelte mich ohne alle Schonung.

Des folgenden Tages machte mir die Herzoginn von Braunschweig ihren ersten Besuch, und entschuldigte sich sehr, nicht früher gekommen zu sein. Wir bezaben uns alle zur Königinn, welche uns sagte,

daß sie heute nur einmal speisen wolle, weil wir uns alle früh zur Ruhe begeben müssen, um morgen zum Einzug der Kronprinzessinn früh fertig zu sein. Sie ließ Musik kommen, und wir tanzten den ganzen Nachmittag bis zehn Uhr des Abends. Vergebens schmeichelte ich mir, daß uns der Erbprinz überraschen würde, der König hatte es ihm durchaus nicht erlauben wollen; er mußte in Berlin bleiben und Langeweile haben, und obschon er zu Abend zu speisen gewohnt war, hatte der König nicht die Aufmerksamkeit, ihm das Geringste zurichten zu lassen, ja man verweigerte ihm sogar Butter und Käse. Unser Ball war also gar nicht lebendig, ich gab eine bloße Zuschauerinn dabei ab, denn wegen meiner ungemeinen Schwäche konnte ich gar nicht tanzen. Um neun Uhr verabschiedete die Königinn alle fürstliche Herrschaften, und nachdem sie sich in ihr Schlafzimmer begeben hatte, fragte sie meine Schwester und mich, ob wir zu Abend essen wollten? ich antwortete, daß ich nicht hungrig sei, und mit ihrer Erlaubniß zu Bett gehen wolle. Ohne mir zu antworten, sah sie mich überzwerg *) an. Wir hatten den Befehl, früh um drei Uhr fertig zu sein, um der Revue beizuwohnen, uns war großer Putz geboten, also blieb zum Schlafen nicht viele Zeit übrig. Ich bat Frau von Konnken, mir meine Entlassung zu verschaffen, sie rieth mir aber zu bleiben, weil die Königinn zu Abend essen wollte. So blieb ich also, und wir viere setzten uns zu Tisch. Die Königinn schimpfte unaufhörlich auf das ganze Haus Braunschweig und auf mich; da war kein Schimpfwort, das sie nicht auf die Kronprinzessinn und ihre Mutter anwendete, meine

*) me regarde de travers — Dürfte dieser Provinzialausdruck nicht aufgenommen werden, da er ganz den Sinn des französischen Ausdrucks wieder giebt?

Schwester stimmte ihr in allem bei, und verschonte nicht einmal den Prinzen Carl. Diese schöne Mahlzeit dauerte bis Mitternacht und ihr Ende setzte ihm die Krone auf. Wir haben alle den Kopf verloren, rief plötzlich die Königinn, indem sie mich ansah, wir sprechen hier in Gegenwart verdächtiger Leute ohne allen Rückhalt, und morgen wird die ganze Rotte unser Gespräch erfahren. Ich kenne die Aufpasser von denen ich umgeben bin und die sich mit meinen Feinden verbunden, recht gut, aber ich will schon Mittel finden, sie zu ihrer Pflicht zurück zu bringen. Guten Abend Ihr Liebden, setzte sie gegen mich sich wendend, hinzu, sein Sie morgen um drei Uhr fertig, denn ich bin nicht geneigt, auf Sie zu warten. Ich begab mich stillschweigend hinweg, alles, was ich gehört hatte, brachte mich aufs Aeußerste, denn ich verstand sehr gut, daß unter den Verdächtigen und Aufpassern niemand gemeint sei, als meine kleine Person.

Ich begab mich in mein Zimmer, wo ich meine gute Hofmeisterinn, die sich zu bessern anfing, und ihre Nichte, die Marrwitz antraf; ihnen theilte ich mit, was ich für einen angenehmen Abend zugebracht hatte. Ich weinte die hellen Thränen, ich wollte mich krank anstellen und in meinem Zimmer bleiben, aber sie fanden Mittel, mich zu beruhigen, und daran zu verhindern. Es ward so spät, daß mir nur eben Zeit zum Ankleiden blieb, und ich kam vor drei Uhr ganz geputzt in die Zimmer der Königinn. Man kann sich leicht denken, daß ich den Eintritt hatte, doch dieses Mal ward er mir versagt, die Ramen hielt mich mit ihrem zuversichtlichen Wesen an der Thüre auf — ey mein Gott, Ihr königliche Hoheit! sind sie es! wie ist das möglich! schon fertig! die Königinn wacht nur eben erst auf, und hat mir be-

fohlen, niemand herein zu lassen; ich will Sie benachrichtigen, wenn es Zeit ist. Ich ging indessen mit meinen Damen in der Gallerie auf und ab. Kurz darauf kamen die beiden Herzoginnen, die von Bevern sah mich zärtlich an, und sagte: Sie haben Kummer, Sie haben sicherlich geweint. Das ist wahr, antwortete ich, und ich hoffe, man soll bald zufrieden sein, der Tod wird mich bald von meinen Leiden erlösen, denn ich kann mich fast nicht fortschleppen und fühle, daß meine Kräfte täglich abnehmen. Sie haben Einfluß bei Seckendorf, und haben ihn beim König, um Gotteswillen, schaffen Sie mich fort von hier! machen Sie, daß man mich in Bayreuth in Frieden sterben lasse! Ich will mein möglichstes thun, Sie zu befriedigen, sagte die gute Herzoginn; obschon Sie sich nicht gegen mich erklären, weiß ich dennoch alles, was gestern Abend vorgegangen ist, und ich will Ihnen meinen Ueberbringer nennen, es ist die Prinzessinn Charlotte. Das, was Sie mir sagte, setzte mich in Erstaunen. Sie wundern sich, sagte sie, aber ich nicht, diese Schwiegertochter wird uns zu schaffen machen, aber mein Sohn kennt Sie so gut als ich, und er wird sie in Ordnung zu halten wissen. Hier unterbrach uns die Königinn, die mit meiner Schwester und der Kronprinzessinn, denen sie nicht, wie mir, den Eintritt verboten hatte, ins Zimmer trat. Nachdem sie die beiden Herzoginnen begrüßt hatte, sagte sie zu mir, indem sie mich mit den Augen maß: Ihr Liebden haben lange geschlafen, mir däucht, Sie könnten schon aufstehen, wenn ich es thue. Ich bin seit drei Uhr hier, antwortete ich, die Ramen weiß es, und hat mich nicht herein lassen wollen. Sie hat recht gethan, sagte sie, Sie sind mit den Herzoginnen mehr an Ihrem Platz, wie mit mir, und indem sie das sagte, setzte sie sich mit

der Kronprinzessinn in eine Art von kleinen Wagen, ich stieg mit meiner Schwester in eine Staatskutsche, die beiden Herzoginnen in eine andere, und alle Prinzen und Cavaliere folgten uns zu Pferd.

Es verging eine gute Stunde, bis wir am Versammlungsort eintrafen. Die Hitze war unleidlich, man hatte ein dutzend Zelte von einfacher Leinwand, aufspannen lassen, deren jedes sechs Pers·en fassen konnte, sie waren für die Königinn, die Prinzessinnen nnd alle Damen des Hofs und der Stadt bestimmt. Mehr wie achzig Wagen voll Damen folgten uns, alle Equipagen waren prächtig, und alle Welt hatte sich zu Grunde gerichtet, um an diesem Tage zu glänzen. In dieser Ordnung fuhren wir alle vor den Truppen, die zwei und zwanzig tausend Mann stark in Schlachtordnung gestellt waren, vorbei. Der König stand am Eingange von der Königinn ihrem Zelte, und stoppte uns alle hinein, solchergestalt, daß viere von uns standen, indeß die andern am Boden saßen oder lagen. Die Sonne brannte durch das feine Tuch, und wir erlagen unter der Last unsrer Kleider. Dazu rechne man noch, daß uns nicht die mindesten Erfrischungen gereicht wurden. Ich legte mich im Hintergrunde des Zeltes auf den Boden, die andern, die alle vor mir standen, schützten mich vor der Sonne, und so blieb ich von fünf Uhr früh, bis drei Uhr Nachmittags, wo wir alle wieder in die Wägen stiegen. Der Zug ging Schritt vor Schritt, dergestalt, daß wir erst um fünf Uhr, ohne einen Tropfen Wasser getrunken zu haben, im Schlosse ankamen.

Wir setzten uns sogleich mit allen fürstlichen Personen zu Tisch, der König kam am Ende der Tafel; er war sehr guter Laune, nnd ein bischen berauscht, denn er hatte alle Generale und Obersten der Armee bewirthet. Um neun Uhr verließen wir die Tafel,

und nach eingenommenen Kaffee stiegen wir in eben der Ordnung, wie beim Einzug, in die Wagen, und begleiteten die Kronprinzessinn in ihren Pallast. Dort blieben wir bis eilf, worauf sich ein jeder hinweg begab.

Wir hatten alle Befehl von der Königinn, früh um acht Uhr bereit zu sein, um dem König zur Einweihung der Peterskirche zu folgen. Mir war es nicht möglich, bei diesem Feste zu sein; ich war die ganze Nacht sterbens krank gewesen, und noch am Morgen so übel, daß ich mich nicht rühren konnte, schickte also zur Königinn, und ließ mich entschuldigen. Sie schickte die Ramen zu mir, die mir sagen mußte, ich sollte um jeden Preiß das Bett verlassen, ich sei immer in der Einbildungskraft krank, und sie wolle keine Entschuldigung gelten lassen. Ich sagte dem Weibe, sie solle die Königinn versichern, ich sei wirklich krank, und unfähig, das Bett zu verlassen, ich würde mich bei dem König entschuldigen, und wär überzeugt, daß ers nicht übel nähme, wenn ich in meinem Zimmer blieb. Dennoch schickte ich die Grumkow zur Königinn; das Mädchen war keck, und hatte eine geläufige Zunge, und die Königinn nahm sich ihres Onkels wegen gegen sie in Acht, dieser lehrte ich also ihre Lexion. Sobald die Königinn sie sah, sagte sie: Guten Morgen Grumkow! nun, meine Tochter hat ihre Launen? sie will nicht ausgehen, sie will sich ein Ansehn geben, und zu Hause bleiben, indeß ich, die doch mehr ist, wie sie, mich plagen muß. Ihre Majestät, antwortete die Grumkow, Sie thun ihr Unrecht. Ihre Königliche Hoheit ist schon lange unbäßlich, Ihre Gesundheit ist sehr geschwächt, Sie kann die Ermüdung nicht ertragen, heute Nacht war Sie sehr krank, und ich weiß nicht, ob Sie Morgen im Stand sein wird, Ihrer Majestät

die Aufwartung zu machen. Morgen? rief die Königinn, morgen? ich glaube, Ihr träumt! in dieser Welt muß man sich Gewalt anthun können, sie muß heraus, sagt ihr von meinetwegen, ich befehl es ihr. Meiner Treu, Ihre Majestät, erwiederte die Grumkow, das sag ich ihr nicht. Die Frau Marggräfinn wird gut thun, so bald möglich nach Bayreuth zurück zu gehen, dort kann sie ihrer Ruhe und Bequemlichkeit pflegen, und wird nicht behandelt, wie hier. Diese kecke Antwort machte die Königinn etwas verlegen, und sie sagte nichts weiter. Bei dem Könige hatte ich mich entschuldigen lassen; er schickte sogleich zu mir, erkundigte sich nach meiner Gesundheit, die ich, wie er mir sagen ließ, schonen sollte, um der Hochzeit meiner Schwester beiwohnen zu können. Wie man sich zu Tische setzte, erkundigte er sich noch bei dem Erbprinzen nach mir. Alle Welt sagte ihm, daß meine Gesundheit gar nichts tauge. Die Herzoginn von Bevern stimmte dieser Meinung sehr nachdrücklich bei, und setzte hinzu, wenn ich mich nicht einer Cur unterwürfe, so könnte ich mich zu einer Reise in die andere Welt anschicken. Er schien darüber gerührt, indeß die Königinn vor Verdruß verging, daß ihr alle Welt Unrecht gab. Des folgenden Tags ging ich aus, die Königinn sagte mir zwar nichts, schmollte mir aber doch; Abends war deutsche Komödie.

Der Prinz von Culmbach, der mich gleich bei meiner Ankunft in Berlin besucht hatte, war über die Art, wie ihn der König empfangen hatte, sehr unzufrieden. Ich hatte alles angewendet, um ihn zu besänftigen. Da ihn der König eingeladen hatte, konnte er sich eines guten Empfangs versehen, ich versprach alles anzuwenden, damit es ihm besser gefiele, allein ich rechnete ohne den Wirth. Mittags

und Abends fuhr man fort, das Loos zu ziehen, alle Prinzen und Prinzessinnen, so wohl die vom Geblüt, als die fremden, begaben sich früh zu der Königinn, und speißten ohne weitere Einladung beim König. Der Prinz von Culmbach stellte sich des folgenden Tags, so wie die übrigen, ein. Herr von Schlippenbach, der das Obermarschallsamt hatte, kam mit einem erbärmlichen Gesichte zu ihm, und sagte, er wär in Verzweiflung, ihn benachrichtigen zu müssen, daß der König ihn zur Tafel zu laden, und ein Loos zu geben, verboten habe, er wollte ihn lieber im Voraus benachrichtigen, damit er seine Maßregeln darnach nehmen könne. Höchst aufgebracht, beklagte sich der Prinz von Culmbach sogleich bei meiner Hofmeisterinn, die mich unverzüglich davon benachrichtigte. Die Sache brachte mich zur Verzweiflung! außerdem, daß ich den Prinzen von Culmbach sehr schätzte, fiel die Mißhandlung, welche ihm widerfuhr, auch auf uns zurück. Allein es war keine Zeit, weder zu Klagen, noch zu Vorstellungen; der gute Prinz mußte ohne gegessen zu haben, nach Haus gehen. Er setzte sich in mein Vorzimmer, wo ich ihn im höchsten Unwillen fand, eben so war der Erbprinz, beide wollten sogleich abreisen, und ich hatte alle Mühe, sie zu besänftigen. Dem Prinzen von Culmbach versprach ich Genugthuung, zu dem Entzweck ließ ich den General Marwitz, der in Berlin war, zu mir kommen, und trug ihm auf, die Sache wieder ins Reine zu bringen; der sprach dann auch dem König so kräftig zu, daß er des folgenden Tags über das vorgefallne Mißverständniß seine Entschuldigung machen ließ.

Aller Zeitvertreib, den man den fremden Herrschaften gab, bestand in der deutschen Komödie, wo man vor Langerweile einschlief. Die Herzoginn von Bevern, der Erbprinz, der Prinz Carl und ich, setzten uns immer

so, daß weder der König, noch die Königinn uns sehen konnten, und schwatzten zusammen. Ich ging immer mit der Herzoginn von Braunschweig in dieses verdammte Schauspiel; in dem Wagen der Königinn wollte sie nicht fahren, um nicht der Kronprinzessinn den Vorrang zu lassen; mit mir richtete sie es immer so ein, daß sie mir vorauseilte, damit sie schnell in Wagen steigen, und sich zur rechten Hand setzen konnte. Ich bin weder stolz noch ränkesüchtig, aber ich will, daß mir ein Jeder das Meinige zugestehe, und tritt man mir zu nahe, so weiß ich so gut, wie eine Andere, auf mein Recht zu halten. Die ersten Tage hatte ich Geduld gehabt, und nicht dergleichen gethan, endlich ging sie mir aber aus, und ich nahm meiner Zeit so wohl wahr, daß ich ihr vortrat, und meinen Platz zur Rechten einnahm. In meinem Leben sah ich keine so zornige Frau! Sie ward karmosinroth, und bedurfte alle ihre Vernunft, um mir nicht die Augen auszureißen. Sie war vor Zorn ganz angeschwollen. Endlich nachdem sie einige Unverschämtheiten, die sie mir sagen wollte, hinuntergeschluckt hatte, fing sie an: ich bin hier nicht an meinem Platze, das ist aber meine geringste Sorge. Ich eben so wenig, Ihr Durchlaucht, sagte ich, ich finde auch wirklich nichts lächerlicher, als sich Vorrechte zuzueignen, die uns nicht zukommen, und noch lächerlicher, auf solche nicht zu halten, zu denen wir berechtigt sind. Bei diesen Worten hielt ich meinen Kopfputz mit beiden Händen, denn ich fürchtete, sie ließ ihn aus dem Wagen fliegen; glücklicher Weise hielt er aber in eben dem Augenblick, und sie stieg brummend heraus.

Wie ich zur Königinn kam, erzählte ich ihr diesen Auftritt, der sie so sehr belustigte, daß sie ihr Schmollen darüber vergaß; mein Benehmen gefiel

ihr gar sehr, und sie versprach mir, sie denselben Abend noch recht zu ärgern. Alle Welt verabscheute sie wegen ihrem Hochmuth. Aus Furcht, die Damen, welche zu ihr kommen, möchten sich in ihrem Zimmer niedersetzen, hatte sie alle Stühle daraus wegnehmen lassen, welches nicht einmal bei der Königinn geschah, wo sich ein jeder in dem ersten Vorzimmer niederlassen konnte. Die Damen vom Hof und aus der Stadt waren so beleidigt darüber, daß sie den Fuß nicht wieder zu ihr setzen wollten. Noch lächerlicher machte sie sich bei einer zweiten, bald darauf folgenden Gelegenheit.

Wir waren alle in dem Schauspiel, die Bühne war damals in der ehemaligen Reitschule; sie hatte nur zwei Ausgänge, der, durch welchen wir kamen, führte durch den Pferdestall, und dann durch einen so engen Gang, daß kaum eine einzelne Person durchschlüpfen konnte. Der König stellte sich an die Thür, so daß wir alle vor ihm vorbei gehen mußten. Ich setzte mich immer mit meiner schon erwähnten kleinen Gesellschaft an das andere Ende der Bank. Kaum hatte das Stück angefangen, als ein ungeheures Gewitter kam. Die Blitze leuchteten von allen Seiten, und das Theater schien in Flammen zu stehen; ein fürchterlicher Schlag folgte dem Blitz. Alle Welt bückte sich, in der Meinung, das Wetter hätte mitten ins Theater eingeschlagen. Einen Augenblick nachher hörten wir ein schreckliches Geschrei, und man meldete dem König, es habe den Pferdestall getroffen. Mein Vater, der zunächst an der Thür stand, begab sich mit der Königinn und der Kronprinzessinn sogleich hinweg, kaum waren sie aber hinaus, als sich alle Welt in den Gang drängte, so daß meine Schwestern, die Herzoginn von Bevern, Prinz Carl, der Erbprinz und ich nicht heraus konnten. Die alte Prinzessinn

von Braunschweig strengte, obwohl vergeblich, alle ihre Kräfte an, um sich zu retten. In der Hoffnung, daß sich die Menge zerstreuen würde, warteten wir lange Zeit, da uns aber endlich um unser Leben bang war, beschlossen wir eine großmüthige Anstrengung zu machen, um den Durchgang zu erringen. Der Erbprinz und Prinz Carl brachen uns mit derben Faustschlägen den Weg. Es regnete dergestalt, daß das Wasser wie eine Sündfluth vom Himmel strömte. Ich stieg mit meinen drei Schwestern und der Herzoginn von Bevern im Wagen, die Herzoginn von Braunschweig hatte sich mit Hülfe ihres lieben Herrn von Stöcken und der beiden Prinzen aus dem Gewühl heraus gearbeitet, und folgte uns; wie sie sich mit dem Herzog, ihrem Gemal in eine Kutsche setzte, wollten die beiden Prinzen mit zu ihnen einsteigen, allein sie hatte die Unverschämtheit, ihnen zu sagen, sie wären junge Leute, der Regen würde ihnen nichts schaden, Herr von Stöcken müsse bei ihr im Wagen sitzen. Das verziehen ihr die beiden Prinzen nicht, sie machten sich so unbarmherzig lustig über sie, daß das Publikum mitlachte — denn obschon Prinz Carl ihr Enkel war, schonte er sie nicht mehr als der Erbprinz.

Ich habe schon erwähnt, daß sich der König seit einiger Zeit nicht wohl befand; nach der Meinung der Aerzte war eine zurückgetretene Gicht daran schuld. Unsre Unruhe hörte auf, wie er an diesem Tag Gichtschmerzen in die rechte Hand bekam. Er litt zwar sehr, aber man war sehr froh, daß sein Uebel diesen Weg genommen hatte.

Den folgenden Tag, als am zweiten Junius, welcher zum Hochzeittag meiner Schwester bestimmt war, begaben wir uns alle in des Königs Zimmer, wo sie die Entsagungsakte unterschrieb; darauf war

Mittagstafel bei der Königinn. Der König, der sich niedergelegt hatte, ließ die Königinn, meine Schwester und mich nach der Tafel zu sich rufen. Wir nahmen Stühle und setzten uns um sein Bett. Meine Schwester war traurig, die Königinn hatte ihr gestern in einer langen Unterredung den tödlichen Verdruß anvertraut, in den sie die Zerstörung aller ihrer Hoffnungen versetzte. Liebe Charlotte, hatte sie zu ihr gesagt, das Herz blutet mir, wenn ich denke, daß du morgen sollst aufgeopfert werden. Ich habe mein Geheimniß aller Welt verborgen, aber ich hatte so viel Triebfedern in Bewegung gesetzt, daß ich mir noch schmeichelte, man würde etwas in England thun, um deine Heirath zu verhindern. Ich bin tödtlich betrübt, meine Feinde tragen überall den Sieg über mich davon, und du heirathest morgen einen Bettler, der nicht einmal seinen gesunden Menschenverstand hat. Dieses Gespräch ward mir von meiner jüngern Schwester berichtet, und die weiten Aussichten des Ehrgeizes, die meiner Schwester von der Königinn in Kopf gesetzt waren, machten sie nun traurig. Der König, welcher alles, was in der Königinn Zimmer vorging, von der Ramen, die sein Spion war, erfuhr, wußte sehr gut, wovon die Rede sei. Was fehlt dir, liebe Lotte, fragte er sie, bist du betrübt, dich zu verheirathen? Es ist sehr natürlich, antwortete sie, an einem Hochzeittag ein wenig nachdenkend zu sein; die Verbindlichkeit, die ich eingehe, ist für das ganze Leben, und es ist ganz einfach, daß ich darüber Betrachtungen anstelle. Der König lachte, boshafte Betrachtungen! rief er: Deine Frau Mutter, die hat dir welche machen lassen, und arbeitet täglich an dem Unglück ihrer Kinder durch die Chimären, die sie ihnen in Kopf setzt. Tröste du dich! du wärst nie nach England gekommen, man

hat dich dort niemals gewünscht, und man hat nie den geringsten Schritt darum gethan; mir wärs sehr sehr lieb gewesen, dich dort zu versorgen, aber sie wollen keinen Frieden mit mir, und ärgern mich, wo sie immer nur können. Daß sich deine Heirath zerschlagen hat, sagte er darauf zu mir, daran, das gesteh ich, bin ich schuld, es reut mich alle Tage, aber die Teufelsminister haben mich betrogen. Verzeih du mir! ich habe dir vielen Kummer gemacht, und die mich dazu gebracht haben, sind böse Leute. Wär ich gescheut gewesen, so hätte ich Grumkow zu der Zeit, wie Hothan hier war, verabschiedet, damals war ich aber behext, und bin mehr zu bedauern, als zu verurtheilen. Ich antwortete ihm, daß er sich darüber keinen Vorwurf machen sollte, daß ich mit meinem Schicksal sehr zufrieden sei, weil ich einen Gemahl habe, den ich mit Leidenschaft liebe, und Gott für alles übrige sorgen würde. Meine Antwort gefiel ihm, er umarmte mich, du bist, sagte er, eine wackere Frau, und Gott wird dich segnen. Darauf begaben wir uns hinweg, um uns anzukleiden; die Königinn befahl mir, mich um acht Uhr in den großen Zimmern des Schlosses einzufinden.

Ich fand alle Welt daselbst versammelt; man führte mich in ein für die fürstlichen Personen bestimmtes Zimmer, wo ich die Kronprinzessinn, meine jüngern Schwestern, die Prinzessinnen von Geblüt und die beiden Herzoginnen antraf, kurz darauf kam auch die Königinn mit der Braut herbei; Prinz Carl gab ihr die Hand und führte sie in den Saal wo die Einsegnung statt haben sollte. Wir folgten alle nach unserm Range, jede von einem Prinzen geführt. Der König saß dem Einsegnungstisch gegenüber; die ganze Hochzeitsceremonie war der meinen ähnlich, ausgenom-

men, daß die Königinn meine Schwester ganz allein auskleidete; sie wollte nicht, daß ihr ein anderes eine Nadel abzöge. Um zwei Uhr nach Mitternacht war alles geendigt.

Da den Tag darauf mein Geburtstag einfiel, statteten mir früh Morgens alle Prinzen und Prinzessinnen ihren Glückwunsch ab, alle machten sich eine Freude daraus, mir Geschenke zu bringen, ich erhielt deren Körbe voll von einem Jeden, nur nicht von der Königinn. Wir gingen alle zusammen zu meiner Schwester, und von da ging ich zu dem König, der sehr von der Gicht geplagt zu Bette lag. Sobald er mich erblickte, rufte er mich zu sich, wünschte mir Glück und allen Segen, und indem er sich zur Königinn wendete, trug er ihr auf, ein Geschenk für mich zu suchen. Lassen Sie es ihr selbst wählen, setzte er hinzu, ich bezahle es, und Sie müssen ihr auch eines geben. Nachmittags ließ die Königinn einige Juwelenhändler kommen, und hieß mich das, was mir am besten gefiel, auswählen. Es befand sich eine kleine Uhr von Jaspis, mit Brillanten besetzt, unter den Waaren, für welche der Kaufmann vier hundert Thaler forderte, und auf diese fiel meine Wahl. Die Königinn betrachtete sie eine Weile, blickte mich dann sehr verächtlich an und sagte, Ihr Liebden bilden sich ein, daß Ihnen der König so ein ansehnliches Geschenk geben wird? Sie haben das liebe Brod nicht, und trachten nach Uhren? ein sehr viel geringeres Geschenk wird Sie auch befriedigen. Darauf schickte sie den ganzen Kram fort, und behielt nichts, als einen kleinen Ring, zehn Thaler am Werth, den sie mir gab, dem König aber sagte sie, es sei alles, was sie gesehen habe, so theuer gewesen, daß sie nichts habe wählen wollen. Ihr Verfahren kränkte mich mehr, wie der Verlust meines Geschenkes, doch ich hatte mich mit Geduld gewaffnet, und die Hoff-

nung, bald wieder in Bayreuth zu sein, half mir alle Mißhandlungen ertragen.

Den Tag darauf war Ball. Da unendlich viele Menschen da waren, tanzte man an vier verschiedenen Orten, und theilte den Ball in Quadrillen. Meine Schwester von Braunschweig führte die erste an, zu ihr gehörte die Königinn, die Kronprinzessinn, meine Schwestern und ich, die zweite ward von der Markgräfinn Philipp angeführt, die dritte von der Prinzessinn von Zerbst, die vierte von der Frau von Brand. Um vier Uhr Nachmittags ging der Ball an. Alle Kerzen *), denn ich kann es nicht Wachslichter nennen, waren angezündet, und die Hitze zum Ersticken. Wir hatten zwei solche Bälle, wo die Leute vor Müdigkeit und Hitze fast starben.

Ich war todkrank. Mein Uebel nahm augenscheinlich zu, und meine Schwäche war so groß, daß ich fast nicht gehen konnte. Der Erbprinz war in tödtlicher Unruhe über mein Abnehmen, und eben so sehr, mich verlassen zu müssen. Den neunten Juli reiste er zu seinem Regimente ab, das den fünften August gemustert werden sollte. Da das Wetter unvergleichlich schön war, verabredete ich mit der Kronprinzessinn eine Spazierfahrt auf der Wurst. Dieses ist eine Art offner Wagen, auf dem zwölf Personen Platz haben, und der darum sehr angenehm ist, weil er das Vergnügen des Spazierenfahrens und der Unterhaltung zugleich gewährt. Darauf speiste ich bei der Kronprinzessinn zu Nacht, und wir brachten den Abend sehr angenehm zu.

Des folgenden Tags war große Spazierfahrt. Wir waren alle aufs schönste geputzt im Phaeton, der ganze Adel folgte in mehr wie achtzig Kutschen. Der Kö-

*) Der strenge Unterschied zwischen cierge und bougie fehlt im Deutschen.

nig führte in einer Berline den Zug an, und hatte schon in Voraus den ganzen Weg, den wir machen sollten, vorgeschrieben; er schlief ein, es kam ein fürchterlicher Regen mit Donner und Blitz, dem unerachtet rückten wir Schritt vor Schritt weiter. Man kann sich vorstellen, wie wir zugerichtet wurden! wir waren naß wie die Enten, die Haare hingen uns vom Kopf herunter, und unsere Kleider waren im Grund und Boden verdorben. Endlich nach einem dreystündigen Regen schifften wir in Monbijou, wo eine große Erleuchtung und Ball seyn sollte, aus. Nie habe ich etwas komischeres gesehen wie diese Damen! sie sahen alle wie die Xantippen aus, und ihre Kleider klebten ihnen am Leibe, ja wir konnten uns nicht einmal trocknen, sondern mußten den ganzen Tag so bleiben. Alle die folgenden Tage war Schauspiel.

Da meine Gesundheit und Kräfte täglich abnahmen, und Herr Stahl, des Königs erster Leibarzt mich völlig vernachläßigte, fragte ich den des Herzogs von Braunschweig über meinen Zustand um Rath. Nachdem er alle Umstände erwogen hatte, urtheilte er, daß ich ein schleichendes Fieber, und den Anfang eines Skirrhus im Magen habe. Er sagte mir, wenn ich mich nicht bey Zeiten einer Cur unterwürfe, so wär ich in Gefahr innerhalb eines Jahres zu sterben. Ich bat ihn seine Meynung von meinem Uebel schriftlich aufzusetzen, was er auch that. Wie mein Bruder diese Consultation und den Ausspruch des Arztes erfuhr, beunruhigte er sich sehr, und ließ seinen Oberwundarzt, einen sehr geschickten Mann, kommen. Dieser war gleicher Meynung wie der andere Arzt. Beide schlugen mir eine Cur vor, allein ich wollte mich ihr nicht unterwerfen; da ich mich nicht schonen konnte, und zu niedergeschlagen war, wußte ich wohl, daß sie mir nichts helfen konnte.

Ich hatte nach Bayreuth geschrieben, um es so einzurichten, daß uns der Markgraf aus Berlin heraus schaffe. Sein Brief, den ich mit so großer Ungeduld erwartete, kam endlich an, und war so verfaßt, daß ich ihn dem König zeigen konnte; er hatte einen von ähnlichem Inhalt wie der meinige bekommen, und ich schmeichelte mir, nicht das geringste Hinderniß bei meiner Abreise zu finden. Wie ich früh zur Königinn kam traf ich den König und die Herzoginn von Bevern bei ihr an. Ich habe, sagte er zu mir, einen Brief von deinem Schwiegervater bekommen, er will euch wieder bey sich haben, will euer Einkommen mit achttausend Thalern vermehren, damit ihr unabhängig in Erlangen leben könnt; aber ich glaube, das ist nicht nöthig, weil ich darauf rechne, daß ihr hier bleibt. Was willst du, daß ich ihm darauf antworte? Ich sagte ihm daß ich mich sehr freuen würde in Berlin und bei ihm bleiben zu können, da aber die Gesundheit des Markgrafen sehr abnähme, glaubte ich, es sey doch rathsamer, daß wir nach Bayreuth zurück kehrten, damit der Erbprinz sein Land kennen lernte. Der König faltete die Stirn. Willst du dann deine eigene Wirthschaft haben? fuhr er fort. Mit achttausend Thalern, erwiederte ich, ist das unmöglich, gäb er zwei Mal so viel, so ließ ich es gelten. Wenn ich das erhalten kann, nahm der König wieder das Wort, so laß ich euch gehen, macht er aber Umstände, so bleibt ihr hier. Nun mischte sich die Herzogin von Bevern in das Gespräch und sagte: ich sey in einem sehr üblen Zustand und bedürfe sehr meiner Gesundheit zu schonen, was mir in Bayreuth immer leichter würde als in Berlin. Darauf setzte sie ihm mein Uebel auseinander, und schloß damit daß der Arzt mir den Gebrauch von Mineralwassern anempfohlen hätte. Das soll sie in Charlottenburg trinken, sagte der König; wenn sie will, halte ich ihr die Tafel

und sie wird sich dort besser befinden wie in Bayreuth. Weder die Herzoginn noch ich durften etwas hierauf antworten, und ich war in Verzweiflung meiner Abreise von Berlin noch lange nicht so nahe zu seyn, wie ich mir vorgestellt habe.

Die Herzoge, und die Herzoginnen reisten den Tag darauf ab, meine Schwester folgte ihnen den siebenzehnten July. Mein Abschied von ihr war gar nicht rührend, die Königinn war dagegen über ihre Abreise sehr betrübt. Diese Fürstinn hat ein gutes Herz, aber ihre Eifersucht, ihr Verdacht, ihre Ränke verleiteten sie, Fehler zu begehen.

Meine Schwester war kaum abgereist, so ward sie umgänglicher gegen mich. Ich wendete alles an, um ihre Zuneigung wieder gewinnen, und wenn es mir nicht ganz gelang, brachte ich es doch wenigstens dahin, daß sie mich besser als vorher behandelte. Ich hatte dem Markgrafen mein, mit dem König gehabtes, Gespäch, in Rücksicht auf meine Abreise gemeldet, und ihn sehr gebeten auf unsre Rückkehr zu bestehen, weil er sie sonst nie erhalten würde. An demselben Tag, wo uns meine Schwester verließ, war der König nach Pommern abgereist. Das Regiment des Prinzen hatte ihn in Entzückung versetzt, nichts war schöner, geordneter, besser disciplinirt. Den achten August brachte er ihn mit nach Berlin. Ich drang sehr in meinen Bruder uns Urlaub zu verschaffen. Er beschloß mit Seckendorf und Grumkow den andern Tag, an welchem er den König bewirthen sollte, mit ihm von der Sache zu sprechen. Das Glück wollte, daß ich denselben Morgen Briefe vom Markgrafen erhielt, in denen einer an den König eingeschlossen war, den ich ihm nach der Tafel überreichte. Er war guter Laune und hatte ein wenig getrunken, dennoch veränderte sich beym Lesen dieses Briefes sein ganzes Gesicht; er

schwieg einige Augenblicke, dann sagte er: dein Schwiegervater weiß nicht was er will, du befindest dich hier besser wie bey ihm, mein Schwiegersohn muß sich des Kriegswesens und der Sparsamkeit befleißigen, das ist ihm viel nützlicher, als in Bayreuth Kohl zu pflanzen. Grumkow und Seckendorf stellten ihm nun vor, daß er uns, wenn er unsre Abreise verweigerte, mit dem Markgrafen entzweien würde, daß, so abgelebt er wär, ihm noch beigehen könnte zu heirathen, was uns doch sehr nachtheilig seyn müßte, kurz, alle Welt stimmte uns bei. Der König sah mich an, und fragte mich, was ich meinte? ich antwortete, die Herren hätten recht und der König würde uns eine Gnade erzeigen, wenn er uns reisen ließ. Meintwegen, geht dann, sagt er, aber ihr habt keine so große Eile, ihr könnt bis zum drei und zwanzigsten August warten. Nie glich eine Freude der meinen, wie ich nun endlich gewiß war, meinen Abschied zu erhalten.

Die vierzehn Tage, die ich noch in Berlin blieb, giengen sehr ruhig vorüber. Der Königinn, die sich angefangen hatte an mich zu gewöhnen, that meine Abreise leid, ich hatte so gar eine große Erklärung mit ihr. Sie sagte mir, Grumkow sey an ihrem übeln Betragen gegen mich schuld, er habe ihr gesagt meine Schüchternheit allein habe den Bruch mit Engeland veranlaßt, meines Vaters Eifer mich mit dem Erbprinzen zu verheurathen sey ein bloßes Spiel gewesen, und es wäre wenn ich, da er die Herren zu mir schickte, mehr Festigkeit gehabt hätte, nie dazu gekommen. Daraus möchte ich also sehen, ob sie Ursache über mich zu klagen gehabt hätte. Ich legte ihr die Schurkerei von Grumkow klar vor Augen.

Den Tag meiner Abreise kam der König zu mir, um von mir Abschied zu nehmen, aber mit sehr viel Kaltsinn. Das war das letzte Mal, daß ich diesen lie-

den Vater sah, dessen Andenken mir ewig verehrt sein wird. Die Trennung von meinem Bruder war höchst rührend; die Königinn zerfloß in Thränen, und ich reiste im heftigsten Weinen ab.

In Sarmund speiste ich zu Mittag, und stieg nach einer schlechten Mahlzeit wieder in Wagen. Der Kutscher hatte wieder die Güte, uns eine Chausee herab zu werfen, der Wagen schlug zwei Mal um, und fiel auf den Deckel des Kutschkastens. Da ich mich dessen gar nicht versehen hatte, zerschund ich mir das Gesicht, und bekam einige Beulen am Kopfe; dennoch verhinderte mich das nicht an der Fortsetzung meiner Reise. Den Tag darauf kam ich nach Halle, wo ich in Pomp empfangen ward. Voran kam eine Deputation der Universität, die zu Ehren meiner glücklichen Ankunft eine Rede hielt, und Herr von Wachholz, der in Abwesenheit des Prinzen von Anhalt daselbst commandirte, gab mir eine Wache, und kam zu mir, um mich um die Parole zu bitten. Ich fand die Prinzessinn Radzivil in dieser Stadt, die Schwester der Markgräfinn Philipp, die ausdrücklich, um mich zu sehen, von Dessau gekommen war. Ich kannte sie sehr genau, sie hatte viel Verstand und viele Kenntnisse, wodurch ihr Umgang sehr angenehm ward.

Den folgenden Tag reiste ich von Halle ab, und kam den dreißigsten August nach Hof. Herr von Voit, der in Schleiz zu mir stieß, meldete mir, daß sich der Markgraf daselbst befinde, und uns mit Ungeduld uud Freude entgegen säh. Einen Flintenschuß weit von der Stadt kam er uns mit einem Gefolge von dreißig Kutschen entgegen, ich ließ meinen Wagen halten, und stieg aus, denn ich sah, daß er eben so that; er empfing mich auf das verbindlichste, und liebkoste den Erbprinzeu gar sehr, darauf stiegen wir wieder in meinen Wagen, wo er auch Platz nahm. Er sagte mir, daß er mich ungeheuer mager und

verändert fände, da er sich aber einen sehr geschickten Arzt verschafft habe, hoffe er meine baldige Heilung.

In Hof hielten wir uns einen Tag auf, und ich kam den zweiten September in Bayreuth an. Fräulein von Sonnsfeld war erfreut, mich zu sehn, und meine kleine Tochter fand ich so verändert, daß ich sie wirklich nicht erkannt hätte. Man hatte ihr eine Menge Narrenspossen gelehrt, und ich kann wohl sagen, daß sie das schönste Kind von der Welt war.

Gleich den nächsten Morgen erhielt ich den Besuch des so sehr gerühmten Arztes. Ich zeigte ihm die schriftlich aufgesetzte Meinung der Aerzte, die ich in Berlin zu Rath gezogen hatte; er war nicht ihrer Meinung, sondern sagte mir, mein Uebel käm von einem verdorbenen Magen und scharfgewordenem Blute, er würde damit anfangen, mir Ader zu lassen, und mir dann alle Morgen eine Brühe mit Gerste geben, worauf ich mich gewiß bald besser befinden würde. Nun fing er damit an, mir den folgenden Tag zehn Unzen Blut abzuzapfen, wodurch denn meine Schwachheit so zunahm, daß ich einige Tage das Zimmer hüten mußte. Nachmittags las mir die Marwitz vor, und Abends besuchte mich der Marggraf. Dieser hatte alle mögliche Aufmerksamkeit für mich, allein ich verdankte sie der Fräulein Sonnsfeld, die eine solche Gewalt über ihn gewonnen hatte, daß sie alles über ihn vermochte. Um das Glück vollkommen zu machen, ging er nach Himmelskron. Beim Abschiede sagte er mir, er ginge ausdrücklich deshalb fort, um mir zur Wiederherstellung meiner Gesundheit Zeit zu lassen, da er wohl wüßte, daß ich mir, wenn er da sei, mit Ankleiden und Ausgehn Gewalt anthät, er bät, mich bis zu seiner Rückkehr, so gut wie möglich, zu belustigen. Seine Aufmerksamkeit machte mir viel Vergnügen, und ich nahm mir fest vor, mich wohl

in Acht zu nehmen, damit dieses schöne Einverständniß Bestand hätte. Meine Schwester von Anspach kam auch auf einige Tage zum Besuch zu mir, und ich fing an, einige Ruhe zu genießen, wie ein neuer Umstand mich in neue Bekümmernisse stürzte. Doch ich muß über diese Begebenheiten etwas weiter ausholen.

Ich habe schon des unerwarteten Todes Augusts, Königs von Polen, gedacht. Nach seinem Hintritt hatten sich zwei Parteien in der Republik gebildet; die eine, welche es für den Churfürsten von Sachsen hielt, ward von dem Kaiser von Rußland, die andere, die für Stanislaus war, von Frankreich beschützt. Die Politik des Kaisers, der mit der von Frankreich immer in Widerspruch stand, die des Königs von Preußen, dem wenig darum zu thun war, einen von so einer großen Macht beschützten Nachbar zu haben, und die von Rußland, welche immer mit dem Kaiser und dem Churfürsten von Sachsen verbunden war, mußte sich einer solchen Wahl ganz offenbar widersetzen. Dem allen unerachtet siegte die französische Faktion und erwählte Stanislaus Laczinsky zum Könige von Polen. Sehr von dieser Wahl beleidigt ließ Rußland Truppen nach Polen aufbrechen, und begann seine Kriegsthaten mit der Belagerung von Danzig. Alles neigte sich zu einem Bruch zwischen dem Kaiser und Frankreich; dieses letzte schickte Truppen nach Italien und an den Rhein. Dem geheimen Traktat gemäß, den mein Vater mit dem Kaiser eingegangen war, sollte er ihm zehntausend Mann stellen, und man entdeckte mir von Berlin, daß er sich bereite, selbst ins Feld zu ziehen, und sehr darauf rechne, daß ihn der Erbprinz begleite.

Das war es, was mich bekümmerte. Ich war schon so an Sorgen gewöhnt, daß der geringste Zufall mich in Angst setzte. Mein Schmerz ging bis zur tief-

sten Schwermuth; alles, was ich in Berlin gelitten hatte, war meiner Fassung so nachtheilig gewesen, daß es mir alle Mühe kostete, meine gewöhnliche Heiterkeit wieder zu erlangen. Meine Gesundheit besserte sich nicht, so daß mich alle Welt vor abzehrend hielt, ich selbst hielt mein Schicksal für entschieden und erwartete den Tod mit Standhaftigkeit. Meine einzige Erholung waren die Wissenschaften; den ganzen Tag las und schrieb ich, ich unterhielt mich mit der Marwitz und suchte ihr richtig denken und beurtheilen zu lehren. Dieses Mädchen, die mir äußerst zugethan war, hatte ich sehr lieb, sie fing an, sehr solide zu werden, und suchte mir in allem, was mir Freude machen konnte, zuvor zu kommen.

Die Kaiserlichen Truppen wurden indessen nach und nach versammelt, und dem Herzog von Bevern die Feldherrnstelle übergeben. Der Erbprinz brannte aus Lust, den Feldzug mitzumachen, er konnte nicht lang dauern, da die Jahrszeit schon vorgerückt war, und der Markgraf war seinem Wunsche ohne Heel ganz entgegen. Alles, was er erhielt, war, daß er die Armee in der Nähe von Heilbronn sehen durfte. Er reiste daher den dreißigsten September dahin ab, und kehrte den ersten November zurück.

In dieser Zeit besuchte uns die Prinzessinn von Culmbach, die Tochter des Markgrafen Georg Wilhelm. Ihre Gesc' ichte ist so sonderbar, daß sie wohl einen Platz in diesen Denkwürdigkeiten verdient.

Bis zu ihrem zwölften Jahre wurde sie bei ihrer Tante, der Königinn von Polen erzogen. Ihre Frau Mutter, die Markgräfinn, deren Schilderung ich bei Gelegenheit meiner Erlanger Reise gemacht habe, die es dann nicht weiter für gut hielt, sie länger in Dresden zu lassen, rief sie nach Bayreuth zurück. Die junge Prinzessinn war schön, so daß ihre Reize denen

ihrer Frau Mutter in nichts nachstanden, außer, daß sie so verwachsen war, daß keine Kunst den Fehler zu verbergen vermochte. Der Markgraf, mein Schwiegervater, der, da der Markgraf Georg Wilhelm keine Kinder hatte, wahrscheinlicher Erbe der Markgrafschaft war, befand sich unter ihren Bewerbern; denn da er damals schon von seiner ersten Gemahlinn getrennt war, stand es ihm frei, in eine zweite Ehe zu treten. Die Markgräfinn konnte ihn aber nicht leiden, und ihre Tochter theilte ihre Gesinnungen. Ihre Schönheit, ihre Sittsamkeit, ihr Betragen flößten ihrer Mutter eine so abscheuliche Eifersucht ein, daß sie beschloß, die arme Prinzessinn ins Unglück zu stürzen. Ihr Gemahl, der Markgraf, war der Heirath seiner Tochter mit dem Prinzen von Culmbach günstig, um sie aber abzubrechen, warf die Markgräfinn die Augen auf einen gewissen Vobser, einen Kammerherrn ihres Gemahls, sie ließ ihm viertausend Dukaten versprechen, wenn er der Prinzessinn Gunst in dem Grade gewinnen könnte, daß sie sich von ihm ein Kind machen ließ. Der Vorschlag gefiel Vobser gar sehr, er machte der Prinzessinn lange den Hof, allein ohne einen andern Lohn als Geringschätzung und Verachtung zu finden. Da die Markgräfinn nun sahe, daß sie auf diese Weise nicht zum Ziel käme, ließ sie sich den Vobser einst des Nachts in das Schlafzimmer der Prinzessinn verstecken, ihre Bedienung war bestochen, man schloß sie zusammen ein, und ungeachtet ihres Geschreis und ihrer Thränen gelangte er zu ihrem Besitz. Seine Demuth, seine Ehrfurcht und Schmerz entwaffnete die Prinzessinn. Er machte ihr glauben, es hing nur von dem Markgrafen ab, ihn zum Grafen und nachher zum Reichsfürsten erklären zu lassen, wodurch er in Stand gesetzt würde, sie zu heirathen, und da sie die einzige Tochter sei, stünde es in des Markgrafen Willkühr, durch Vermehrung der schon

ansehnlichen Allodialgüter ihr den größten Theil seines Landes zu lassen. Die Liebe, mit diesen andern Rücksichten vereint, vermochte die Prinzessinn, eine Intrigue mit ihrem Liebhaber zu unterhalten, und ihm mehrere Zusammenkünfte zu gestatten. Diese wurden so zahlreich, daß sie endlich schwanger ward. Die Markgräfinn, welche diese ganze Intrigue im Verein mit Herrn von Stutterheim, dem ersten Minister des Markgrafen, führte, ward sogleich von dem Gelingen ihrer Wünsche unterrichtet, that aber unwissend über den Zustand ihrer Tochter, die denn auch ihrer Seits alles anwendete, um ihn, so viel möglich zu verbergen. Der Prinz von Culmbach that indessen alles Mögliche, um seine Heirath mit dieser Prinzessinn zu Stande zu bringen; er war im Begriff, sich nach Bayreuth zu begeben, um bei dem Markgrafen um ihre Hand anzuhalten, als ein Brief von Stutterheim ihn von allem, was ich so eben erzählt habe, unterrichtete. Sehr glücklich, noch bei Zeiten, und ehe er den geringsten Schritt gethan hatte, benachrichtigt zu seyn, entsagte er sogleich seinem Unternehmen. Die Prinzessinn gab indessen vor, sehr krank zu seyn, und eine Wassersucht zu fürchten; mehrere mitleidige Personen, die den Plan der Markgräfinn und den Zustand ihrer Tochter durchblickt hatten, boten dieser letzten ihre Dienste an, um sie aus ihrer traurigen Lage zu ziehen, aber von ihrem Liebhaber geleitet, wollte sie ihnen niemals das Geringste gestehen. Endlich nahte die Zeit ihrer Entbindung. Indeß der Markgraf mit Herrn Vobser einige Meilen davon auf der Jagd war, begab sich die Markgräfinn mit ihr in die Eremitage; die arme Prinzessinn bekam Geburtsschmerzen, sie hatte nicht den Muth, ihr Geschrei zurückzuhalten, und ihre Mutter kam eben dazu, wie sie zween großen Knaben das Leben gab, die im Gesicht schwarz aussahen wie Dinte. Ungeachtet aller Bitten und Vorstellungen aller Anwe-

senden nahm sie die Markgräfinn, lief damit überall herum; zeigte sie aller Welt, und schrie, daß ihre Tochter eine Schamlose sey, daß sie sey ins Kindbett gekommen. Man schickte sogleich einen Eilboten an den Markgrafen, um ihm das schreckliche Ereigniß zu melden. Vobser, der neben ihm stand, wie er den Brief las, und die Veränderung seines Gesichts wahrnahm, errieth seinen Inhalt, und machte sich schleunigst aus dem Staube; und der Markgraf war von dem Vorfalle so erschüttert, daß jener schon eine gute Strecke zurückgelegt hatte, ehe er sich von seiner Bestürzung erholte. Die Prinzessinn ward wenige Tage darauf in Plassenburg festgesetzt. Die Markgräfinn hatte so viel mit den beiden Kindern gespielt, daß sie beide starben. Vobser hingegen schrieb der Markgräfinn einen langen Brief, in welchem er die Auszahlung der ihm versprochenen viertausend Dukaten forderte. Hätte den Markgrafen nicht sein bald darauf erfolgter Tod verhindert, so hätte er sich vielleicht an seiner Gemahlinn gerächt. Wie mein Schwiegervater zur Regierung kam, wollte er die Prinzessinn befreien, allein die Königinn von Polen ließ es nicht zu; da sie aber nicht mehr strenge bewacht wurde, suchten sie einige katholische Geistliche bei ihr einzuschleichen, und machten ihr glauben, wenn sie ihre Religion veränderte, würde sie den mächtigen Schutz der Kaiserinn Amalie gewinnen, die sie bald aus ihrer Gefangenschaft ziehen, und sie hinlänglich versorgen würde, um ihrem Stande gemäß zu leben. Sie ließ sich von diesen schönen Versprechungen blenden, und schwor heimlich den lutherischen Glauben ab. Wie die Königinn bald nachher starb, und sie in Freiheit gesetzt wurde, bekannte sie sich öffentlich zur katholischen Kirche. Gewissenszweifel, die sie kurz vor meiner Rückkehr nach Bayreuth quälten, bewogen sie, diese Kirche zu verlassen, und zur lutherischen zurückzukehren. Der

Markgraf, der bei dieser Gelegenheit seinen Religions-eifer an den Tag legen wollte, lud sie nach Bayreuth ein, ließ sie ihrem Range gemäß empfangen, und bemühte sich, sie wieder zu Ehren zu bringen. Sie hat Verdienste, ihr Betragen war immer tadellos, sie hat unendlich viel Gutes gethan, und ihre guten Eigenschaften vergüten den Fehltritt, den sie so unglücklich war, zu begehen. Ihr Besuch in Bayreuth war nur kurz, sie ging nach wenig Tagen nach Culmbach zurück, um den Markgrafen und den Erbprinzen zu empfangen, die in jener Gegend jagten; da mir meine Gesundheit nicht erlaubte, sie zu begleiten, blieb ich in Bayreuth.

Da ich nichts von allem, was mir begegnete, verschweige, und diese Memoiren gerne mit allerlei kleinen Anekdoten verwebe, so will ich deren eine erzählen, die auf viele Leute einen großen Eindruck machte, nur auf mich nicht, denn mein vieles Studieren uud Nachdenken hat mich dahin gebracht, manches Vorurtheil zu überwinden, und ich thue mir sogar etwas darauf zu gute, ein bischen eine Philosophinn zu seyn.

Die Zimmer des Erbprinzen bestanden in zween großen, und einem daranstoßenden Kabinet; sie hatten nur zwei Thüren, die eine durch mein Schlafzimmer, die andere durch ein Vorhaus, wo sich zwei Schildwachen befanden, und ein Bedienter, der die Nacht vom siebenten zum achten November daselbst schlief. Diese drei Leute hörten in dem großen Zimmer lange Zeit gehen, darauf vernahmen sie Gewinsel und endlich ein furchtbares Klaggetön. Mehrere Male gingen sie hinein, ohne etwas zu entdecken, so bald sie das Zimmer aber verlassen hatten, ging der Lärm wieder an. Sechs Schildwachen, die sich in dieser Nacht ablösten, machten alle dieselbe Aussage. Auf den Bericht, welchen man dem Herrn von Reizenstein davon machte, wurde die Sache strenge untersucht, ohne daß man das Ge-

ringste entdeckte. Mir machte man daraus ein Geheimniß. Einige Leute versicherten, es sey die weiße Frau, die meinen Tod anzeigte, andere fürchteten, es möchte dem Erbprinzen ein Unglück begegnen. Diese letzte Furcht wurde jedoch bald gehoben, denn er kam den eilften November mit dem Markgrafen nach Bayreuth zurück. Kaum waren sie angelangt, so kam ein Courrier mit der traurigen Nachricht von dem Tode meines Schwagers, des Prinzen Wilhelm, und sehr sonderbarer Weise war er in derselben Stunde gestorben, wo in dem Schlosse der Lärm vernommen worden war. Er war mit seinem Onkel, dem Prinzen von Culmbach, von Wien abgereist, um sich zu seinem Regiment nach Cremona zu begeben; gleich nach seiner Ankunft bekam er die Kinderblattern, die ihn in sieben Tagen hinwegrafften. Es war für die ganze Familie ein Glück, denn er hatte einen so beschränkten Kopf, daß er bei längerm Leben der ganzen Familie hätte schaden können.

Der Markgraf empfing diese Nachricht mit vieler Standhaftigkeit, er vergoß keine Thräne; der Erbprinz hingegen war untröstlich, so daß es mir alle Mühe kostete, ihn von seinem Schmerze zu zerstreuen. Der Prinz von Culmbach fand Mittel, den Leichnam heimlich nach Bayreuth zu schicken, allein um nicht bei seinem Begräbniß gegenwärtig zu seyn, begaben wir uns alle mit dem Markgrafen nach Himmelskron. Der Leichnam sollte in das Erbbegräbniß der Familie in die St. Peterskirche beigesetzt werden; da das Gewölbe, welches die Grabstätte enthält, zugemauert war, brach man es, um ihm Luft zu geben, einige Tage vorher auf; wie groß war aber das Erstaunen derer, welche hinabstiegen, es ganz mit Blut angefüllt zu finden. Die ganze Stadt lief hinzu, um das Wunder zu sehen, man folgerte schon die unangenehmsten Dinge daraus. Die Erscheinung ward mir in Himmelskron erzählt, und man

brachte mir ein Schnupftuch, das mit diesem Wunderblute gefärbt war. Aus Furcht, den Markgrafen zu beunruhigen, wollte ihn niemand davon unterrichten, da ich nun aber nicht vielen Wunderglauben habe, hielt ichs für besser, daß er es erführe, ich bat ihn dringend, Herrn Gäckel, seinen ersten Leibmedikus, dahin zu schicken, um die Sache zu untersuchen. Der Markgraf gestand mir meine Bitte zu, und da er sich wohl denken konnte, welcher panische Schrecken sich unter die Leute verbreiten würde, ersuchte er mich, die Veranlassung dieser Begebenheit genau zu erforschen. Gäckel berichtete mir am Abend bei seiner Rückkehr, daß das Blut dergestalt in dem Gewölbe umherflösse, daß er einige Zuber voll davon hätte forttragen lassen, und nach genauer Untersuchung habe er gefunden, daß es aus einem unmerklichen Ritz eines der bleiernen Särge käm, der eine seit achtzig Jahren verstorbne Prinzessinn des Hauses enthielt, und daß man, um auf den Grund der Sache zu kommen, am besten thät, diesen Sarg zu eröffnen. Der Markgraf gab die dazu nöthigen Befehle, allein man konnte es nicht bewerkstelligen, ohne den Sarg völlig zu zerschlagen, und das wollte man nicht. Es gab in Bayreuth keinen Chemiker, der geschickt genug gewesen wär, zu entdecken, ob die Flüssigkeit Blut oder eine andere Materie sey, bis uns endlich einer der Aerzte dieser Stadt aus der Verlegenheit zog, indem er den Muth hatte, sie zu kosten. Nun verschwand das Wunder augenblicklich — es war ein Balsam. Die Fürstinn, welche in dem Sarge lag, war außerordentlich beleibt gewesen, man hatte sie einbalsamirt, ihr Fett nnd der Balsam hatten diese Erscheinung hervorgebracht, welche die Aerzte jedoch wegen der langeu Zeit, die seit ihrer Beerdigung verflossen war, vor sehr merkwürdig hielten. Die Beerdigung des Prinzen geschah den dritten Dezember; ich hatte meinen beiden Damen, der Grum-

kow und der Marwitz, erlaubt, dabei zu seyn; sie kamen denselben Abend zurück.

Wie ich mich des folgenden Tages mit der Marwitz allein befand, kam sie mir zerstreut und nachdenkend vor; ich fragte sie also um die Ursache davon. Sie seufzte, sagte, daß sie sehr traurig sey, aber nicht reden dürfte. Diese Antwort machte mich so neugierig, daß ich sehr in sie drang, mir ihren Kummer zu vertrauen. Wollte Gott, ich könnte es thun, antwortete sie, ich habe mehr Lust, ihn Ihrer königlichen Hoheit mitzutheilen, als Sie, ihn zu erfahren, aber ich habe einen fürchterlichen Eid abgelegt, ihn zu verschweigen. Alles, was ich sagen darf, ist, daß er Sie betrift. Ihr Wesen und ihr Ton beunruhigten mich. Ich konnte nicht begreifen, wovon die Rede sey, und indem ich sie über allerlei Gegenstände befragte, suchte ich ihn zu errathen. Zum Zeichen der Verneinung schüttelte sie allezeit den Kopf; endlich sagte sie, er beträfe den Markgrafen. Wie! rief ich, will er heirathen? sie machte ein bejahendes Zeichen. Mein Gott, mit wem? fragte ich, und wie kommt es, daß Sie zuerst davon unterrichtet sind? Ohne es mir zu sagen, wovon die Rede ist, können Sie es mir ja in diesem Fall durch Zeichen andeuten. Darauf stand sie auf, sprang durch das Zimmer, nahm einen Bleystift, mit dem sie auf die Wand schrieb, und lief davon. Meine Unruhe war schon sehr groß, aber ich blieb ganz versteinert, wie ich folgende Worte las:

„Diesen Morgen war ich bei meiner Tante Flora (dieses war der Taufname der Fräulein von Sonnsfeld, und ich werde im Verfolg dieser Memoiren fortfahren, sie so zu nennen). Da ich sie sehr nachdenkend und beschäftigt fand, fragte ich sie um die Ursache; sie antwortete mir, daß sie viele Dinge im Kopf hätte, die, wenn ich sie wüßte, mich sehr in Erstaunen setzen würden. Auf meine Bitte, sich zu erklären, sagte sie mir, sie wolle sich

mir anvertrauen, aber sie fordere von mir einen Schwur, ihr Geheimniß unverbrüchlich zu bewahren. Ich versprach ihr, was sie forderte. Darauf erzählte sie mir: Der Markgraf habe seit unserer Abreise nach Berlin angefangen, ihr den Hof zu machen, und eine so hohe Achtung für sie gefaßt, daß er sie zu heirathen entschlossen sey. Er wolle sie zur Reichsgräfinn erklären lassen, damit sie nach ihrer Heirath Fürstinnenrang annehmen könnte; in diesem Falle wolle er Bayreuth ganz verlassen, um mit ihr nach Himmelskron zu gehen, er wolle ihr in irgend einem auswärtigen Lande ein hinlänglich großes Capital anweisen, das ihr als Witthum dienen, und sie gegen alle Schikanen des Erbprinzen in Sicherheit setzen würde. Um dieses ganze Vorhaben Ihrer königlichen Hoheit mitzutheilen, warte er nur, bis das Begräbniß seines Sohnes vorüber sey. Ich stellte ihr vor, daß weder Ihre königliche Hoheit noch der Erbprinz je in diese Heirath willigen würde, daß der König Sie aus allen Kräften unterstützen würde, daß unsere ganze Familie in den Staaten dieses Fürsten wär, der sich an ihr wegen des Schadens rächen könnte, den sie Ihrer königlichen Hoheit zufügte; daß die Hofmeisterinn Ihren Hof zu verlassen genöthigt seyn würde, daß Sie sich zu Tode grämen würden, kurzum daß ich nicht glauben könnte, daß sie sich von solchen Hirngespinnsten bethören lassen würde. Das sind keine Hirngespinnste, antwortete meine Tante, ich weiß gar nicht, warum ich nicht das Glück, das sich mir anbietet, ergreifen sollte; welches Unrecht thäte ich denn ihrer königlichen Hoheit und dem Erbprinzen? Heirathet der Markgraf nicht mich, so heirathet er eine andere, und am Ende hat er ja ihre Einwilligung nicht nöthig. Aber wenn Sie Kinder bekommen, fuhr ich fort. Wenn ich welche bekomme, so bin ich des Todes, antwortete sie, aber dazu bin ich zu alt. Nehmen Sie

sich wohl in acht, was Sie thun, sagte ich, behandeln Sie die Sache nicht leichtsinnig, denn ich sehe schreckliche Folgen daraus entstehen. Pah! rief die Tante, Sie sind jung, Sie erschrecken sich ohne Ursache, und mir thuts leid, daß ich mich Ihnen anvertraute, bewahren Sie wenigstens mein Geheimniß. Ich gehe nach Himmelkron, wo ich meine Schwester, die noch gar nichts weiß, nach und nach darauf vorzubereiten suchen werde.“

In meinem Leben war ich nicht mehr erstaunt! eine ganze Menge Betrachtungen kreuzten sich in meinem Kopf, doch die Zeit war kurz, Fräulein von Sonnsfeld sollte morgen kommen, und wahrscheinlich sollte mir der Markgraf das ganze schöne Vorhaben mittheilen. Zuvörderst löschte ich alles aus, was die Marwitz geschrieben hatte, und berief dann den Erbprinzen zu mir, dem ich das ganze Geheimniß offenbarte, worauf wir uns dann beide auf die Folter legten, um Ausflüchte zu suchen, ohne daß es uns mit einer einzigen gelang.

Ich war so sehr angegriffen, daß ich mich aus Unfähigkeit meine Fassung zu behaupten, des Abends bei der Tafel vor krank ausgab. Weder der Erbprinz, noch ich konnten die ganze Nacht durch schlafen, sondern gingen im Zimmer auf und ab. Die Sache war in jeder Rücksicht zu wichtig: einmal war es gar keine Ehre für uns, eine dem Range nach so sehr untergeordnete Stiefmutter zu haben, zweitens konnte uns diese Stiefmutter nur unendlich viel schaden, das Land vollends erschöpfen, und neuen Zwiespalt erregen, zwischen dem Markgrafen und uns; drittens wäre meine Hofmeisterinn, die ich wie meine Mutter liebte, und die mir über alles zugethan war, und die Marwitz, der ich erstaunlich wohl wollte, genöthigt gewesen, mich zu verlassen, und wären die un-

glücklichsten Menschen von der Welt geworden, denn der König hätte sie gezwungen, nach Berlin zurück zu kommen, wo er sie gewiß eingesperrt hätte; und viertens konnte mir endlich diese Begebenheit vor den Augen der Welt nicht anders, als höchst nachtheilig seyn, man mußte glauben, ich sey hinter das Licht geführt, da es niemand einfallen würde, daß meine Hofmeisterinn und ihre Schwester nicht im Einverständniß gewesen wären, um mich zu betrügen. Das alles setzte mir das Blut dermaßen in Wallung, daß ich mich, ungeachtet aller Gewalt, die ich mir anthat, des folgenden Morgens nicht bemeistern konnte, so daß die Flora auf den ersten Blick merkte, ich habe einen tödtlichen Kummer, sie schloß also aus der Verlegenheit, mit der ich zu ihr sprach, — denn gewöhnlich ist man furchtsam, wenn man sich etwas vorzuwerfen hat, — daß mir die Marwitz ihr Geheimniß verrathen hätte. Sie beredete also den Markgrafen mit seiner Erklärung noch zurück zu halten, weil sie die Zeit nicht für günstig hielt. Nach diesem Schritt machte sie der Marwitz die grausamsten Vorwürfe über ihre Schwazhaftigkeit, diese wußte sie aber so gut zu besänftigen, daß sie ihr Vertrauen aufs neue gewann, Flora unterhielt sich mit der größten Freude von ihrer künftigen Größe; als Stiefmutter, sagte sie, kann ich den Vortritt vor ihrer königlichen Hoheit in Anspruch nehmen, und der Markgraf hat mir gesagt, daß er mir ihn durchaus verschaffen wollte, allein ich werde nie die Achtung gegen die Erbprinzessinn aus den Augen setzen, und jeder Zeit bemüht seyn, ihr Dienste zu leisten. Ich will, ehe ich ihr das alles entdecke, noch einige Zeit warten, ich will sie zu gewinnen suchen, eben das will auch der Markgraf, wir wollen ihr so lange schmeicheln, daß sie endlich in unser Begehren einwilligt.

Die Marwitz ermangelte nicht, mir dieses alles zu hinterbringen. Nach vielem Kopfbrechen beschloß ich, der Hofmeisterinn den ganzen Vorgang zu melden; um aber die Marwitz nicht blos zu stellen, gab ich vor, ein anonymes Billet erhalten zu haben, das mich von dem ganzen saubern Projekt unterrichtete. Frau von Sonnsfeld spie Feuer und Flammen, sobald sie es hörte, das wäre, sagte sie, eine Erfindung ihrer Feinde, um sie und ihre ganze Familie zu stürzen; wie ich ihr aber alle Beweise für die Wahrscheinlichkeit dessen was das Billet enthielt vorlegte, besänftigtigte sie sich allmählig. Ich machte sie nun auf die häufigen Besuche des Markgrafen bei ihrer Schwester, aufmerksam, auf seine Aufmerksamkeit gegen sie, seine Rücksichten gegen sie und auf tausend Kleinigkeiten, die ich vorher selbst nicht beachtet hatte, die mir aber, nun meine Aufmerksamkeit rege gemacht war, auffielen. Meine Hofmeisterinn hob in Thränen zerfließend, Hände und Augen zum Himmel auf. Im ersten Zorn wollte sie dem Markgrafen den Kopf waschen, dann ihren Abschied fordern, und die Schwester mit sich fortnehmen; aber das alles diente nicht in meinen Kram; ich stellte ihr so weitläuftig vor, daß man diese Intrique mit Sanftmuth, und mit Vorstellungen, die ihrer Schwester gemacht würden, abbrechen müßte, daß sie endlich meinem Willen nachgab. Flora kam noch verschiedene Male nach Himmelskron, wo sich denn die Hofmeisterinn nicht enthalten konnte, über ihre langen Unterredungen mit dem Markgrafen zu sticheln, ich plagte sie aber so lange, daß sie endlich noch stillschwieg.

Den zwanzigsten Dezember kehrten wir endlich in die Stadt zurück. Hier konnte sie ihre Heftigkeit nicht mehr bemeistern; sie behandelte ihre Schwester ganz unbarmherzig, und sagte ihr, daß mir alle ihre

Ränke bekannt wären. Flora hatte einen sehr beschränkten Verstand, und da die Hofmeisterinn, die viel älter wie sie war, sie erzogen hatte, behielt sie immer noch eine gewisse Furcht vor ihr; das arme Mädchen ließ sich also von ihr in Schrecken jagen und legte ihr eine vollständige Beichte von allem dem ab, was ich hier aufgezeichnet habe; sie zeigte ihr sogar die Briefe des Markgrafen, in welchen er ihr den von ihm entworfnen Plan, sie im Falle, daß sie Wittwe würde, sicher zu stellen, mittheilte; alle diese Briefe waren voll der schmeichelhaftesten Versprechungen. Sobald die Hofmeisterinn sie gelesen hatte, sagte sie der Flora, sie solle sogleich mit ihr zu mir kommen, um mir die Briefe zu bringen, und da in meiner Gegenwart dem Markgrafen schreiben, um ein für allemal mit ihm zu brechen. Wolle sie das aber nicht, so würde sie augenblicklich allein fortgehen, und wenn Flora sie nicht begleitete, gewiß Mittel finden, sie auf eine oder die andere Weise von Bayreuth zu entfernen. Der feste Ton, in dem Frau von Sonnsfeld mit ihr sprach, machte ihr Angst, sie kam zu mir, erzählte mir ihren ganzen Roman, und wollte mir glauben machen, daß sie nie gesonnen gewesen sey, die Anerbietungen des Markgrafen anzunehmen. Ich that, als mäß ich ihr Glauben bei, sprach sanft und freundschaftlich mit ihr, zugleich machte ich ihr aber begreiflich, daß ich nie die Hände zu dieser Heirath bieten würde. Der Erbprinz versprach ihr vielfältig, ihr ganzes Lebelang für sie zu sorgen, sagte ihr aber ungefähr dasselbe, wie ich. Prinzessinn, sagte ich ihr, können sie nun schon niemals werden, dazu kann Sie nur der Kaiser machen, und der hat zu viel Rücksichten für den König, um etwas zu thun, daß diesem so sehr mißfiele; und an der linken Hand getraut zu werden — zu dieser Stelle setze

ich in Ihnen zuviel Ehrgefühl voraus; Sie sehen also, daß dieses eine unmögliche Sache ist. Diesem gemäß versprach sie mir, dem Markgrafen so ernstlich zu schreiben, daß er den Einfall auf immer aufgeben sollte, da sie uns aber durch den Einfluß, den sie über ihn habe, nützlich seyn könnte, wollte sie so behutsam zu Werke gehen, daß sie immer im Stande sey, uns zu dienen, und ihn zugleich im Zaum zu halten. Sie hielt Wort, uud ich war froh, diese unangenehme Geschichte so glücklich beendet zu haben. Ich muß aber doch hier ihr Gemählde entwerfen.

Fräulein Sonnsfeld ist nur fünf Fuß hoch, sehr beleibt, und hinkend am linken Fuß. In ihrer Jugend war sie eine vollkommene Schönheit, allein die Kinderblattern hatten ihre Züge so vergröbert, daß sie nicht mehr dafür gelten konnte. Dennoch nimmt ihr ganzes Gesicht ein, und ihre Augen sind so geistreich, daß sie einen irre führen. Ihr zu großer Kopf giebt ihr das Ansehn einer Zwerginn, allein ihr Körper hat nichts auffallendes; sie hat Grazie, Anstand, und ein Betragen, das beweißt, daß sie in der großen Welt war, ihr Herz ist vortrefflich, sie ist sanft und dienstfertig, kurz, an ihrem Charakter ist nichts auszusetzen, ihr Betragen war immer ohne Tadel, aber Verstand hatte ihr der Himmel nicht zugetheilt, sie hat eine gewisse Weltkunde, die es verhindert, diesen Fehler zu bemerken, man nimmt ihn nur im genauen Umgange wahr. Die Vortheile, die ihr der Markgraf anbot, hatten sie verblendet, Ehrgeiz und Eigenliebe hatten sie verführt, und ihre Beschränktheit hatte sie verhindert, die Folgen zu übersehen.

Meine Gesundheit blieb sich immer gleich. Mein Fieber war nicht mehr fortwährend, aber es kam alle Abend. Das verhinderte mich nicht, Gesellschaft zu sehen, allein sie machte mir viele Langeweile; ich

war auch immer schwermüthig, obschon ich mir so viel Gewalt anthat, daß es niemand gewahr ward, als die Personen, die mich umgaben. Zum Theil war meine Krankheit an dieser Schwermuth schuld, zum Theil aber auch der viele Verdruß, den ich in Berlin hatte. Er hatte mich gewöhnt, nachzusinnen, und immer in Gedanken zu seyn.

Da des Prinzen Wilhelm sein kaiserliches Regiment durch seinen Tod erledigt war, rieth man dem Markgrafen es für seinen Sohn zu fordern. Der Markgraf Georg Wilhelm hatte, es auf die Bedingung aufgehoben, daß es immer bei der Familie bleiben sollte. Der Markgraf trug mir auf, darüber an die Kaiserinn zu schreiben, die mir dann auch sehr verbindlich antwortete, und meine Bitte gewährte. Der Erbprinz war sehr erfreut darüber, denn er liebte das Kriegswesen so sehr, daß es seine größte Leidenschaft war.

Wir waren in der Fastnacht. Die Marwitz, die ihr Möglichstes zu meiner Zerstreuung aufbot, schlug mir vor, es dahin zubringen, daß man eine Wirthschaft anstelle. Der Erbprinz, der Kurzweil liebte, drang auch in mich, den Markgrafen dazu zu vermögen. Das war ziemlich schwer, der Markgraf liebte die Lustbarkeiten nicht, er machte sich eine Gewissenssache daraus, worinn ihn sein Beichtvater, ein höchst strenger Pietiste, noch bestärkte. Flora, mit der wir davon sprachen, versprach uns endlich, die Sache durchzusetzen. Sie wußte auch wirklich den Markgrafen so gut zu behandeln, daß er mir dieses Fest selbst vorschlug. Ich nahm es sogleich an. Er bat mich, alles nach meinen Sinn zu veranstalten, und machte nur die einzige Bedingung, sich nicht maskiren zu müssen. Dieser Zeitvertreib ist nur in Deutschland bekannt; man stellt einen Wirth und eine Wirthinn dar, die andern Masken stellen alle Handwerker und

Zünfte der Welt vor. Bei diesen Festen trägt man keine Masken vor dem Gesicht, und deswegen hatte es die Marwitz in Vorschlag gebracht, denn sie wußte, daß es vergeblich seyn würde, um eine Maskerade zu bitten, die hätte der Markgraf niemalen erlaubt.

Ich ließ den ganzen Saal, der von einer ungeheuern Größe ist, in einen Wald verwandeln, an dessen Ende man ein Dorf mit seinem Wirthshause sah, das die gute Frau ohne Kopf zum Schilde hatte. Das ganze Haus war von Baumrinden gebaut, und sein Dach mit Lampen bedeckt. Im Wirthshaus befand sich eine Tafel von hundert Gedecken, deren mittlerer Raum ein Blumenstück mit Springbrunnen verziert, vorstellte. In den Baurenhäusern traf man Kaufläden mit Erfrischungen an. Der Ball ward nach dem Abendessen eröffnet; alle Welt fand dieses Fest allerliebst und vertrieb sich die Zeit auf die angenehmste Weise, nur ich war zur Langenweile verurtheilt, denn der Markgraf hörte nicht auf mich mit seiner widrigen Moral zu unterhalten und belagerte mich dergestalt, daß ich mit niemanden sprechen konnte, obschon Fremde genug da waren, deren Unterhaltung ich geliebt hätte.

Den nächstfolgenden Sonntag predigte der Almosenpfleger des Markgrafen ganz öffentlich gegen diese Maskerade; er rufte uns alle in der vollen Kirche auf, und obschon er den Markgrafen öffentlich schonte, machte er ihm in geheim doch solche Vorwürfe, seine Hände zu so einer Sünde geboten zu haben, daß sich der Herr auf alle Ewigkeit für verdammt hielt. Er versprach aber dem geistlichen Herrn so hoch und theuer, keinen solchen Zeitvertreib mehr in seinem Lande zu dulden, daß er endlich die Absolution erhielt. Dem Markgrafen war das aber nicht genug, auch der Erbprinz sollte allen Freuden entsagen, allein zu des Markgrafen großem Mißfallen fand dieser Mittel, dem Schwur auszuweichen.

Eine Begebenheit, die sich damals zutrug, war nicht wenig geeignet, seinen Aberglauben zu vermehren, und hätte es endlich dahin bringen können, die Lebensweise der Trappisten zu ergreifen, hätte sich nicht der Erbprinz die Mühe gegeben, die Betrügerei zu entdecken.

Seit dem Tod des Prinzen Wilhelm hatte sich ein panischer Schrecken aller Gemüther bemächtigt; täglich erzählte man sich neue Geschichten von Gespenstern, — die eine noch lächerlicher wie die andere, die man im Schlosse gesehen haben wollte. Die Sorge für meine Gesundheit setzte ein Gespenst mit Fleisch und Bein zu meinen Gunsten in Bewegung. Was man wünscht, ist man zu glauben geneigt; ein Stadtgespräch gab mich für schwanger aus, da ich aber von seinem Ungrunde überzeugt war, lernte ich halb zum Zeitvertreib, halb zum Besten meiner Gesundheit, für welche mir die Aerzte viel Bewegung anempfohlen hatten, das Reiten. Der Markgraf hatte mir ein schwarzes, sehr sanftes Pferd gegeben, doch da ich sehr schwach war, ritt ich es höchstens nur eine Viertelstunde. Alles Neue mißfällt. Diese Sitte, die in England und Frankreich sehr üblich ist, war in Deutschland unbekannt, alle Welt schrie dagegen und daher entstanden die Gespenster. Nach kurzer Zeit benachrichtigte man den Marschall von Reitzenstein, daß ein Gespenst von fürchterlicher Gestalt alle Abende in einem der Gänge des Schlosses erscheine und mit fürchterlicher Stimme die erstaunlichen Worte ausspräche: sagt der Fürstinn des Landes, daß ihr, wenn sie fortfährt ein schwarzes Pferd zu reiten, großes Unglück bevorstehe, und daß sie sich wohl hüte, während sechs Wochen aus dem Zimmer zu gehen. Herr von Reitzenstein, seines Zeichens ein sehr abergläubiger Herr, benachrichtigte den Markgrafen sogleich von dieser Erscheinung, worauf mir dann unverzüglich der Befehl zukam, weder das Schloß zu ver-

lassen, noch in die Reitschule zu gehen. Das verdroß mich sehr, und besonders wegen so einer ärmlichen Ursach. Ich versicherte den Markgrafen, daß das ein abgeredetes Spiel sey, und der Erbprinz theilte ihm sogar seine Vermuthungen darüber mit, und drang so lebhaft in ihn, daß er ihm endlich erlaubte, der Sache gründlich nachzuforschen. Nun ließ er treue Leute durch alle die Eingänge herein, welche dem Gespenste Zugang verstatteten, es war aber so gut unterrichtet, daß es sich an den Tagen, wo man ihm aufpaßte, nicht zeigte. Er versprach endlich der Angeberinn eine große Summe, wenn sie entdecken könnte wer es sey. Das arme Weib nahm eine Blendlaterne mit sich, und hatte eben nur Zeit, das Gespenst ins Auge zu fassen, denn es hatte seine Maßregeln genommen, und bließ ihr ein so feines Gift in die Augen, daß sie davon blind ward. Nach ihrer Aussage hatte der Geist Nußschaalen auf beiden Augen, und das Gesicht dergestalt mit grauer Leinwand umwunden, daß sie ihn nicht erkennen konnte. Des Markgrafen Frömmelei, oder vielmehr seine üble Laune gegen uns, ward durch diese Entdeckung keineswegs gehoben. Der Erbprinz meinte, um allem Zwiste zuvor zu kommen, sey es am besten, wenn wir uns entfernten. Schon seit langer Zeit waren wir dem Markgrafen von Anspach einen Besuch schuldig, nahmen also diesen kritischen Zeitpunkt wahr, um ihn zurückzugeben, und reisten den ein und zwanzigsten Jenner nach seiner Residenz ab.

Beinahe wäre die Weissagung des Gespenstes in Erfüllung gegangen. Indem wir neben einem ungeheuren Abgrund fuhren, kam das Vorderrad aus dem Gleise, und ohne die Hülfe meiner Heyducken, welche den Wagen bei den Hinterrädern zurück hielten, wären wir herunter gestürzt. Der Markgraf, die Marwitz und meine Hofmeisterinn stiegen, weil die Thüre des

Wagens der anstoßenden Felsen wegen nicht ganz aufging, mit einiger Mühe aus, und weil meine Leute glaubten, daß auch ich ausgestiegen sey, ließen sie die Räder los; der Schrecken gab mir Kraft und Geschicklichkeit, ich sprang in einem Satz aus der Wagenthür, allein ich strauchelte mit beiden Füßen, und fiel unter die Kutsche in dem Augenblick, wo sie wieder fortfuhr. Die Marwitz und ein preußischer Offizier, der uns gefolgt war, ergriffen mich bei den Kleidern und rissen mich hinweg, sonst wäre ich unter die Räder gekommen. Da ich sehr erschrocken war, gab man mir zur Herzstärkung ein wenig Wein, und dann setzten wir unsern Weg fort.

Das Thauwetter war erst mit der Nacht eingetreten, die Sonne mußte dem Schatten weichen, um im Romanenstyle zu reden, und unser Weg führte uns über einen Fluß. Er war zugefroren, allein kaum waren wir darauf, so brach das Eis, und Pferd und Wagen blieb ganz zur Seite hängend darinn stecken. Mit Hülfe von Winden, und mit der größten Vorsicht, sonst hätten wir alle ertrinken können, zog man uns wieder heraus.

Endlich kamen wir in Beiersdorf an, wo ich mich, müde und halb todt von allen Schrecken des heutigen Tages, niederlegte und den andern Abend in Anspach anlangte. Ich ward wie das erstemal empfangen, und da ich diesen Hof schon beschrieben habe, halte ich mich nicht bei meinem Aufenthalt daselbst auf. Ich reiste den achten Februar von da ab, und kam den zweiten Tag darauf nach Bayreuth zurück.

Neue Unfälle erwarteten uns dort. Zur Zeit meiner Heirath hatte der König mit dem Markgrafen einen Vertrag abgeschlossen, dem zufolge dieser Prinz ihm die Werbung für drei preußische Regimenter in seinen Staaten erlaubte; nämlich für dasjenige meines Bru-

ders, des Erbprinzen, und des Fürsten von Anhalt. Herr von Münichow, der Hauptmann des Bayreuther Regiments, der als Werbeoffizier daselbst stand, war ein junger Mensch, den mein Bruder sehr vorzog, ein Sohn des Münichow, der ihm während seiner Gefangenschaft so große Dienste geleistet hatte, und von ihm meinem Gemahl ausdrücklich empfohlen. Ein guter Mensch, aber das Pulver hatte er nicht erfunden! Er kam uns in Streitberg, wo wir zu Mittag speisen sollten, entgegen, und kündigte dem Erbprinzen sogleich an, er habe einen Fang von einem sechs Fuß hohen Menschen gemacht; er sey aus Bamberg, und habe sich von einem andern Regiment wollen anwerben lassen, deßhalb habe er ihn nahe bei Bayreuth mit Gewalt entführen, und nach Bassewalk führen lassen, und das so heimlich, daß kein Mensch etwas davon wüßte. Er fügte noch hinzu, der Mensch sey ein Taugenichts, der im bürgerlichen Leben zu nichts gut wäre, er glaube also, daß die Geschichte gar kein Aufsehen machen würde.

Der Erbprinz machte mich mit Münichows Heldenthat bekannt, und sah voraus, daß sie ihm Verdruß machen würde; er sagte es Münichow sogar, aber der junge Mensch beruhigte ihn so sehr durch die Maßregeln, die er bei der ganzen Sache beobachtet hätte, daß wir hofften, sie könne vielleicht ganz verborgen bleiben. Die Freundlichkeit, mit der uns der Markgraf empfing, machte mich glauben, daß er nichts davon wüßte, und in eben dieser Stimmung reiste er den zwölften Februar nach Himmelkron ab. So hielten wir also die ganze Sache vor vergessen, als uns Herr von Voigt um Mitternacht aufwecken ließ, und dringend zu sprechen verlangte; er sagte uns, der Gemeinrath Lauterbach, (der aber von keiner angesehenen Familie war), sey in der Dämmerung bei ihm gewesen, und habe ihm aufge-

tragen uns zu sagen, er käme von Himmelkron, wo er den Markgrafen aufs heftigste erzürnt, und aufgebrachter wie je in seinem Leben, gesehen hätte. Er wisse den Streich, den Münichow vollführt, habe den Erbprinzen im Verdacht, darinn verwickelt zu seyn, und habe geschworen, sich auf eine auffallende Weise zu rächen; er wolle den folgenden Tag in die Stadt kommen, wir möchten also unsre Maßregeln nehmen, weil er alles für den Erbprinzen fürchtete.

Diese Nachricht versetzte uns in die tödtlichste Unruhe. Wir berathschlagten vergeblich, kein Mittel war zu finden, es blieb dem Erbprinzen nichts übrig, als sich zu unterwerfen, half dieses aber nicht, so war alles verloren. So brachten wir eine grausame Nacht zu.

So bald es Tag ward schickte ich zur Hofmeisterinn, und die Berathschlagung begann von Neuem, und mit eben so wenigem Erfolg. Endlich sprach ich mit der Flora: Sie versprach uns, ihr ganzes Ansehen zur Ausgleichung dieser bösen Sache zu verwenden, sie fürchtete aber wenig zu vermögen, denn man nähme so wenig Rücksicht darauf, dem Markgrafen Vergnügen zu machen, daß man es ihm nicht verübeln könne, wenn er uns mit gleicher Münze bezahle. Ich sagte ihr, sie solle mir dieses Räthsel, das ich nicht verstehe, erklären, weil ich mich nicht erinnere, daß weder der Erbprinz noch ich irgend eine unsrer Schuldigkeiten gegen den Markgrafen versäumt hätten. Sie zuckte die Achseln und schwieg. Ich wußte recht gut was sie meinte, aber ich wollte es nicht verstehen, sondern drang in sie deutlicher zu sprechen, worauf sie nicht wußte, wie sie mir antworten sollte, und endlich sagte, ich zöge den Markgrafen auf und behandle ihn wie einen beschränkten Kopf, der keinen Menschenverstand habe. Wenn ich gesagt habe, antwortete ich, daß er einen beschränkten Kopf habe, so ist es die Wahrheit, allein in diesem Ton

sprach ich nur mit Leuten, von denen ich gewiß war, wie von ihrer Schwester und Ihnen, daß sie keinen übeln Gebrauch davon machten. Ich gestehe gar gern, daß er Ursache hat zornig zu seyn, und habe Münichows Betragen gemißbilligt, so bald ich die saubre Begebenheit erfuhr, und könnte es sogar nicht tadeln, wenn er mit seinem Sohn ein bischen strenge darüber spräche, wenn er sich nur der Gewaltthätigkeit enthält, denn in diesem Fall setzt er sich ins Unrecht.

Den ganzen Nachmittag brachte ich in tödtlicher Unruhe zu; ich kannte die Gewaltthätigkeit des Markgrafen, und wußte, daß er in der ersten Heftigkeit zu allem fähig sey. Um fünf Uhr kam er endlich an; der Erbprinz empfing ihn wie gewöhnlich unten an der Treppe, und führte ihn in sein Zimmer; der Markgraf machte ihm tausend Liebkosungen, unterhielt sich über eine Stunde mit ihm, sagte dann, er habe ein wenig zu thun, worauf er zu mir kommen würde.

Ganz triumphirend kam der Erbprinz zu mir, gab in der Flora Gegenwart seinem Vater die größten Lobsprüche, und sagte, er würde nie die Mäßigung vergessen, die er ihm bei dieser Veranlassung gezeigt hätte, und obschon er im Grunde unschuldig sey, und an der Gewalthat keinen Theil habe, habe er ihm doch sein Unrecht viel lebhafter fühlen lassen, als es durch Mißhandlung geschehen wäre. Doch bald änderte er den Ton, denn man meldete ihm, daß Herr von Münichow mit zween Unteroffizieren des Bayreuther Regimentes festgesetzt wäre.

Es war nicht lange her, daß die Holländer einen preußischen Offizier, der auf ihrem Gebiet geworben hatte, erschießen ließen und ich erinnerte mich sehr gut, daß der Markgraf dieses Verfahren sehr gut hieß, also zweifelte ich nicht, daß er Münichow dasselbe Schicksal zudächte. Ich zitterte davor, denn ich sah die abscheu-

lichsten Folgen vorher, und überlegte schon bei mir selbst, wie man ihn an diesem gefährlichen Schritte verhindern möchte, als er selbst zu mir eintrat. Er war äußerst verbindlich, ich in der größten Bewegung, weil wir aber zur Abendtafel zu gehen im Begriff waren, sprach ich von nichts. Nach aufgehobener Tafel näherte ich mich ihm, und sagte: Ihre Durchlaucht hat recht über die Gewaltthat, deren sich Münichow schuldig machte, zu zürnen, sein Verfahren ist ohne Zweifel unverzeihlich und verdient das Mißfallen von Ihrer Durchlaucht, der Erbprinz hat es ihm streng verwiesen, und verdammt ihn so sehr wie ich, da aber sein Verhaft mir von Seiten des Königs, der sich die Sache sehr zu Herzen nehmen wird, viel Verdruß machen könnte, so bitte ich Ihre Durchlaucht dringend, ihn um meinetwillen in Freiheit zu setzen. Es ist die erste Gnade, um die ich Sie bitte, und ich bin überzeugt, Sie schlagen sie mir nicht ab. Er hörte mich sehr kaltblütig an, dann nahm er einen wahren Herrscherton an und sprach: Ihre königliche Hoheit fordern immer Gnaden von mir, die ich Ihnen nicht bewilligen kann. Der Vorfall ist abscheulich! Der entführte Mensch ist ein katholischer Priester, man hat ihn gebunden, hat ihn auf das Grausamste behandelt, und das gleichsam in meiner Gegenwart. Die Händel abgerechnet, die er mir mit dem Bischof von Bamberg zuziehen wird, kann ich nicht leiden, daß man die mir schuldige Ehrerbietung dergestalt vergißt, noch das Ansehen, welches Gott in meine Hand gab; so lange ich lebe, werde ich in meinem Lande keine solche Gewaltthätigkeiten dulden, und hätte mein Sohn Theil daran, so wünschte ich, er wäre niemals geboren, oder in der Wiege erstickt. Ich bin hier Herr, und als solcher will ich mich gegen einen jeden beweisen, der es sich beikommen läßt, gegen mein Ansehen zu handeln. Ich glaube, gnädiger Herr,

antwortete ich, daß niemand daran zweifelt, und wäre in Verzweiflung, wenn Ihre Durchlaucht glaubten, daß der Erbprinz den geringsten Antheil an dieser Sache hätte. Ich glaube es auch nicht, allein mein Sohn hätte besser gethan, mich selbst von diesem allem zu benachrichtigen; freilich glaube ich auch, daß ihm Münichow die Dinge anders gesagt hat. Das ist wahr, bemerkte ich; aber wenn ich ein Wort hinzufügen könnte? — Sie können alles sagen, was Sie für gut finden, gnädige Frau. — Nun gut, sagte ich also, so lassen Ihre Durchlaucht Huld, statt Gerechtigkeit, walten, sie begnüge sich mit der Genugthuung, welche sie sich schon durch Münichows Verhaftnehmung gab, und setze ihn morgen in Freiheit. Der Erbprinz wird ihn unverzüglich fortschicken; Münichow ist ein Liebling meines Bruders, der ihm und seiner ganzen Familie Verbindlichkeiten hat, er wird — Ihrer Durchlaucht sehr vielen Dank wissen, wenn er erfährt, daß Sie ihn in Rücksicht der Dienste, die er von ihm empfing, freigelassen haben. — Ich bitte Ihre königliche Hoheit, mir über diesen Gegenstand nichts mehr zu sagen; ich muß wissen, was mir zu thun geziemt, und wünsche Ihnen guten Abend. Mit diesen Worten verließ er das Zimmer, und ließ mich ganz verstummt stehen.

Der Erbprinz fand mich noch ganz bestürzt über diese schöne Rede. Wir erwarteten beide, daß die Sache ernsthaft werden würde; der Erbprinz war aufs heftigste gegen seinen Vater aufgebracht, und ich nicht weniger. Der Markgraf hatte Recht, die Verletzung der Achtung, die man sich gegen ihn schuldig gemacht hatte, zu ahnden; allein er hätte sich anders dabei benehmen, mit dem Erbprinzen davon sprechen, den Offizier in Verhaft nehmen, und mir hernach seine Loslassung bewilligen sollen; aber die Falschheit, mit der er handelte, war unverantwortlich, und beweißt hinlänglich

die Empfindungen seines Herzens, die uns nicht geneigt waren. Münichow ward förmlich verhört. Er leugnete den Menschen mißhandeln haben zu lassen, eben so leugnete er seinen Priesterstand gewußt zu haben, da er die priesterliche Kleidung nicht getragen hätte. Man verhörte ihn zweimal an demselben Tage, ohne etwas anderes von ihm zu erfahren. Flora ihrer Seits, hatte nichts vom Markgrafen erhalten können, ich beschloß also die Kranke zu spielen, und legte mich zu Bett. Man that alles mögliche um ihn zu rühren, man sagte ihm, der Kummer habe mich krank gemacht, er lachte nur darüber.

Bis hierher hatte ich alles mit Sanftheit in ein beßres Gleis zu bringen gesucht, da aber Münichow dem Erbprinzen sagen ließ daß man seine Wachen verdoppelt habe, und ihn wie einen Verbrecher, dem man den Prozeß machen wolle, behandle, so hielt ich es für Zeit andre Mittel anzuwenden, um ihn aus dieser übeln Lage ziehen. Ich ließ den ersten Minister, Baron Stein, zu mir kommen, und sezte ihm die unangenehmen Folgen auseinander die des Markgrafen Betragen haben könnte, wenn er gegen Münichow zu Gewaltthätigkeiten schritte — kurz, ich flößte ihm eine so ungeheure Furcht vor dem Könige ein, daß er mir versprach alles mögliche anzuwenden, um den Markgrafen zu beruhigen. Ganz erschrocken über das, was ich ihm gesagt hatte, lief er zu seinem Herrn, und setzte ihn dermaßen in Angst, daß er Münichow auf der Stelle seines Haftes entließ. Er trug dem Baron Stein auf, mir zu sagen, er bestehe keinesweges auf Münichows Abreise, er wolle ihn mit Höflichkeit behandeln und bäte mich dringend die Sache bei dem Könige zum besten zu wenden. Ich ließ ihm für die Rücksichten, die er mir durch die Gewährung meiner Bitte bezeigt hatte, danken; und zugleich versichern, daß der Erb-

prinz Münichow sogleich zu seinem Regimente zurück schicken würde, weil er keine Leute um sich haben wollte, die das Unglück gehabt hätten, seinen Vater zu beleidigen; ich würde dem Könige den ganzen Vorgang darlegen, und zweifelte nicht, daß die Sache in kurzem vergessen seyn würde. Er war von meinem Betragen bezaubert; Münichow nahm Abschied von ihm, und der Frieden war wieder hergestellt. Der Erbprinz brachte es sogar bei dem Könige dahin, daß er den Priester wieder zurück gab, so daß der Markgraf alle Genugthuung erhielt, die er nur zu fordern im Stande war.

Kaum fing ich an Athem zu holen und mich zu beruhigen, so ward ich in neue Unruhen gestürzt; sie wurden durch einen Brief des Königs veranlaßt, in dem er mir meldete: da er dem Kaiser die in dem Traktat von Wien festgesetzten zehntausend Mann bewilligt habe, rechnete er darauf den Feldzug am Rhein in eigner Person zu machen, und wolle daß der Erbprinz ihn begleite, ich solle nur mit dem Markgrafen in seinem Namen davon sprechen, und ihn zur Einwilligung stimmen. Der Erbprinz wünschte es aufs Leidenschaftlichste, denn da er sich vom Könige unterstützt sah, verzweifelte er nicht, seinen Vater zu bewegen. Ich hingegen war sehr dagegen; ich kannte den Erbprinzen, er hatte den ungemeßensten Ehrgeiz sich auszuzeichnen, das Kriegswesen war seine Hauptleidenschaft, er war lebhaft und hitzig; das alles machte mir Sorge, er möchte sich zu sehr aussetzen, und ihm möchte ein Unfall begegnen. Mir war auf Erden nichts theurer wie er, wir waren ein Herz und eine Seele, ja ich glaube, nie waren zween Herzen so innig wie die unsern. Demunerachtet war ich genöthigt dem Markgrafen den Brief zu zeigen, den Erbprinzen betrog ich aber dennoch, denn ich fand Mittel vorher mit dem Minister zu sprechen, und es so einzurichten, daß man ihm abrieth

den Prinzen abreisen zu lassen. Dieses kostete mir wenig Mühe; seit dem Tod seines Bruders war er einziger Sohn, sie mißbilligten allgemein den Einfall des Königs, und versprachen mir es dahin zu bringen, daß der Markgraf niemals die Hand zu diesem schönen Plane bieten sollte. Nachdem ich also die Karten gemischt hatte, sprach ich mit dem Markgrafen; er schien verlegen und sagte mir, er wolle es überlegen. Der Erbprinz bewegte seiner Seits Himmel und Erde, um seinen Vater zur Einwilligung in seine Abreise zu vermögen; allein niemand wollte damit zu thun haben, so daß der Markgraf selbst an den König schrieb, daß er nie darein willigen würde, daß sein Sohn diesen Feldzug mache, die Hoffnungen des Landes beruhen einzig auf ihm, und es widersetze sich allgemein diesem Plane; diese Antwort schloß dem König auf eine Zeitlang den Mund, und beruhigte mich auch.

Ich habe meine Schwägerinn, die Prinzessinn Charlotte, nicht erwähnt. Sie war bis zum einsperren verrückt; zuweilen hatte sie so schwarze Launen, daß sie von Zeit zu Zeit wüthend ward. Der Markgraf mußte sie damals schlagen, sonst kam kein Mensch mit ihr aus. Die Aerzte behaupteten, diese Tollheit hätte ihren Grund in einem zu verliebten Temperamente, und das einzige Heilungsmittel für sie, sey die Ehe. Sie urtheilten ganz richtig, wie sich aus mehreren Umständen, die ich hier nicht auseinander setzen kann, erwieß. Früh und Abend erschien sie öffentlich, und die übrige Zeit bewachte man sie mit den Augen. Wenn sie einen Mann sah, lachte sie, und machte ihm Zeichen, man suchte dem Dinge immer eine schickliche Wendung zu geben, und veranstaltete es immer so, daß sich Damen ihr gegenüber befanden, so daß sie sich nicht zu vergessen in Gefahr kam.

Der Herzog von Weimar hatte seit langer Zeit

Absichten auf sie. Er ist einer der mächtigsten sächsischen Fürsten, galt aber immer dafür in seiner Art eben so närrisch zu seyn, wie die Prinzessinn in der ihrigen, so daß sie sich vollkommen zu einander paßten. Er wendete sich an Herrn Dobener um das Bildniß meiner Schwägerinn zu erhalten, und so nachtheilig es sie darstellte, war er doch davon entzückt, er forderte sie in aller Form von dem Markgrafen zur Ehe, und machte einzig die Bedingung, daß bis zu seiner Ankunft in Bayreuth nichts von der Sache gesprochen würde. Der Markgraf willigte, wie man leicht denken konnte, unverzüglich ein, und man fing unter der Hand an, Anstalten zur Hochzeit zu machen.

Die Prinzessinn Wilhelmine hatte, da sie sich nicht entschließen konnte die Reise nach Dännemark zu machen, seit einigen Monaten den Prinzen von Ostfriesland geheirathet.

Ich komme zum Herzog von Weimar zurück. Er kam wie Nicodemus in der Nacht; denn er ließ seine Ankunft nur einige Stunden vorher melden; zugleich ließ sich der Herzog von Coburg ansagen, und das war uns sehr verdrießlich, denn dieser erbte, in dem Fall, daß der Herzog ohne männliche Erben verstürbe, den größten Theil seines Landes; da nun der Herzog von Weimar noch keine hatte, glaubten wir, er käme ausdrücklich um diese Heirath zu hintertreiben. Sie kamen beide des Abends an; da der Markgraf weder Gesellschaft noch Gäste liebte, bat er mich die Wirthinn zu machen, und befahl seinem ganzen Hof mir zu gehorchen. Die zwei fremden Prinzen wurden also sogleich zu mir geführt. Der von Weimar ist klein, und mager wie ein Klepper; er stellte sich mir sehr artig vor, und den ersten Tag fand ich nichts lächerliches an ihm. Die Prinzessinn, welche schön wie ein Engel war, und die ich auf alle Weise hatte adonisiren lassen, betrach-

tete er mit der größten Aufmerksamkeit. Der Herzog von Coburg ist groß, sehr wohlgebildet, und hat eine der gefälligsten Gesichtsbildungen; er hat viel gesunde Vernunft, und ist sehr achtenswürdig von Seiten seines vortrefflichen Herzens.

Den andern Tag zeigte sich der Herzog von Weimar ein bischen mehr. Er unterhielt mich zwei Stunden lang mit so groben Lügen, daß er sie unmöglich wo anders als in der Schule des Teufels so keck hatte vorbringen lernen. Diesen ganzen Tag über ließ er dem Markgrafen nichts sagen, worüber dieser sehr unruhig ward, und mich um Gotteswillen bat alles mögliche zu thun, damit diese Heirath zu Stande käme. Ich will mich gegen dem Herzog von Weimar nicht blos geben, sagte er, Ihre königliche Hoheit allein, können die Sache beendigen; es wär mir ein tödtlicher Kummer, wenn diese Heirath abgebrochen würde, und da die Ehre meines Hauses nothwendig dadurch litte, müßte es sehr unangenehme Folgen herbei ziehen.

Ich gab seinen Bitten nach, befand mich aber in einer großen Verlegenheit, denn ich wußte nicht wie ich den Herzog zu einer Erklärung sollte bringen. Der von Coburg half mir aus der Noth; er ließ mich und den Erbprinzen um eine Privataudienz bitten in welcher er mir sagte: er nähme wohl wahr daß wir ihm als den Kollateral Erben des Herzogs von Weimar mißtrauten, und käme ausdrücklich sich von diesem Verdachte zu reinigen, sein Besuch in Bayreuth habe keinen andern Zweck als die Heirath des Herzogs zu befördern, dieser habe schreckliche Caprizen, sey vollkommen hirnloß, habe nie einen festen Plan, und ändre seine Laune zwanzig Mal in einem Tage, so daß wir auf dem Wege gewöhnlicher Behutsamkeit nie zu unserm Ziele gelangen würden; deshalb rieth er mir, daß ich ihn scherzend zu einer Erklärung verleiten, und die Ver-

lobung dann unmittelbar vollziehen lassen sollte, er wolle mir aus allen Kräften beistehen, denn die Prinzessinn gefiel ihm sehr gut, und er wär überzeugt, daß die Verlobung, wenn ich seinem Rathe folgte, noch am selbigem Abend statt finden würde. Wir dankten ihm sehr. Er lehrte mir meine Lexion, und bat den Erbprinzen, sich nicht darum zu bekümmern; denn, setzte er hinzu, er liebt die Damen, und ihre königliche Hoheit kann ihn, wenn sie will dazu bringen, daß er über den Stock springt. Der Markgraf ward von diesem allen unterrichtet; ich bat ihn, sich bereit zu halten, damit er auf den ersten Wink zu mir kommen könnte, um Zeuge bey der Verlobung zu seyn.

Schon zu Mittag fing ich an meine Karten zu mischen. Ich rief alles zusammen was ich von toller Musik auftreiben konnte, Trompeten, Pauken, Pfeifen und Dudelsäcke, Hörner, Jagdhörner — was weiß ich alles? — die uns die Ohren bis zum Taubwerden ermüdeten. Unsers Herzogs seine Narrheit kam gar bald zum Vorschein, er legte sie in vollem Glanze vor Augen, so daß man ihn hätte vor besessen halten sollen. Er stand vom Tische auf, spielte selbst die Pauken, strich die Geige, tanzte, sprang und beging alle mögliche Thorheiten. Nach der Tafel führte ich ihn mit dem Prinzen von Coburg, der Prinzessinn und meinen Damen in mein Kabinet, hier fing ich damit an, von dem Krieg am Rheine zu sprechen, und daß der Kaiser sehr Unrecht habe nicht ihn zum Befehlshaber seiner Truppen zu ernennen. Nun brachte er eine Aufschneiderei über die andre vor, und prahlte ohne Ende, worauf er einen Galimathias der über eine Stunde gedauert hatte, endlich mit der Versicherung schloß, er mache den Feldzug mit, seine Equipage sey wirklich schon fertig. Das kann ich nicht gut heissen, sagte ich nun, ein Prinz wie sie, muß

sich nicht aussetzen, sie haben grosse Hoffnungen, können noch Churfürst von Sachsen werden, wenn gleich ein Stücker zwanzig Prinzen in die andere Welt wandern müssen ehe Sie darauf rechnen können. Das ist wahr, antwortete er, aber ich bin für die Waffen geboren, das ist mein Handwerk. Ich weis ein Mittel das alles zu verbinden, fing ich wieder an, heirathen Sie, haben Sie bald einen Sohn, und dann können Sie, wenn es Ihnen beliebt, zu Felde ziehen. Hm, rief er, was die Weiber anbetrifft, deren finde ich Hundert für eine, in Hof sitzen drei Prinzessinnen, und zwei Gräfinnen die auf mich warten, aber sie gefallen mir nicht; ich schicke sie wieder fort; Ihr königlicher Herr Vater, meine gnädigste Frau, hat Sie mir anbieten lassen, es hing nur von mir ab Sie zu heirathen, allein ich kannte Sie noch nicht, ich schlug Sie aus. Jetzt bin ich darüber in Verzweiflung, denn hohl mich der Teufel! ich bete Sie an! ja ich bin verliebt in Sie, wie ein Hund. — Wie unglücklich bin ich, rief ich aus, Sie haben mir den Schimpf angethan mich auszuschlagen! das war mir bis jetzt unbekannt, dafür will ich, was es auch kosten mag, Genugthuung erhalten. Ich that ganz verzweifelt, der Erbprinz und meine Damen konnten nicht mehr vor Lachen; endlich fiel mir der Herzog zitternd zu Füßen, und schwatzte sich heisser in Liebeserklärungen, die er mochte aus einem deutschen Roman auswendig gelernt haben. Ich fuhr immer fort die Erzürnte zu spielen, bis er endlich sagte, er wär bereit mir jede geforderte Genugthuung zu geben. Gut, rief ich, mir ist keine andere anständig als die daß Sie sich mit einer meiner Verwandtinnen vermählen. Sind Sie das zufrieden? — Von Herzen gern; antwortete er, geben Sie mir wen Sie wollen, und der Donner soll mich erschlagen, wenn ich ihn nicht auf der Stelle hei-

rathe. Da brauch' ich nicht lange zu suchen, sagte ich schnell, hier ist Jemand, wobei ich meine Schwägerinn bei der Hand nahm und sie ihm vorstellte, sie ist viel schöner und liebenswürdiger wie ich, und Sie verlieren nichts bei dem Tausche. Er wollte sie umarmen, sie stieß ihn aber zurück. Schw. . . die ist stolz, rief er, aber sie gefällt mir, und ich bins sehr zufrieden. Ich schickte nun eilig zum Markgrafen und ließ ihm sagen, so bald er käme, solle er ihnen die Ringe austauschen lassen. In wenig Augenblicken trat er wirklich herein; ich sagte ihm sogleich, daß ich mir die Freiheit genommen hätte, eine Heirath zu stiften, zu der es nur seiner Einwilligung bedürfe; der Herzog habe meine Achtung dergestalt gewonnen, daß ich ihm mein Wort gegeben habe, er solle die Prinzessinn Charlotte erhalten, und nun hoffte, er würde mir nicht entgegen sein. Anstatt mir zu antworten, sperrte der Markgraf den Mund auf, lachte, und fragte den Herzog wie er sich befände? Ich glaubte der Herzog von Coburg, der Erbprinz und ich sollten aus Aerger aus der Haut fahren! denn unser Narr ließ sich mit dem Markgrafen in ein langes Gespräch ein, und dachte nicht länger an die Verlöbniß. Wir mußten ihn also von neuem ins Feuer setzen. Endlich spornten wir den Markgrafen so lange an, daß er ihm sein Versprechen abnahm. Sogleich wurden die Kanonen gelößt, der ganze Hof und alle Damen der Stadt waren in meinem Vorzimmer; die Glückwünsche wurden unverzüglich angenommen. Man zog Loose, und setzte sich zur Tafel, dann ging der Ball an, den ich jedoch, sobald ich mit dem Herzog von Weimar getanzt hatte, verließ, denn ich erlag fast der Müdigkeit und der Hals that mir von unmäßig vielem Reden, fürchterlich weh.

Den folgenden Morgen verlangte Herr von Comartin, der Oberste der Herzoglichen Leibwache, mit mir

zu sprechen. Er begann mit vielen Entschuldigungen über den ihm gegebenen Auftrag, der Herzog sey wie wahnsinnig, wollte abreisen, und ließ mir sagen, daß er nicht heirathen möchte; er wolle ehelos bleiben und alles, was gestern vorgefallen, sey mit einem Wort nur Scherz gewesen. Comartin rieth mir die Sache sehr stolz zu behandeln, und zu thun, als sey mir das völlig einerlei. Ich antwortete ihm diesen Rath habe ich nicht nöthig, er solle dem Herzog nur in meinem Namen sagen, ich habe ihm durch die Hand meiner Schwägerinn eine grosse Ehre zu erzeigen gedacht, frage aber gar nicht nach seiner Verwandtschaft, und würde recht froh sein, wenn er bald möglichst wieder abreise. Grüßen Sie ihn auch von meinetwegen, setzte der Erbprinz hinzu, und versichern Sie ihn, ich würde ihm sogleich selbst bezeigen, wie sehr mich sein Betragen erfreute.

Ich ließ den Markgraf von dem Vorgang unterrichten, und zugleich bitten, er möchte sich ganz unwissend darüber anstellen, weil ich noch immer hoffte die Sache zu vermitteln. Ich hatte mich nicht geirrt. Comartin kam nach einer kleinen Weile wieder, und bat mich in seines Herrn Namen um Verzeihung. Zu gleicher Zeit ließ mich dieser auffordern, ich möchte ihn um Gottes Willen mit dem Erbprinzen versühnen. Der Herzog folgte ihm auf dem Fuß. Lange stellte ich mich sehr zornig, endlich ließ ich mich aber erweichen und der Erbprinz gab auch nach. Wir verabredeten darauf, daß die Hochzeit des folgenden Tages, es war der siebente April, gefeiert werden sollte.

Ich ließ die Prinzessinn in meinem Zimmer ankleiden, in einer Robe, mit bloßem Haar, und einer Herzoglichen Krone, die von meinen Brillanten gemacht war, auf dem Kopfe. Bis dahin wars gut mit ihr gegangen, ihr Kopf war kühl und ruhig geblieben; wie ich ihr aber die Krone aufsetzen wollte, fing sie

wie närrisch an zu schreien und zu weinen, lief von einem Zimmer ins andere und kniete vor allen Stülen, die ihr vorkamen, nieder um zu beten. Fräulein von Sonsfeld, die am mehrsten über sie vermochte, fragte was ihr fehle? sie antwortete man wolle sie tödten, sie sähe lauter Feinde um sich die sie umbringen wollten. Nach langem Sprechen entdeckten wir endlich die Ursache ihres panischen Schreckens. Sie hatte das Leichengepränge ihres Bruders gesehen, dieselbe Krone von meinen Juwelen, welche ich ihr jetzt aufsetzen wollte, hatte auf einem Kissen neben seinem Sarge gelegen. Wir hatten alle Mühe von der Welt sie zu beruhigen. Sie war schön wie ein Engel! so bald sie angekleidet war, kam der Markgraf und die beiden Herzoge, sie bei mir abzuholen, wir führten sie zuerst in das Audienzzimmer, wo sie die Entsagungsakte unterzeichnete, und wo einige Augenblicke darauf die Trauungszeremonie vollzogen ward, nachmals war große Tafel, dann wurde der Fackeltanz getanzt, worauf ich die Neuvermählte in ihr Zimmer führte, um sie auszukleiden, indessen die Prinzen dem Herzog eben diesen Dienst erzeigten — alle andere Anwesende hatten sich entfernt; so bald sie sich niedergelegt hatte, ließ ich den Herzog einladen zu kommen; es dauerte eine Stunde, und er kam nicht; ich schickte ein zweites Mal, da erschien der Erbprinz um mir zu sagen, der Herzog sey wie rasend, und wolle nicht zu Bett gehen; sie hätten schon alle ihre Redekunst angewendet, ohne ihn zu gewinnen. So hielt er uns auf bis früh um vier Uhr. Der Erbprinz sah sich genöthigt ihn noch einmal in Angst zu setzen, indem er drohte sich mit ihm zu schlagen. So bald er sich niedergelegt hatte, begab ich mich hinweg.

Das Wachen und die Ermüdung richteten meine Gesundheit völlig zu Grunde; alle Mittel, die ich ge-

genommen hatte, thaten nicht die mindeste Wirkung, und ich litt unaufhörlich.

Den Tag darauf hatten wir neue Plackereien. Der Herzog beklagte sich, daß seine Braut die Ehe nicht hätte vollziehen wollen, und der Lärm dauerte fort so lange sie in Bayreuth waren. Ich wollte mich nicht darein mischen, allein der Markgraf und der Erbprinz mußten sich der Sache annehmen. Den vierzehnten April reißten sie endlich zu unserm großen Glücke ab, denn wir wären endlich alle zu Narren geworden, wären sie länger geblieben. Da die Herzoginn noch keine Damen hatte, war ich sehr erfreut Fräulein von Sonsfeld unter diesem Vorwand einige Zeit zu entfernen, und gab ihr auf sechs Wochen Urlaub. Der Erbprinz begleitete seine Schwester bis Koburg, wo er sich nur wenige Tage aufhielt.

Der Markgraf begab sich nach Himmelkron, und der Erbprinz und ich in die Eremitage. Hier empfing ich einen Brief von der Königinn, der mich sehr in Verwundrung setzte. Sie schrieb mir, daß meine jüngste Schwester, welche Sophie hieß, mit demselben Markgrafen von Schwedt, den man mir bestimmt hatte, versprochen sey. Sie lobte diesen Prinzen auf das wundersamste, und sagte, sie würde ihm nie so abgeneigt gewesen seyn, hätte sie ihn früher gekannt. Ich bewunderte die Unbeständigkeit aller irdischen Dinge, und besonders die des menschlichen Herzens. Der Markgraf hatte die Königinn so gut gewonnen, indem er immer ihr treuer Berichterstatter war, daß sie endlich in die Heirath meiner Schwester gewilligt hatte; so bald er aber versprochen war, legte er die Larve ab, und zeigte sich als das was er war, so daß mir die folgende Post schon einen Brief von der Königinn brachte der dem vorigen ganz widersprach, und Abscheuligkeiten wieder den Markgrafen enthielt. Die Heirath setzte mich um

meiner Schwester willen, die ich herzlich liebte, in Verzweiflung. Sie war nicht schön, aber ihr guter Character, ihre Sanftheit und tausend gute Eigenschaften ersetzten das hinlänglich; allein sie wußte ihren Gemahl so gut zu behandeln und gewann ein solches Ansehen über ihn, daß er sanft wie ein Lamm gegen sie ward; dennoch hat alle ihre Mühe ihn nicht von seinen Fehlern heilen können, er ist sich gleich geblieben, obschon er sich gegen seine Frau die sehr glücklich mit ihm lebt, wie ein Engel beträgt.

Meine Besorgnisse wegen eines Feldzugs des Erbprinzen fiengen von neuem an. Er suchte es unter der Hand so zu karten, daß der Markgraf ihm die Erlaubniß ertheilte; ich arbeitete meiner seits dahin daß er sie verweigerte. So betrogen wir uns eines das Andere. Allein ein zweiter Brief den ich vom König erhielt, machte mir grausamen Verdruß — Sein Inhalt war folgender.

„Meine Liebe Tochter, ich reise in sechs Wochen nach dem Rhein ab. Mein Sohn und meine Vettern begleiten mich bei dem Feldzug, mein Schwiegersohn muß es auch thun. Soll er denn in Bayreuth Kraut pflanzen, indeß alle Reichsfürsten in Krieg ziehen? er wird vor der Welt wie ein ehrloser Feigling erscheinen. Die Gründe des Markgrafen taugen alle nichts, gebe du ihm den Entschluß, und sage ihm, er beschimpfe seinen Sohn, wenn er ihn in Krieg zu gehen verhindere. Gieb mir eine schleunige Antwort, und sey versichert daß ich bin u. s. w.“

Mein Gott, wie war mir, wie ich diesen Brief las! ich vergoß einen Strom von Thränen. Der Erbprinz sprach mir sehr ernsthaft zu, und sagte mir, wenn ich seinen Vater nicht bewöge ihn reisen zu lassen, so zwänge ich ihn davon zu laufen, und den Feldzug ohne seine Einwilligung zu machen. Ich antwortete

ihm, alles was er von mir fordern könnte, wär, daß ich ihm nicht entgegen sein wollte, aber den Markgrafen bereden, daß er ihn abreisen ließ, das thäte ich nicht. Diesem schickte ich den Brief des Königs. Er bat mich in die Stadt zurück zu kehren, wo mir viele Dinge mitgetheilt werden müßten, und er über diesen Gegenstand einen Staatsrath versammeln wolle.

Den vierzehnten Juni ging ich also nach Bayreuth. Der Markgraf zeigte mir den Brief des Königs, der ungefähr in eben solchen Ausdrücken, wie der meinige abgefaßt war, und einen andern von dem Grafen von Seckendorf, der meinen Schwiegervater um Gottes Willen bat, den Wünschen des Königs nachzugeben, indem ihm seine Bemühungen, den Prinzen an dem Feldzug zu hindern, viele Unannehmlichkeiten zuziehen würden, der Feldzug, könne wegen der späten Jahrszeit nicht lange dauern, er hoffte, ihm am Ende desselben, seinen Sohn frisch und gesund, und mit Ruhm gekrönt, zurück zu schicken. Er fragte mich, was ich zu allem dem sagte? ich antwortete, daß ich die ganze Sache in seine Hand lege, er sey Vater, er würde, wie ich überzeugt sey, die Umstände genau abwägen, ehe er sich zu etwas entschlösse. Er schien mir sehr unruhig. Wirklich war das ganze Land dem Feldzuge abgeneigt, man sagte laut: wann der Markgraf seinem Sohn erlaubte, ihn mit zu machen, so sey es ein Zeichen, daß er ihn nicht liebe. Er antwortete also dem König, daß der ihm gethane Vorschlag, so wichtig sey, daß er ihn erst in weitere Ueberlegung ziehen müste. Der Erbprinz hingegen, war über die Unentschlossenheit seines Vaters in der fürchterlichsten Laune, und drängte ihn täglich aufs lebhafteste, in seine Wünsche zu willigen.

Der König war indessen schon zur Armee abgereist, wenige Tage darauf folgte ihm mein Bruder

und alle Prinzen; der König war über Cleve gegangen, mein Bruder aber schrieb mir, er würde seinen Weg über Bayreuth nehmen, da ihm der König aber ausdrücklich verboten hatte, sich daselbst aufzuhalten, bat er, mich den zweiten Julius in Berneck einzustellen, welches zwei Meilen von Bayreuth ist, wo er sich einige Stunden aufhalten könnte. Ich vernachläßigte diese Gelegenheit nicht, einen so lieben Bruder zu sehen, sondern machte mich sehr früh mit meiner Hofmeisterinn, Herrn von Voit, und Herrn von Seckendorf auf den Weg. Der Prinz war von meinem Kammerherrn begleitet, und Baron Stein folgte uns, um meinen Bruder im Namen des Erbprinzen zu bewillkommen. Um zehn Uhr kamen wir in Berneck an, die Hitze war fürchterlich, und ich schon von dem zurückgelegten Wege sehr ermüdet. Ich stieg in dem für meinen Bruder bereiteten Hause ab, und da warteten wir bis drei Uhr Nachmittags. Indeß kam ein ungeheures Gewitter; ich habe nie so etwas fürchterliches gesehen! der Donner wiederhallte in den Felsen, die Berneck umgeben, die Welt schien unterzugehen, und eine Wasserfluth folgte dem Gewitter nach. Es war vier Uhr, und ich konnte nicht begreifen, wo mein Bruder blieb; verschiedne Leute zu Pferd, die ich ausgeschickt hatte, um nach ihm auszusehen, kehrten nicht zurück; endlich wollte, ihn troz aller meiner Bitten, der Erbprinz auch aufsuchen. So wartete ich bis neun Uhr Abends, ohne daß ein Mensch erschien. Meine Angst stieg aufs Aeusserste. Diese Wasserfluthen sind in Bergländern sehr gefährlich, und stiften oft Unglück, deshalb war ich auch überzeugt, daß meinem Bruder, und dem Erbprinzen etwas unangenehmes widerfahren sey. Endlich sagte man mir, mein Bruder habe seinen Weg verändert, und sey nach Culmbach gegangen, wo er die Nacht zubringen wollte. Ich wollte dahin gehn. Culm-

bach ist vier Meilen von Berneck, aber die Wege sind abscheulich, und voller Abgründe, alle Welt war mir also entgegen, und mochte ich wollen oder nicht, so setzte man mich in den Wagen, und führte mich nach Himmelkron, das nur zwei Meilen entfernt ist. Unterwegs waren wir in Gefahr zu ertrinken, die Wasser waren so angeschwollen, daß die Pferde nur schwimmend hindurch kommen konnten.

Endlich, um ein Uhr nach Mitternacht kam ich an. Halb todt warf ich mich sogleich auf ein Bett, in der größten Angst, meinem Bruder und dem Erbprinzen sey ein Unglück widerfahren. Dieser riß mich endlich aus meiner Unruh, er kam um vier Uhr, ohne eine Nachricht von meinem Bruder zu bringen. Da ich ein wenig beruhigt war, fing ich eben an einzuschlafen, als man mir meldete Herr von Knobelsdorf wolle mich von Seiten meines Bruders sprechen. Sogleich sprang ich vom Bett herab, und lief ihm entgegen; er meldete mir, mein Bruder hätte mich erst den folgenden Tag zu sehen gerechnet, deshalb habe er sich in Hof ausgeruht, wenn ich wolle, würde er sich in einen Ort, nahe bei Bayreuth begeben, wo er Punkt acht Uhr eintreffen, und einige Stunden bleiben würde, um sich mit mir zu unterhalten. Es blieb mir also keine Zeit zum Schlafen, sondern ich stieg wieder in Wagen, um den verabredeten Ort zu erreichen.

Mein Bruder überhäufte mich mit Liebkosungen, fand mich aber in einem so erbärmlichen Zustande, daß er seine Thränen um mich nicht zurück halten konnte. Ich konnte mich nicht auf meinen Füßen halten, und war so schwach, daß ich mich einmal um das andere ohnmächtig fand. Er sagte mir, der König sey sehr aufgebracht gegen den Markgrafen, weil er seinem Sohn nicht erlaubt habe, den Feldzug zu machen. Ich legte ihm alle Gründe des Markgrafen

dar, und setzte hinzu, daß er nicht Unrecht habe. Gut, antwortete mein Bruder, so verlasse er den Kriegs-Dienst, und gebe dem König sein Regiment zurück. Uebrigens könntest du, ohne alle Sorge für ihn sein, denn ich habe sichre Nachricht, daß man kein Blut vergiessen wird. Man rüstet sich aber doch, um Philippsburg zu belagern? sagte ich. Ja, erwiderte mein Bruder, allein man wird keine Schlacht wagen, um diesen Ort zu entsetzen. Während dieses Gesprächs, trat der Erbprinz ein, und bat meinen Bruder um Gotteswillen, ihm von Bayreuth fortzuhelfen. Sie zogen sich zusammen an ein Fenster zurück, wo sie lange sprachen. Endlich sagte mir mein Bruder, er würde dem Markgrafen einen sehr höflichen Brief schreiben, und ihm wegen des Feldzugs so gute Gründe angeben, daß er nicht an ihrer Wirksamkeit zweifelte. Wir wollen bei einander bleiben, setzte er, sich gegen den Erbprinzen wendend, hinzu, es wird mich innig freuen, immer um meinen lieben Bruder zu seyn. Er schrieb den Brief, und gab ihn dem Baron Stein, um ihn dem Markgrafen zuzustellen, darauf nahmen wir, nicht ohne Thränen, einen zärtlichen Abschied von einander, wobei er mir noch versprach, sich von dem Könige die Erlaubniß auszuwirken, bei seiner Rückkehr mich in Bayreuth zu besuchen. Das war das letzte Mal, daß ich ihn auf dem alten Fuß mit mir sah; seitdem veränderte er sich sehr.

Wir kehrten nach Bayreuth zurück, wo ich drei Tage durch so übel war, daß man glaubte, ich käme nicht wieder auf; dennoch entging ich diesesmal noch der Gefahr, aber mein schleichendes Fieber kehrte, viel stärker als vorher, wieder zurück.

Ich habe alle diese Zeit über der Fräulein von Sonnsfeld nicht erwähnt; sie war von Weimar, wo sie den Herzog und die Herzoginn in Fried und Einigkeit verlassen hat-

te, zurückgekommen. Ich hatte mir immer geschmeichelt, daß sie die Abwesenheit aus dem Herzen des Markgrafen verbannen würde, aber das war eine Rechnung ohne den Wirth, denn bei ihrer Rückkehr war dieser Prinz verliebter als jemals. Man sagt, es gäbe keine häßliche Liebschaften, ich behaupte aber, daß es deren doch sehr widrige giebt, und dazu war diese zu rechnen. Die Leidenschaft des Markgrafen litt keine Schranken mehr, er war den ganzen Tag bei seiner Schönen, machte ihr moralische Erklärungen und begnügte sich, ihr die Hände zu küssen. Er zog alle Tage einen neuen Rock an und ließ sich seinen Kahlkopf aufputzen, um jünger zu scheinen als er war. Konnte er sie nicht sehen, so regnete es Liebesbriefchen, und diese waren so zärtlich und so geschmacklos, daß sie einem ganz übel machten; alle seine Absichten, sagte er, gingen auf die Ehe, denn seine Liebe sey ganz von der Materie befreyt. Dieser letzte Punkt konnte sehr wahr seyn, denn er war schon so ausgemergelt, daß er nichts mehr an sich hatte als Haut und Knochen, und die Auszehrung bei ihm schon ganz entschieden war. Das alles mißfiel uns gewaltig. Flora liebte ihn so sehr, wie sie von ihm geliebt war, und ich sah wohl, daß sie sich endlich den Wünschen ihres schwindsüchtigen Liebhabers ergeben würde. Der arme Markgraf ward aber ausser der Grausamkeit seiner Schönen von einem andern Kummer getroffen, an dem ich allen möglichen Antheil nahm. Dieses war der Tod des Prinzen von Culmbach, den ihm sein Adjutant ankündigte. Er ward den neun und zwanzigsten Juni bei der Schlacht von Parma, die unter dem Befehl des General Merci geliefert ward, getödtet. Schon hatte er sich einer der französischen Batterien bemächtigt, als er zwei Flintenschüsse, die ihn in einen Graben warfen, erhielt; man trug ihn in eine benachbarte Hütte, wo ihm die Wundärzte ankün-

digten, daß er nur noch ein paar Stunden zu leben habe; seine Wunde sey tödtlich. Ich habe die Freude, sagte er darauf, den Tod zu sterben, den ich mir immer gewünscht habe, und werde zufrieden seyn, wenn wir nur Sieger sind. Das waren seine letzten Worte, er verlor die Besinnung, und bald darauf das Leben. Der Marschall Merci und fünfzehn Offiziere von Rang wurden bei dieser Gelegenheit getödtet, das Schlachtfeld blieb den Franzosen, und man kann ihnen den Sieg zuschreiben, denn der Verlust der Oesterreicher war ungeheuer. Der Erbprinz und ich wurden von diesem Verlust auf das Innigste gerührt; mir kostete er viele Thränen, denn ich verlor in ihm einen wahren Freund und einen Prinzen, der die Ehre seines Hauses war. Sein Körper ward heimlich nach Bayreuth gebracht.

Der Brief meines Bruders an den Markgrafen hatte indessen seine Wirkung gethan, und man arbeitete auf das Eifrigste an des Erbprinzen Equipage. Ich war in die schwärzeste Schwermuth versenkt. Der Tod des Prinzen von Culmbach hatte meine Einbildungskraft aufgeregt, ich dachte, den Erbprinzen könnte ein gleiches Loos treffen. Der schlechte Zustand meiner Gesundheit tröstete mich, denn ich hoffte, wenn er stürbe, würde ich ihn nicht lange überleben. Bisher hatte sich der Arzt begnügt, mir acht Mal innerhalb zehn Monaten zur Ader zu lassen; er kannte mein Uebel nicht, glaubte, es rühre von einem Uebermaaße an Blut her, und gab mir dabei sehr viel starke Mittel, die mich auf einige Stunden erleichterten, aber das Uebel vermehrten; nun wollte er also eine andere Heilart versuchen, und ließ uns Gesundbrunnen gebrauchen. Um mehr Bequemlichkeit dabei zu genießen, begaben wir uns mit dem Markgrafen nach dem Brandenburger, aber mein Magen war zu schwach, ich mußte nach drei Tagen wieder damit aufhören.

In dieser Zeit langte die Leiche des Prinzen von Culmbach in Bayreuth an; da die Zubereitungen zu seinem Begräbniß, das mit Pomp und Feierlichkeit vollzogen werden sollte, noch nicht gemacht waren, setzte man ihn in der Capelle bei. Der Markgraf war von diesem Verluste noch lebhaft gerührt; er nahm täglich mehr ab; die Aerzte erklärten, daß sein Zustand sehr gefährlich sey, und wenn er nicht das Trinken unterlasse, unheilbar werden würde; er war aber so sehr daran gewöhnt, daß es ihm unmöglich war, einen Tag zu leben, an dem er sich nicht zweimal berauscht hätte.

Der unselige Tag von des Erbprinzen Abreise kam endlich herbei; es war der siebente August. Nur wer so heftig liebt, wie ich liebe, kann sich mein Leiden denken; tausend Tode kommen meinem Schmerze nicht gleich; meine Einbildungskraft war aufgeregt, ich war überzeugt, ihn nicht wieder zu sehen. Er riß sich von mir los, selbst so bewegt über meinen Zustand, daß er nicht wußte, was er that, halb todt führte man ihn in seine Schaise, und ich blieb in einem Zustande zurück, der leblose Dinge gerührt hätte. Vier Tage blieb ich in dieser Verfassung, endlich suchte ich durch vielfaches Nachdenken meinen Schmerz zu mäßigen, und ihn in Schranken zu halten. Ich habe bisher, um die Erzählung nicht zu unterbrechen, den Feldzug am Rhein gar nicht erwähnt, jetzt will ich mich auch nur bei den vorzüglichsten Begebenheiten aufhalten.

Der Herzog von Bevern, der in dem vergangnen Jahre den Befehl über die nur aus zwanzigtausend Mann bestehende kaiserliche Armee erhalten hatte, war bis jetzt im Vertheidigungszustande geblieben und hatte die französische Armee unter Anführung des Herzogs von Berwic nicht verhindern können über den Rhein zu gehen. Der Prinz Eugen von Savoyen übernahm die

Stelle des Herzogs von Bevern. Bei seiner Ankunft bezeigte er sehr viele Unzufriedenheit über die vorgefundnen Dispositionen, und verließ sogleich die Linien von Stockhofen. Die Franzosen verfolgten die kaiserliche Armee, allein ohne ihr den geringsten Schaden zufügen zu können. Obschon Frankreich bis jetzt das Reich nicht angegriffen hatte, mischten sich die Fürsten dennoch unvorsichtig in diesen Krieg, indem sie dem Kaiser ihre Contingente zuführten. Sechstausend Mann Dänen, zehntausend Preußen und die Reichstruppen zogen den Prinzen Eugen zu sehr gelegner Zeit aus seiner sehr mißlichen Lage; dennoch konnte er nicht verhindern, daß die Franzosen sich Kehls bemächtigten und die Belagerung von Philippsburg anfingen, welches sich auch nach einer wackeren Vertheidigung von sechs Wochen, ergab. Der Marschall von Berwic und der Prinz Lixin wurden in den Laufgräben getödtet. Zwei Tage nach der Einnahme dieser Stadt kam der Erbprinz bei der Armee an. Der König hatte alle seine Kräfte angewendet, um den Prinzen Eugen zum Entsatz dieser Festung zu einer Schlacht zu bereden, der Prinz hatte aber nie gewollt, er stellte dem König vor, daß ganz Deutschland, wenn sie geschlagen würden, den Franzosen offen stünde, sie könnten alles einnehmen was sie nur wollten.

Der Erbprinz ward von dem Könige und meinem Bruder sehr gut empfangen, da seine Equipage noch nicht angekommen war, lieh ihm dieser letztere ein Zelt. Er fand des Königs Gesicht sehr verändert, und ihn selbst magerer, er hatte Gicht in der Hand, und trug damals schon die Krankheit in sich, an der er starb, auch konnte er nicht den ganzen Feldzug aushalten, sondern war genöthigt, sich nach Cleve zu begeben. Vor seiner Abreise machte er dem Erbprinzen tausend

Liebkosungen und befahl ihm *), er solle sich bei seiner Rückkehr in Bayreuth aufhalten. Der Erbprinz machte sich bald bei allen Generalen und Offizieren der Armee beliebt; er bemühte sich auf das äußerste, das Handwerk bei ihnen zu lernen, sein gesittetes Betragen, seine Höflichkeit und gütiges zuvorkommendes Wesen, verbanden ihm alle Herzen. Mit meinem Bruder war es ganz anders; er hatte mit Prinz Heinrich, dem Bruder des Markgrafen von Schwedt, und zweiten Prinzen vom Geblüt, Freundschaft gestiftet; dieser Prinz hatte kein anderes Verdienst als seine Schönheit, er war lasterhaft, hatte immer einen bösen Charakter und so niedrige Gesinnungen gezeigt, daß er Verachtung einflößte; dennoch wußte er sich bei meinem Bruder so gut einzuschmeicheln, daß er ihn verderbte und zu den abscheulichsten Ausschweifungen hinriß. Das war aber nicht alles; er flößte ihm gegen alle ehelichen Leute Verdacht ein, nur die seines Gelichters waren willkommen, kurz, mein Bruder ward ganz anders, als wie er gewesen war, alle Welt war unzufrieden mit ihm, und dem Erbprinzen ging es nicht besser wie den andern.

Eines Tages, wie er mit dem Herzog Alexander von Würtemberg, meinem Bruder und mehreren andern Generalen zur Rekognoszierung des Feindes ausgegangen war, fanden sie die Franzosen diesseits des Rheins postirt. Der Erbprinz fing an, ihren Posten zu zeichnen, und nahm nicht wahr, daß mein Bruder sich entfernte; einem jungen Husaren, den er bei sich hatte, fiel es sehr zur Unzeit ein, sich mit einer gezogenen Flinte die Zeit zu vertreiben, und er schoß auf den Feind. Die Herrn Franzosen beantworteten es sogleich, und bald flogen die Kugeln dem Erbprinzen um den Kopf. Er wollte sich nicht zurückziehen, sondern beendigte ru-

*) Anmerk. d. U. Sollte da nicht statt: ihm, stehen: dem Kronprinzen? Des Königs Befehl hat sonst keinen Sinn.

big seine Zeichnung, wobei er dennoch nicht unterließ, dem Husaren für seine Unvorsichtigkeit tüchtig den Kopf zu waschen. Sobald seine Zeichnung beendigt war, stieg er zu Pferd und eilte meinem Bruder nach. Dieser sprach mit Prinz Heinrich über den so eben erzählten Vorgang ziemlich anzügliche Dinge, der Erbprinz hörte es, erzählte die Sache so, wie sie war, und wie er merkte, daß mein Bruder noch immer fortfuhr mit Prinz Heinrich leise zu sprechen, indem er ihn spöttisch ansah, sagte er: wer Ihrer Königlichen Hoheit Lügen von mir sagt, ist dies und das, und ich will ihm lehren Wahrheit sagen und sich des Verläumdens enthalten. Mein Bruder schwieg sowohl wie Prinz Heinrich, für den diese Worte gemeint waren.

Den folgenden Tag hatte der Erbprinz den Prinzen Heinrich in Gegenwart aller Generale auf das grausamste zum besten. Dieser verhielt sich sehr leidend, und beredete meinen Bruder, über den der Erbprinz sehr unzufrieden war, ihm einige Höflichkeiten zu erzeigen.

Ein Eilbote, der wenige Tage darauf bei der Armee ankam, brachte ihnen Nachricht von dem traurigen Zustand, in dem sich der König befand. Sein Uebel hatte dergestalt zugenommen, daß er genöthigt gewesen war, in Cleve zu bleiben; sein Körper fing an zu schwellen, die Aerzte hielten ihn vor wassersüchtig, und seinen Zustand vor sehr gefährlich.

Ich kehre nun nach Bayreuth zurück. Da der Leichnam des Prinzen von Culmbach, den fünf und zwanzigsten August beigesetzt werden sollte, begaben wir uns, um diese Feierlichkeit zu vermeiden, nach Himmelkron. Seit der Abreise des Erbprinzen nahm ich wahr, daß die Liebe des Markgrafen in vollem Zuge war. Fräulein von Sonsfeld konnte sich nicht enthalten, ihre Neigung für ihn zu äussern, sie führte

gewisse Reden, die hinlänglich anzeigten, daß sie der Lust, Markgräfinn zu werden erläge. Der Markgraf ward sichtlich schwächer, sein Arzt, der unwissendste, den es je gab, versprach, ihn durch gewisse Bäder und einen Trank, den er vor ein Universal Mittel hielt, zu heilen, dieser bestand aus Fichtenzapfen im Wasser gekocht. Der Markgraf und ich, fingen unsre Cur zu gleicher Zeit an, aber zum Glück fanden sich mitleidige Leute, die mir sagten, daß ich mich tödten würde, wenn ich sie fortsetzte. Man wollte dem Markgrafen eben diese Warnung geben, allein er war von seinem Arzte so eingenommen, daß er seine Bäder in in denen e. alle Tage in Ohnmacht fiel, fortsetzte. Er ließ Tag und Nacht an der Wiederherstellung von Himmelkron arbeiten, und ließ Zimmer einrichten, die ganz mit Vergoldung und Spiegeln verziert waren; er war Sinnes dort einen prächtigen Garten, und eine Menagerie anzulegen, und man baute schon eine Reitschule.

Aus diesem allem schloß ich, daß er heirathen, und sich in Himmelkron ganz niederlassen wolle. Die Marwitz bestärkte mich, in dieser Ansicht, und warnte mich immer auf meiner Hut zu sein. Das Mädchen hatte viel Verstand und Gesetztheit, ich konnte auf ihre Diskretion zählen, und liebte sie alle Tage mehr. Da sie alle Tage spionirte, nahm sie wahr, daß viele Leute in diese Intrigue verflochten waren, unter andern Herr von Hesberg, der Prinz Wilhelms Hofmeister gewesen war. Ich kannte ihn als einen sehr rechtlichen Mann, und stand keinen Augenblick an, mich gegen ihn über die Sache zu erklären, doch wartete ich meine Rückkehr von Himmelkron ab.

Dahin begab ich mich den vier und zwanzigsten August mit meiner Hofmeisterinn und der Marwitz. Die Zeit verstrich mir dort auf die langweiligste Weise. Der Markgraf war in einem fürchterlichen Zustand;

sein Gedächtniß nahm so merklich ab, daß er oft nicht wußte, was er sagte; gegen das Ende der Tafel, wenn er getrunken hatte, bekam er eine Art Zuckungen, die mich tödtlich erschraken, denn ich glaubte jeden Augenblick, er würde Convulsionen bekommen, denen er in seiner Jugend unterworfen gewesen war; den übrigen ganzen Tag brachte er zu meinem größten Ueberdruß in meinem Zimmer zu.

Den vierten September kehrten wir endlich nach Bayreuth zurück, wo ich mir eine geheime Unterredung mit Herrn von Hesberg zu verschaffen suchte. Er gestand mir, daß er von dem, was ich zu wissen wünschte, unterrichtet sey; Fräulein von Sonnsfeld habe es ihm anvertraut, und folgendes seyn die nähern Umstände: seit ich diese Intrigue zum erstenmal unterbrach, war der Markgraf nie in seiner Bewerbung ermüdet, Fräulein von Sonnsfeld hatte sich einige Zeit gewehrt, sich aber endlich ergeben, doch unter der Bedingung, daß sie den Markgrafen nur mit unsrer Einwilligung heirathen würde; dieser, der die Hindernisse wohl kannte, die ihm im Wege standen, um sie zur Fürstinn erheben zu lassen, hatte beschlossen, um sie alle aus dem Wege zu räumen, solle sie Gräfinn von Himmelkron werden, dorthin wollte er sich mit ihr zurückziehen, und ein sehr ansehnliches Capital für sie ausser dem Lande anlegen. Um uns diesen Vorschlag zu thun, erwartete er nur des Erbprinzen Rückkehr und die Abreise meines Bruders, sehr entschlossen, wenn wir Einwendungen machten, seinem Kopfe zu folgen.

Dieses alles beunruhigte mich unsäglich. Es wäre mir sehr leicht gewesen, allen diesen Ränken ein Ende zu machen, sobald ich den König davon benachrichtigt hätte, allein ich liebte meine Hofmeisterinn zu sehr, um sie und ihre ganze Familie seiner Rache auszusetzen. Ich beschloß endlich, alles für alles zu wagen, ließ

Fräulein von Sonnsfeld zu mir rufen und erklärte ihr ganz unumwunden, daß mir alle ihre Schliche wegen dem Markgrafen bekannt seyen, daß ich ihr schon einmal über diesen Gegenstand deutlich zugeredet habe, daß ich nie meine Einwilligung zu dieser Heirath geben werde, daß sie mich zwingen würde, mich an den König zu wenden, wenn sie auf ihre Vollziehung bestånd, daß sie alle Zusammenkünfte mit dem Markgrafen, die ihrem guten Ruf schadeten, einstellen sollte, sie sollte den Zustand dieses Fürsten bedenken, er sey am Rande des Grabes und könnte nicht länger leben, wenn sie ihn aus Liebe heirathete, so würde ihr sein Verlust nach der Heirath noch viel empfindlicher seyn als vorher, wäre es aber aus Eigennutz, so verspräche ich ihr mein Leben lang für sie zu sorgen, und darauf bedacht zu seyn, wie ich ihr die Gewalt, die sie sich selbst gethan habe, belohne. Ich würzte dieses alles mit den verbindlichsten Ausdrücken, und halb mit Sanftheit, halb durch Drohungen vermochte ich sie, zu einem zweiten Versprechen, nicht weiter zu gehen. Sie gestand mir, daß sie immer gehofft habe, mich zu bewegen, und nicht läugne, daß des Markgrafen Liebe sie rühre, sie würde auch genöthigt seyn, ihn behutsam zu behandeln, damit er nicht aufgebracht würde, und seinen Zorn an uns ausließ, denn wüßte er, setzte sie hinzu, daß Ihre königliche Hoheit seinen Wünschen zuwider, und daran schuld ist, daß ich ihn verwerfe, so ließ er sich zu dem Aeußersten hinreißen.

Wirklich betrug sie sich mit so viel Klugheit, daß sie den Markgrafen bis zu seinem Tode hinhielt, und Mittel fand, uns durch ihren Einfluß viele Dienste zu leisten. Ihr fehlte nichts als der Titel einer Markgräfinn, denn sie hatte ihr ganzes Ansehen, nichts geschah ohne ihren Willen, und die Gnadenbezeugungen gingen alle durch ihre Hände. Die erste Freude, die ich ihr

verdankte, war die Rückberufung des Erbprinzen, zu der sie den Markgrafen, obgleich mit vieler Mühe, beredete. Die Franzosen cantonirten schon, und es war nichts mehr bei der Armee zu thun.

Ich hatte das Glück, diesen geliebten Fürsten am vierzehnten dieses Monats wieder zu umarmen. Er war allgemein geschätzt worden; ich erhielt verschiedne Briefe über diesen Gegenstand von der Armee, die voll von seinem Lobe und der Beharrlichkeit waren, mit welcher er sich auf die Erlernung des Kriegswesens gelegt hatte. Ich fand ihn beleibter und sehr wohl aussehend. Er bezeigte mir seine Unzufriedenheit über meinen Bruder, der, wie er sagte, sich dergestalt zu seinem Nachtheil geändert hätte, daß ich ihn gar nicht mehr kennen würde. An mir nähme er gar nicht mehr den geringsten Antheil und wäre mit einem Wort ein ganz anderer Mensch. Diese Nachricht betrübte mich sehr, dennoch schmeichelte ich mir während seines Aufenthalts bei mir, sein Herz wieder zu gewinnen.

Der König war in einem elenden Zustande, man hatte ihn nach Berlin gebracht, allein alle seine Aerzte sahen sein Uebel für unheilbar an.

Der Markgraf nahm zusehends ab. Seine Gesundheit erlaubte ihm nicht, meinen Bruder zu empfangen, um seine Gegenwart zu vermeiden und eine neue Cur anzufangen, begab er sich in den Park, wo er ein sehr schönes Haus hatte; allein auch diese Cur hielt er nicht aus, es befiel ihn ein Blutauswurf, der für sein Leben besorgt machte. Alle Welt rieth ihm, seinen Arzt fortzuschicken, ja man brachte ihn gegen diesen Unglücklichen dergestalt auf, daß er ihn, ohne die Dazwischenkunft billiger Menschen, hätte festsetzen lassen. Die andern Aerzte sagten, er habe den Markgrafen durch den Gebrauch der Bäder in diesen traurigen Zustand versetzt, Gökel behauptete das Gegentheil und suchte

es mit folgenden Gründen zu beweisen: Man bewahrt die Körper durch Einbalsamiren auf, sagte er, daraus schließe ich, daß, wenn es mir gelingt, einen lebendigen Menschen einzubalsamiren, dieser Mensch einige hundert Jahre leben muß; nun ist aber der Fichtenzapfen das herrlichste Mittel gegen die Fäulniß, ich habe also wie ein vernünftiger und seiner Wissenschaft kundiger Mann gehandelt, indem ich diese dem Markgrafen und der Erbprinzessinn vorschrieb. Ich mußte über dieses schöne System, welches den Markgrafen und mich zu Mumien machte, herzlich lachen.

Während dessen erhielten wir Nachrichten aus Italien, die den Oesterreichern ziemlich vortheilhaft waren. Indem der Graf Königseck mit seinen Truppen über den Seggio ging, überraschte er die Armee des Grafen Broglio und des Königs von Sardinien. Der Marschall rettete sich barfuß, der andere gestiefelt, die ganze Armee der Alliirten nahm die Flucht. Man sagte, es wäre kein lustigerer Anblick gewesen, wie die österreichischen Husaren, die sich mit den Tressenkleidern der französischen Offiziere herausgeputzt hatten. Einige Tage nachher erhielten diese Genugthuung; die Franzosen, von dem Grafen Königseck verfolgt, lieferten ihm bei Guastalla ein Treffen, und schlugen ihn. Prinz Louis von Würtemberg und viele wackre österreichische Generale wurden getödtet.

Den sechsten Oktober traf mein Bruder bei uns ein. Er schien mir sehr wenig Fassung zu haben, und um alles Gespräch mit mir abzubrechen, sagte er, daß er dem König und der Königinn schreiben müsse. Ich ließ ihm Feder und Papier geben; er schrieb in meinem Zimmer und brauchte eine große Stunde, um zwei kleine Briefe zu schreiben von nicht mehr als zwei Zeilen. Nachmals ließ er sich den ganzen Hof vorstellen, mit dem er sich weiter nicht abgab, als daß er einen jeden,

der dazu gehörte, spottend ansah, worauf wir zur Tafel gingen. Das ganze Gespräch bestand in einem ewigen Gespöttel über alles, was er sah; wobei er gegen mich mehr wie hundertmal die Worte: kleiner Fürst und kleiner Hof, wiederholte. Ich war aufs Aeußerste gebracht und konnte nicht begreifen, wie er sich also gegen mich verändert hatte. Die Etiquette aller Höfe des deutschen Reichs erlaubt den Zutritt zu der fürstlichen Tafel nur den Personen, die Hauptmannsrang haben, Lieutenants und Fähndriche sind davon ausgeschlossen und gehören an die dritte Tafel. Mein Bruder hatte einen Lieutenant in seinem Gefolge, er zog ihn an die Tafel, indem er zu mir sagte: die Lieutenante des Königs wären wohl des Markgrafen Minister werth. Ich verschluckte diese Härte und that, als wenn nichts vorgefallen wäre.

Wie ich Nachmittags mit ihm allein war, sagte er zu mir: unser alter Herr ist am Auslöschen, er erlebt den Monat nicht mehr. Ich weiß, daß er dir große Versprechen gemacht hat, bin aber nicht im Stande, sie zu halten; die Hälfte der Summe, welche der verstorbene König Euch geliehen hat, will ich Euch lassen; ich denke, damit könnet Ihr vollkommen zufrieden seyn. Ich antwortete ihm: meine Liebe zu ihm habe nicht der Eigennutz geleitet, ich würde nie etwas anders als die Fortsetzung seiner Freundschaft von ihm bitten, und wollte keinen Heller von ihm, wenn ihm das im mindesten zur Last fiel. Nein, nein, sagte er, die hunderttausend Thaler sollt Ihr haben, ich habe sie Euch bestimmt. Man wird sich in der Welt sehr wundern, wenn man mich ganz anders handeln sieht, als man es sich vorstellte; man bildet sich ein, ich werde meine Schätze verschwenden und das Geld soll in Berlin so gemein werden wie die Steine — dafür werde ich mich wohl hüten; ich werde meine Armee vermehren, und

alles Uebrige bleibt auf dem alten Fuß. Die Königinn, meine Mutter, soll alle Achtung genießen, ich will sie mit Ehrenbezeugungen sättigen, allein in die Geschäfte darf sie sich nicht mengen, und thut sie es, so wird sie ihren Mann finden.

Ich war wie vor den Kopf geschlagen, wie ich das alles hörte, ich wußte nicht, ob ich schlief oder wachte. Nachher befragte er mich über die Angelegenheiten des Landes, worüber ich ihm genauere Umstände mittheilte. Wenn dein alberner Schwiegervater todt ist, rathe ich Euch, den ganzen Hofstaat zu kassiren, und euch auf den Fuß bloßer Edelleute zu setzen, um eure Schulden zu bezahlen. Ihr habt ja auch eigentlich nicht so viele Leute nöthig, und müßt auch darnach trachten, die Besoldung derer zu vermindern, die ihr beizubehalten genöthigt sind; du bist in Berlin gewohnt gewesen, dich mit vier Schüsseln zu begnügen — mehr bedarfst du auch hier nicht, und von Zeit zu Zeit lasse ich Euch nach Berlin kommen, das erspart Euch die Tafel und den Haushalt.

Schon lange wollte mir das Herz überfließen, bei diesem unwürdigen Geschwätz konnte ich es nicht länger halten, und brach in Thränen aus. Warum weinst du? fragte er — Geh, geh, du bist schwermüthig; diese finstere Launen muß man zerstreun. Die Musik wartet auf uns, ich will dir den Anfall vertreiben und auf der Flöte spielen. Und hiemit gab er mir die Hand und führte mich in das andere Zimmer. Ich setzte mich an das Clavier, das ich mit meinen Thränen benetzte, so daß die Marwitz den Platz gegen mir über einnahm, damit die andern meine Betrübniß nicht wahrnehmen möchten.

Den vierten Tag nach seiner Ankunft erhielt er endlich eine Stafette von der Königinn, die ihn beschwor, seine Rückkehr zu beschleunigen, indem der

König dem Tode nah sey. Diese Nachricht trieb meinen Schmerz aufs höchste. Ich liebte den König, und bey der Wendung, welche die Sachen nahmen, sah ich wohl, daß ich auf meinen Bruder nicht rechnen konnte. Die zwey letzten Tage vor seiner Abreise war er doch ein wenig verbindlicher gegen mich. Meine Liebe für ihn machte daß ich seine Verirrungen entschuldigte, ich hielt mich vor versöhnt mit ihm, allein der Erbprinz ließ sich nicht täuschen, er sagte mir viele Dinge vorher, die nachmals eingetroffen sind. Mein Bruder reiste den neunten Oktober ab, und ließ mich sehr unsicher über ihn zurück.

Zwei Tage darauf kam der Markgraf nach Bayreuth zurück. Sein Anblick setzte mich in das größte Erstaunen — nie sah ich eine ähnliche Veränderung; sein ganzes Gesicht war so verzogen, daß ich ihn beynahe nicht erkannte. Während der kurzen Zeit, die er sich bei mir ausruhte, that er nichts, als auf seinen Arzt schimpfen, und mir die genausten Umstände seiner Krankheit erzählen. Bald nahm sie dergestalt zu, daß er das Zimmer nicht mehr im Stand war zu verlassen; ich besuchte ihn täglich, er war von der unleidlichsten Laune, so, daß wir Tod und Märtirerthum bei ihm ausstehen mußten. Aus Furcht, seine Leute unglücklich zu machen, durften wir mit niemanden mehr sprechen, denn er hatte sich den Verdacht in Kopf gesetzt, daß wir mit aller Welt Intriguen anspännen. Lachen durfte man auch nicht. So bald wir ein bischen lustig waren, sagte er, es sey aus Freude über seine Krankheit. Um allen diesen Schikanen ein Ende zu machen, sahen wir keinen Menschen mehr, sondern beschränkten uns, der Erbprinz und ich ganz allein auf den Umgang meiner Damen, welche die einzigen lebenden Wesen waren, die wir sahen. Mittags und Abends speißten wir allein, den ganzen Tag lang arbeitete ich, las, und compo-

nitte Musik; wir spielten blinde Kuh, tanzten, oder sangen, kurz, es gab keine Thorheit, die uns nicht in Sinn kam, um die Zeit zu verkürzen. Doch ich habe bis jetzt einen ziemlich interessanten Umstand zu erwähnen vergessen, weil es mir unangenehm war, den Faden der Erzählung zu unterbrechen.

Ich habe das Portrait der verwittweten Markgräfinn von Culmbach, die in Erlangen lebte, gemacht. Sie hatte sich in einen Grafen Hoditz verliebt, einen Mann aus einem sehr grossen Schlesischen Hause, der aber anerkannt liederlich und ein Ebentheurer war. Da die Aufführung dieser Prinzessinn bekannt war, und sie immer einen Liebhaber haben mußte, hatte diese Intrigue den Markgrafen gar nicht beunruhigt. Im Anfange dieses Liebeshandels beobachtete sie sogar den Anstand, plötzlich nahm aber ihre Leidenschaft dermassen zu, daß sie ihn zu heirathen beschloß. Der Graf wußte die Sache so gut einzurichten, daß man ihr Vorhaben nicht eh wahrnahm, als bis sie es erreicht hatten. Die beiden Liebenden wählten eine sehr finstere Nacht, um sich aus dem Schlosse zu stehlen, ein Nachschlüßel, den sie sich verschafft hatten, öffnete ihnen den Ausgang durch den Garten; trotz eines fürchterlichen Regens, kamen sie in ein kleines Bambergisches Dorf, eine halbe Meile von Erlangen. Die Frau Markgräfinn trug keine andere Kleidung als einen einfachen Unterrock von Basin, und ein eben solches Jäckchen. In diesem Dorfe fanden sie zween katholische Priester, die sie verheiratheten, worauf sie auf eben diese Weise, wie sie von Erlangen her gekommen waren, wieder dahin zurückkehrten. Der Sekretair der Markgräfinn, und einige Bediente des Grafen, die ihnen nachgefolgt waren, dienten als Zeugen. Die neu Vermählte schenkte ihrem Gemahl, der einige Tage darauf nach Wien reiste, einen Theil ihrer Juwelen, und versetzte

den andern, um die Kosten der Reise zu bestreiten. Dieser Schritte machte Aufsehen, und der Sekretair der Markgräfinn, welcher wohl voraus sah, daß er von seiner Herrschaft keinen Vortheil mehr zu erwarten hatte, machte dem Markgrafen seine Anzeige.

Dieser Fürst schickte unverzüglich den Baron Stein nach Erlangen, um die Sache zu untersuchen. Die Markgräfinn gestand ihre Heirath sogleich ein; man machte ihr alle möglichen Vorstellungen, um ihr die Niederträglichkeit ihres Betragens, und die unseeligen Folgen, die es nach sich ziehen würde, ans Herz zu legen, und bot ihr an, ihre Ehe aufzulösen, indem sie nicht nach dem Ceremoniel der Kirche vollzogen sey, weil die Priester keine Dispensation, sie zu trauen von dem Bischof von Bamberg gehabt hatten. Sie antwortete, daß sie mit ihrem lieben Grafen lieber trockenes Brod essen und Wasser trinken wollte, als das Reich der Welt besitzen. Da der Markgraf wahrnahm, daß er sie nicht zu gewinnen vermögte, benachrichtigte er den Herzog von Weissenfels von dem Vorgang. Dieser schickte einen seiner Minister nach Erlangen, aber alle seine Bitten und Vorstellungen waren eben so wenig wirksam, wie die des Baron von Stein. Sie verließ das Schloß, um ihren Gemahl aufzusuchen, allein ihre Gläubiger, deren sie eine große Zahl hate, hielten sie fest, und um sich aus ihren Händen zu befreien, überließ sie ihnen alle ihre Habseeligkeiten; darauf ging sie nach Wien, wo sie die lutherische Religion abschwur, und in die Katholische Kirche übertrat, dort lebt sie noch in allgemeiner Verachtung, und in dem grausamsten Elende von den Allmosen, die sie von dem Adel empfängt. So lange sie noch einen Heller im Vermögen hatte, hat ihr Gemahl ihr geschmeichelt, sie mußte alle ihre Kleider verkaufen, um seine Ausgaben

zu bestreiten, und dann verließ er sie in der vollkommensten Armuth.

Der Anfang des Jahrs 1735 war dem Markgrafen nicht günstig, seine Gesundheit verschlimmerte sich immer mehr, er konnte das Bett nicht mehr verlassen. Tausend Einfälle gingen ihm durch den Kopf, er dachte gar nicht an den Tod, und machte täglich Plane zur Verschönerung von Himmelkron. Er wollte einen prächtigen Aufenthalt daraus machen, und hundert tausend Gulden darein verbauen. Von seinem Orden habe ich schon gesprochen. Er wollte ihn verändern, und Comthureien darinn errichten, wozu er gewisse Allodial-Güter bestimmte; das war aber nicht genug; er kaufte eine ungeheure Menge Pferde, und ließ verschiedne Arten von Wägen machen, um wie er sagte, den großen Herrn zu spielen; — kurz, wenn ihn Gott nicht bald aus der Welt genommen hätte, so hätte er sein ganzes Land zu Grunde gerichtet, und uns an den Bettelstab gebracht. Alle Bedienstete, die wohl sahen, daß er von dieser Krankheit nicht genesen könnte, wendeten sich an den Erbprinzen, der unter der Hand sich bemühte, den Bau in Himmelkron in die Länge zu ziehen, und die Einrichtung der Comthureien zu verschieben. In manchen Augenblicken war der Markgraf nicht einmal recht bei Sinnen, alle Geschäfte gingen den Krebsgang, und er machte uns allen möglichen Verdruß. Doch jetzt will ich ihn ein wenig ruhen lassen, um zu sehen, wie es in Berlin aussieht.

Der König war durch die Wassersucht noch immer in einem sehr gefährlichen Zustand; er litt ungeheuer, seine Beine waren aufgeplatzt, so daß er sie immer in kleine Zuber stellen mußte, in welchen das Wasser aus ihnen abfloß. Da sein Uebel immer zunahm, beschloß er, die Heirath meiner Schwester Sophie mit dem Markgrafen von Schwedt zu vollziehen. Ihre Ehe ward

den siebenten Jenner vor seinem Bette eingesegnet. Eine Geschwulst, die er an dem einen Beine bekam, brachte die Aerzte auf den Gedanken, daß sich daselbst ein Geschwür gebildet hätte, welches sie zu öffnen beschlossen. Die Operation war lang und schmerzlich; der König überstand sie mit heldenmüthiger Standhaftigkeit, und forderte einen Spiegel, um die Wundärzte besser arbeiten zu sehen. Mein Bruder schrieb mir mit jedem Posttag, daß er nur noch vier und zwanzig Stunden zu leben hätte, machte aber die Rechnung, ohne den Wirth, denn die Menge Wasser, welche der König verloren hatte, mit der Geschicklichkeit seiner Aerzte verbunden, stellten ihn völlig wieder her. Man sah diese Heilung vor ein Wunder an. Alle meine Schwestern begaben sich nach Berlin, um ihm über die Wiederherstellung seiner Gesundheit Glück zu wünschen; ich mußte mich, wegen des Zustandes in dem der Markgraf sich befand, begnügen, meine Freude schriftlich zu bezeigen.

So elend dieser Fürst war, wollte er doch seinen neuen Orden feierlichst ertheilen. Alle, welche Ritter waren, empfingen ihn, er lag in seinem Bett, und empfing daselbst die Begrüßung des ganzen Hofs. Dieser Orden besteht in einem weissen Kreuz, der rothe Adler, welcher das Familien Wappen bildet, ist in der Mitte, man trägt ihn an einem Ponceau mit Gold eingefaßten Bande um den Hals. Der Stern ist von Silber, der rothe Adler ist in der Mitte mit der lateinischen Devise: „Aufrichtig und Standhaft.“ Es war große Tafel bei mir, und Abends Ball, der aber nur eine Viertelstunde dauerte.

In dieser Zeit ward ich durch einen Brief von der Herzoginn von Braunschweig, die mir den Tod ihres Gemahls meldete, sehr betrübt. Er war seit einem Jahr zur Regierung gelangt; ich beklagte ihn aufrich-

tig, und bin bis heute die Freundinn seiner Gemahlinn geblieben. Prinz Carl, sein Sohn, nahm nun seinen Plaz ein, was für meine Schwester ein wahrer Glücksfall war, wenn man den Verlust eines so wackern Prinzen so nennen kann, denn sie sah sich zwei Jahre nach ihrer Heirath gegen alle Erwartung zur regierenden Fürstinn erhoben.

Die Krankheit des Markgrafen ward indeß so gefährlich, daß man ihm rieth, einen sehr geschickten Arzt von Erfurth zu berufen, um ihn zu befragen. Der, welchen er an Gökels Stelle genommen hatte, hieß Zeitz, hatte Verstand, etwas mehr Wissenschaft, als sein Vorfahr, aber ein eben so lächerliches System wie jener. Ausserdem war es ein sehr böser Mensch, er hatte keine Religion, und also keinen Zügel, der ihn zurückhielt. Der blinde Glauben ist nicht einem Jeden gegeben, ja man wird sogar finden, daß die am moralischsten leben, die am wenigsten glauben; allein ein schiefer Kopf, der keinen Glauben hat, ist ein sehr gefährliches Glied der Gesellschaft. Die meisten Menschen wissen gar nicht, was sie glauben, sie verwerfen die Religion, weil sie ihren Leidenschaften widerspricht; andre um nach der Mode zu sein, noch andre um sich den Ruf von gescheuten Leuten zu verschaffen. Diese starken Geister mißbillige ich sehr, aber die kann ich nicht verdammen, welche sich bemühen, die Wahrheit aufzusuchen, um die Vorurtheile loß zu werden; ich bin so gar überzeugt, daß Menschen, die sich ans Nachdenken gewöhnen, tugendhaft sein müssen; indem man die Wahrheit sucht, lernt man richtig raisonniren, und indem man richtig raisonniren lernt, muß man die Tugend lieb gewinnen. Meine Betrachtungen haben mich von meiner Erzählung entfernt; ich nehme den Faden wieder auf.

Herr Juch, der Arzt den man hatte kommen

lassen, kündigte dem Markgrafen ganz aufrichtig an, daß er von dieser Krankheit nicht genesen könnte, und nur noch einige Wochen zu leben hätte. Zeitz versicherte im Gegentheil, daß er ihn heilen würde; der Markgraf glaubte diesem letzten. — Das ist natürlich; wir schmeicheln uns immer mit dem, was wir hoffen. Er ließ also seine Arbeiten in Himmelkron fortsetzen, und regulirte die Comthureien seines Ordens.

Wie die Prinzessinn von Ostfriesland den traurigen Zustand ihres Vaters erfuhr, machte sie sich auf den Weg nach Bayreuth. Den Erbprinzen und mich beunruhigte das sehr, denn sie konnte uns den größten Nachtheil bringen, wenn sie den Markgrafen zu einem Testament beredete, das sie und ihre Schwester begünstigte. Fräulein von Sonsfeld wußte ihn aber so gut zu beschwazen, daß sie ihm glauben machte, der Anblick seiner Tochter würde ihn zu heftig rühren, sie könnte auch Dinge von ihm fordern, welche dem Interesse des Landes zuwider wären, und die er ihr doch nicht ohne Härte verweigern könnte. Kurz, sie machte ihre Sache so gut, daß ihr der Markgraf eine Staffette zuschickte, mit der Bitte nicht zu kommen. Sie erhielt diese Botschaft in Halberstadt, welches auf der Hälfte des Weges nach Bayreuth ist, und war also genöthigt, wieder umzukehren.

Die Liebe des Markgrafen für Fräulein von Sonsfeld dauerte noch immer, allein sie hielt mir treulich ihr Wort, und theilte mir alle Unterredungen mit, die sie mit ihm hatte. Ohne sie wäre es uns übel gegangen, er hätte sich bis zum Aeußersten vergangen, dann er behandelte uns wie die Hunde. In der Hofnung unsrer nahen Erlösung ertrugen wir das alles in Geduld; ich insbesondere. Doch muß ich dem Erbprinzen diese Gerechtigkeit angedeihen lassen, ich habe ihn nie gegen seinen Vater murren hören, den einzigen

Tag ausgenommen, wie dieser ihn schlagen wollte; er sprach immer in den ehrerbietigsten Ausdrücken von ihm; Sein gefährlicher Zustand war ihm kein Geheimniß, und da er die Geschäffte nur oberflächlich kannte, hatte er mit Herrn von Voit täglich geheime Unterredungen, in denen er sich von den Angelegenheiten des Landes unterrichten ließ. Ich kannte den Charakter des Erbprinzen von Grund aus, und wußte, daß er sich nie leiten würde lassen. Ich hatte mir fest vorgenommen, mich in nichts zu mischen; die Intriguen sind mir im Tod zuwider, dagegen wollte ich aber auch auf einem gewissen geachteten Fuß stehen, und eben so wenig zugeben, daß sich Jemand in meine Angelegenheiten mischte. Ich weiß nicht, ob Herr von Voit dem Prinzen zu verstehen gab, daß ich ihn führen wollte, oder ob er selbst diesen Begrif von mir hatte, genug, daß ich wahrnahm, daß er nicht mehr mit der gewohnten Offenheit gegen mich verfuhr. Das beunruhigte mich, ich ließ mir aber nichts merken.

Die Marwitz sagte eines Tages zu mir: Der Erbprinz ist noch zu lebhaft, um in alle Details der Regierung einzugehen; ich bin überzeugt Ihre königliche Hoheit werde ihm helfen müssen. Er ist noch jung, von nichts unterrichtet, hat keine Erfahrung; ich fürchte, wenn er Ihrem Rath nicht folgt, macht er eine Menge Versehen. Ich versichere sie, meine Liebe, antwortete ich ihr, sie irren sich sehr; ich werde mich in nichts mischen, und glauben sie mir, der Prinz wird mich auch in nichts um Rath fragen. Sie erstaunte sich sehr. Während dieses Gesprächs trat der Erbprinz herein; sie wiederholte ihm fast alles, was sie mir gesagt hatte, und ich theilte ihm die Antwort mit, die ich ihr gegeben. Er schwieg und war sehr kalt gegen mich. Ich gab diese Veränderung immer den Geschäften schuld die er im Kopf hatte, denn bis-

her hatte er nichts vor mir geheim gehalten, er hatte mir seine innersten Gedanken mitgetheilt, allein seine Gedanken über die Zukunft vertraute er mir nicht, und ich bekümmerte mich auch nicht um sie.

Wie wir einst bei der Tafel waren, rief man uns auf das schleunigste zu dem Markgrafen, weil er mit dem Tode rang. Wir fanden ihn auf einem Lehnstuhl dem Ersticken nahe, sein Puls war wie der eines Sterbenden. Er sah uns alle an, ohne ein Wort zu sagen. Man hatte zu einem Geistlichen geschickt; anfangs schien es ihm nicht angenehm zu sein; der Mann richtete eine schöne Ermahnung an ihn, sagte, er würde nun bald vor Gott erscheinen, um von allen seinen Handlungen Rechenschaft zu geben, er solle sich vor seinem heiligen Willen beugen, dagegen würde ihm auch die Gnade werden, den Tod mit Standhaftigkeit zu ertragen. Ich habe Gerechtigkeit geübt, antwortete er, ich habe den Armen Gutes gethan, ich habe die Pflichten, eines gerechten billigen Fürsten erfüllt, ich habe mir nichts vorzuwerfen, und kann vor Gottes Richterstuhl mit Zuversicht erscheinen. Wir sind alle Sünder, nahm der Geistliche wieder das Wort, und der gerechteste sündigt sieben Mal, und wann wir alles gethan haben, sind wir noch unnütze Knechte. Wir bemerkten alle, daß diese Rede ihm mißfiel; er wiederholte noch lebhafter: nein, ich habe mir nichts vorzuwerfen, mein Volk kann mich wie einen Vater beweinen. Nun schwieg er einige Augenblicke, und bat uns dann, uns hinweg zubegeben. Man brachte ihn wieder zu Bett, und wir waren sehr erstaunt, wie man uns am Abend meldete, daß er viel besser sey; zugleich sagte man uns, er habe seine Diener sehr über das Aufsehen gescholten, das sie gemacht hätten, aber besonders darüber, daß der Geistliche berufen worden war. Sein Uebel schien vermindert, allein den sechsten Mai

stieg es so hoch, daß Zeitz, der sich noch immer geschmeichelt hatte, ihn wieder herzustellen, selbst sein Todesurtheil verkündigte. Er fiel in ein tiefes Nachdenken, und befahl, daß alle Welt ihn diesen Tag über sollte allein lassen. Seine Schwäche war aufs Aeußerste gestiegen.

Am folgenden Morgen ließ er den Erbprinzen und mich rufen, seinem Sohn ertheilte er eine lange Ermahnung über die Weise, wie er sein Land regieren solle, zu mir sagte er, daß er mich immer zärtlich geliebt habe, daß er meine Verdienste erkenne, und mich beschwöre, seinen Sohn täglich an die moralischen und Regierungs-Grundsätze, die er ihm so eben gegeben habe, zu erinnern; mir wünschte er alles Gute, und bat mich eine Dose, die er mir einhändigte, zum Andenken zu bewahren. Der Erbprinz und ich knieten vor ihm nieder, er gab uns seinen Seegen und umarmte uns beide. Wir zerfloßen in Thränen, seine Worte hatten mich dergestalt gerührt, daß ich sein Leben, wenn es in meiner Macht gestanden hätte, gern verlängert hätte. Darauf bat er mich, bis zu seiner Todesstunde ihn nicht mehr zu sehn, ich beschwöre Ihre Hoheit, sagte er zu mir, mir diese Gefälligkeit zu erweisen. Darauf ließ er meine Tochter kommen, der er auch seinen Seegen gab, nachher nahm er von allen meinen Damen, einer nach der andern, Abschied, nur nicht von Fräulein von Sonnsfeld, die war krank. Auch die Geheimderäthe kamen an die Reihe, er hielt ihnen eine lange Rede, setzte ihnen alle Verbindlichkeiten auseinander, die ihm das Land habe, und wiederholte ungefähr dasselbe, was er dem Geistlichen gesagt hatte; er empfahl ihnen das Wohl seines Staates, die Treue gegen ihren neuen Herrn, und sagte ihnen das letzte Lebewohl. Er hatte die Geistesstärke von seinem ganzen Hofstaat Abschied zu nehmen, von dem ersten Minister

bis zum letzten seiner Diener. Das rührte mich sehr, allein ich kann nicht läugnen, daß ich etwas viel Gepräng darinn fand, denn er hörte nicht auf gegen einen Jeden die Mühe herauszustreichen, die er es sich für sein Land hätte kosten lassen. In der Folge wird man sehen, daß er gar noch nicht an seinen Tod glaubte, und alles dieses nur that, um ein Schauspiel zu geben. Gegen das Ende dieser traurigen Ceremonie ward er sehr schwach und bat uns, ihn allein zu lassen.

Die Aerzte meldeten uns, er sey so schlecht, daß wir keinen Augenblick mehr auf sein Leben rechnen könnten. Um ihm näher zu seyn, und das ihm von uns gegebene Versprechen, bei seinem Tode gegenwärtig zu seyn, sicherer halten zn können, bezogen wir ein Zimmer, das unmittelbar an das seine stieß, und legten uns des Nachts ganz angekleidet auf das Bett.

Wie er sich den folgenden Tag noch viel schwächer fand, berief er den Erbprinzen zu sich, übergab ihm in Gegenwart des Raths die Regierung, und befahl einem Jeden, ihn nun mit keinem Geschäft mehr zu belästigen. Ich hatte mich alle Morgen und alle Abende in seinem Vorzimmer nach seiner Gesundheit erkundigt, denn der Erbprinz allein hatte freien Zutritt zu ihm. So wie er ihm die Regierung übergeben hatte, gereute es ihm, und er konnte sich nicht erwehren, jedesmal, daß er ihn sah, ihn anzufahren. Er erkundigte sich sogar bei einigen Herrn seines Hofes, die ihn nicht verließen, ob sich sein Sohn schon mit Befehlen abgäb? und fügte hinzu: er schwebe ja wohl in lauter Freude, nun sein eigner Herr zu seyn. Man sagte ihm mit aller Wahrheit, der Erbprinz habe geschworen, so lange er lebe, keinen Befehl zu ertheilen, und habe noch kein Geschäft ausfertigen wollen.

Seine Krankheit dauerte bis zum sechzehnten Mai des Abends, wo man uns plötzlich herbei rief. Es war

neun Uhr. Wir fanden in seinem Vorzimmer alle Welt im Gebet begriffen, man hörte ihn von weitem röcheln, er litt Höllenpein. Er sagte zum Erbprinzen: mein lieber Sohn, ich ersticke, ich kann diese Qualen nicht länger ertragen, sie bringen mich zur Verzweiflung; dabei schrie er und heulte, daß es fürchterlich anzuhören war. Dreimal verlor er die Besinnung, und dreimal kam er wieder zu sich, er sprach bis zu seinem letzten Hauch, und starb endlich den siebzehnten Mai um halb sieben Uhr.

In meinem Leben war ich nicht bewegter. Ich hatte niemals Jemand sterben sehen; dieses Bild hatte meine Einbildungskraft dermaßen erschüttert, daß ich es lange Zeit nicht verwischen konnte. Der Erbprinz war in der äußersten Verzweiflung; wir führten ihn mit der größten Mühe aus dem Sterbezimmer in das seinige, wo es länger wie eine Stunde dauerte, ehe er sich erholte. Der ganze Hof war ihm dahin nachgefolgt. So bald er sich etwas gesammelt hatte, sagte ihm Herr von Voit, daß es nöthig sey, den Regierungsrath zu bestätigen. Der Markgraf stand einen Augenblick an und antwortete nicht, dann zog er mich bei Seite und fragte mich um meine Meinung? aufrichtig antwortete ich ihm, daß ich das nicht vor so dringend hielt; es sey kaum eine Stunde, daß sein Vater gestorben sey, es schien mir, daß man einen gewissen Anstand beobachten müsse, und nicht so viel Begierde zeigen, sich der Regierung zu bemächtigen; indem er die Sache auf morgen verschöbe, gewönne er Zeit, über die Personen, die er ernennen wolle, reiflich nachzudenken. Er folgte meinem Rath. Er war sehr ermüdet und ich auch, denn wir hatten die ganze Nacht gewacht, und meine Gesundheit war sehr schwach. Um aller Zudringlichkeit dieser Herrn zu entgehen, legte er sich nieder, und ruhte einige Stunden aus, allein man machte ihm so

viele Vorstellungen über den Nachtheil, den Staatsrath länger unthätig zu lassen, daß er ihn endlich bestätigte. Er bestand aus dem Baron Stein, Voit, Dobeneck, Hesberg, Lauterbach und Thomas.

Darauf bestimmte man die Trauer und das Begräbniß, und machte den Markgrafen glauben, es käme dem Staatsrath zu, alles dazu nöthige herbei zu schaffen. Der Markgraf war in allen diesen Dingen sehr neu und genöthigt, dem, was man ihm sagte, zu trauen. Diese Herrn versammelten sich drei Wochen nach einander, und beschäftigten sich mit nichts als mit dem Einkauf von Tuch. Obschon das in das Amt des Hofmarschalls gehörte, fingen sie sich an, ein unleidliches Ansehen zu geben, besonders der Herr von Voit. Dieser Mensch hatte mir alle mögliche Verbindlichkeit, ich hatte ihn zu des verstorbnen Markgrafen Lebzeiten aus allen Kräften unterstützt, er war mein Oberkammerherr, und die Pflicht seines Amtes nöthigte ihn, daß er wenigstens alle Tage zu mir kam, das that er aber nicht, und ließ sich nicht einmal entschuldigen, wodurch er mich denn sehr aufbrachte. Die Leiche des Markgrafen ward indessen im Gepränge zur Schau gestellt; sein Leichenbegängniß war den ein und dreißigsten Mai; so wie er es befohlen hatte ohne Gepräng, aber anständig. Seine Leiche ward nach Himmelkron in ein Gewölbe gebracht, das er eigends dazu hatte bauen lassen.

Den ersten Juni legten wir die große Trauer an, um sie ein ganzes Jahr lang zu tragen. Ich hielt an diesem Tage Appartement, um die Beileidsbegrüßungen des ganzen Hofs zu empfangen, und es war zum erstenmal öffentliche Mittagstafel. Da aber diese ganze schwarze Mummerey und das zu beobachtende Dekorum zu lästig war, begaben wir uns nach dem Brandenburger, wo wir einige Wochen zubrachten.

Herr von Voit kam eines Tages zu mir und sagte, es sey ihm bekannt, daß ich ungehalten auf ihn sey, daß er mir nicht pünktlicher aufwarte, er sey aber so beschäftigt, daß ihm kein Augenblick übrig bleibe; der Staatsrath habe mich indessen nicht vergessen, sondern beschlossen, bei dem Markgrafen für mich um eine Vermehrung meines Einkommens einzukommen, und er zweifle nicht, daß der Markgraf es bewillige. Diese schöne Rede erzürnte mich höchlich. Ich antwortete sehr kalt: wenn ich eine Vermehrung meines Einkommens bedürfte, würde ich den Markgrafen schon selbst darum bitten, und wär überzeugt, keine abschlägliche Antwort zu erhalten; für ihre gute Absicht sey ich ihnen sehr verbunden, entließ sie aber der Sorge zu meinen Gunsten zu sprechen, weil ich diese Mühe schon selbst übernehmen wollte. Er gerieth ein wenig außer Fassung und meinte, daß es doch unangenehm sey, selbst eine Gnade zu fordern. Allein noch unangenehmer, sagte ich, mein Herr, sie durch andere fordern zu lassen, und damit Sie meinen Charakter kennen lernen, so wissen Sie hiemit, daß ich keine Vermehrung meiner Einnahme annehmen würde, selbst wenn der Markgraf sie mir geben wollte, denn seine Angelegenheiten sind durch die großen Ausgaben, die er machen muß, zu zerrüttet, um mich, ohne daß es ihm lästig fiele, zu begünstigen. Außerdem, mein Herr, will ich ihm für die Vortheile, die er mir schenken will, selbst den Dank haben, im entgegengesetzten Fall machten sie mir gar kein Vergnügen.

Ich merkte wohl, daß mich die Herrn auf denselben Fuß setzen wollten, auf dem sich meine Schwester von Anspach befand, die sich immer vor ihnen drehen und winden mußte und sich stets an einen dritten wenden, um das, was sie von ihrem Gemahl wollte, zu unterhandeln. Die Kälte, die mir der Markgraf be-

zeigte, mit diesen Gedanken verbunden, beunruhigte mich ungemein; ich begab mich mit meiner Hofmeisterinn in mein Kabinet, theilte ihr meine Sorgen mit und weinte bitterlich. Sie zuckte die Schultern, sagte, daß sie eben dasselbe fürchtete, daß sich die Herrn so gar ziemlich merken ließen, sie wollten den Markgrafen allein regieren, und zu diesem Endzweck müßte man damit anfangen, mich nach und nach unter ihre Zuchtruthe zu beugen; sie beschäftigten sich einzig mit Kleinigkeiten, wollten sich mit den kleinsten Details befassen, die sie gar nichts angingen, und vernachläßigten darüber wichtigere Dinge. Sie beschwor mich mit dem Markgrafen zu sprechen, und ihm die Augen zu öffnen, sie wolle ihrer Seits die Sache einleiten, um seinen Sinn auf das, was ich ihm sagen würde, vorzubereiten. Ich stand lange an; sie führte mir aber so gute Ursachen an, daß ich mich endlich dazu entschloß.

Wirklich that ich es auch, allein der Markgraf nahm es sehr übel auf und sagte mir viel harte Dinge. Ich bin lebhaft; bis zu einem gewissen Punkt kann ich mich mäßigen, allein ich bin ein Weib und habe meine Schwächen so gut wie eine andere; ich entzweite mich auf das äußerste mit meinem Gemahl, und gerieth in eine solche Verzweiflung, daß ich in Ohnmacht fiel. Man brachte mich auf das Bett, und ich hatte eine so fürchterliche Beklemmung, daß man glaubte, es kostete mir das Leben. Man rief sogleich den Markgrafen; mein Zustand rührte ihn aufs innigste, er war in der tödtlichsten Unruhe. Wir machten uns gegenseitige Entschuldigungen, und nach einer langen Erörterung gestand er mir, daß man ihn gegen mich eingenommen hätte. Er bat mich tausendmal um Verzeihung, ich versprach ihm, daß ich mich in nichts mischen würde, dagegen aber auch hoffte, daß er es nicht leiden würde, daß man Uneinigkeit zwischen uns stifte, und mich, so

wie man beabsichtige, herabsetze. Er antwortete mir, daß ich ihm Freude machen würde, immer mit derselben Freimüthigkeit wie bisher mit ihm umzugehen, er bat mich, ihm immer ganz unbefangen meine Gedanken zu sagen, er wolle seiner Seits nichts vor mir verbergen, und so waren wir dann beßre Freunde als je zuvor. Er fragte über alles, was vorfiel, meine Meinung; ich sagte zu ihm, ich kenne ihn als den Menschen auf der Welt, der sich am wenigsten regieren ließ; daß ihn aber der Einfluß, den er dem Staatsrath gestattete, bald dahin bringen würde, und einmal in ihren Klauen, würde es ihm sehr schwer werden, sich wieder davon los zu machen; er würde dann zu gewaltsamen Maßregeln gezwungen seyn, um sie wieder in ihre Schranken zurück zu bringen; er solle sich der letzten Worte seines Vaters erinnern, der ihm gesagt habe, seine Minister im Zaum zu halten, ihren Rath anzuhören, aber ihn wohl zu erwägen, ehe er ihn befolge. Nach einigem Nachdenken sagte er: was soll ich aber thun? ich muß mich auf sie verlassen, ich bin von nichts unterrichtet; ich habe ihnen selbst gesagt, ich wollte, daß man sich mit wichtigern Dingen beschäftigte, und sich nicht mit Kleinigkeiten die Zeit vertrieb; aber sie antworteten mir, man könne nicht alles auf einmal thun.

Der Oberst Reitzenstein war nach Berlin, und Herr von Hesberg nach Dänemark geschickt. Die Finanzen waren in einem so traurigen Zustande, daß ich genöthigt war, ein Capital von sechstausend Thalern aufzukündigen, um diese zwei Gesandschaften zu bestreiten. Ich machte dem Markgrafen ein Geschenk damit; wenn ich ihm auf Kosten meines Lebens hätte Freude machen können, so hätte ichs gethan. Er hatte seiner Seits alle erdenkliche Achtung für mich, und vergalt mir Liebe mit Liebe; sein Herz war so gut, daß er sich nicht entschließen konnte, wem es auch sey, ein

unverbindliches Wort zu sagen, noch irgend eine Gnade, um die man ihn bat, zu verweigern. Diese übermäßige Güte zog ihm seitdem viel Verdruß zu, und war auch daran schuld, daß er den Hof ganz so beibehielt, wie er ihn fand. Alle, die ihm ergeben waren, riethen ihm, daß er sich die Queerköpfe und Intriganten, welche sich an ihm befanden, aus dem Wege schaffen möchte, allein er konnte sich nicht dazu entschließen. Er versäumte keine der Pflichten, die er seinem verstorbenen Vater schuldig war, verabschiedete keinen seiner Diener, sondern behielt einen Theil davon bei, und den andern gab er Bedienungen; gegen alle die, welche ihm Verdruß verursacht und mit seinem Vater entzweit hatten, zeigte er nicht die geringste Rachsucht; es sagte ihm jemand einige Worte darüber, und er gab die schöne Antwort: ich habe die Vergangenheit vergessen, und will, daß ein Jeder in meinen Staaten zufrieden sey.

Die Herrn des Staatsraths waren mit dem großmüthigen Betragen des Markgrafen gegen die Diener seines Vaters sehr unzufrieden. Sie schickten Herrn von Voit an mich ab, der ganz athemlos kam, die Klagen seiner Collegen bei mir anzubringen. Nie hörte ich etwas unverschämteres, als sein ganzes Geschwätz. Der Markgraf, sagte er, thut etwas ganz Unerhörtes, indem er, ohne die Meinung seines Staatsraths einzuholen, Stellen und Aemter vergiebt; und, indem er seinen Stock auf den Boden stieß, setzte er hinzu: es ist ihm nicht erlaubt, ohne unser Wissen eine bloße Küchenmagd fortzujagen noch anzunehmen; wir sind entehrt, und werden insgesammt gehen, um dem Markgrafen unsre Vorstellungen darüber zu machen. Ich antwortete, daß ich mich nicht darein mischen würde, und sie thun möchten, was ihnen gut dünkte. Der Markgraf, der mit meiner Hofmeisterinn in dem anstoßenden Zimmer war, hörte alles, was Voit sagte,

und wäre gegen ihn losgebrochen, hätte meine Hofmeisterinn ihn nicht verhindert.

So bald Voit fort war, trat er in mein Zimmer und spie Feuer und Flammen; er wollte den Staatsrath kassiren, und alles um und um kehren. Nach und nach gelang es mir, ihn zu besänftigen. Nun erkannte er die Wahrheit meiner Vorhersagungen, und beschloß, seine Zuflucht zu einem Manne zu nehmen, der seines Vaters Sekretair gewesen war. Er hieß Ellerot, und hatte so viel Verstand, wie man nur haben kann; der verstorbne Markgraf hatte gegen das Ende seines Lebens ein blindes Vertraun in ihn gesetzt, und ihn seiner Rechtschaffenheit wegen sehr geachtet; sein Sohn, der sich erinnerte, daß er die Landesgeschäfte auf das Gründlichste kennte, glaubte nichts bessers thun zu können, als daß er ihn zu sich nähm, um ihn den übermüthigen Anmaßungen des Staatsraths entgegen zu setzen. Ellerot machte ihn in Kurzem mit allem bekannt, und theilte ihm alle Plane des verstorbnen Markgrafen mit.

Meine Gesundheit fing indessen an, sich ein wenig zu bessern. Da wir keinen bessern Arzt kannten, hatten wir Zeitz behalten müssen. Er gab mir Selterwasser mit Ziegenmilch, und schrieb mir vor, während der Cur mir viel Bewegung zu machen. Ich lernte schießen, und ging fast alle Abend mit dem Markgrafen auf die Jagd. Da ich meiner noch anhaltenden Schwäche wegen nicht lange zu Fuße gehen konnte, hatte mir der Markgraf einen Wagen machen lassen, aus dem ich sehr bequem schießen konnte. Meine Absicht dabei hatte viel mehr den Zeitvertreib zum Zweck, als den Wunsch, die armen Thiere zu tödten, denn ich liebe die Jagd nicht, und legte sie bei Seite, so bald ich andre Beschäftigungen fand; meine herrschende Leidenschaft war immer Wissenschaft, Musik und besonders die Freuden des Umgangs; diese konnte ich nicht, wie ich wünschte, befriedigen, meine

Gesundheit verbot mir, mich, wie ehemals, angestrengt zu beschäftigen, und Musik und Gesellschaft waren abscheulich.

Der Feldzug am Rhein nahm dieselbe Wendung, wie der vorhergehende. Er ward mit essen und trinken zugebracht. Zwölf tausend Russen, die sich mit dem Kaiser verbinden sollten, nahmen ihren Weg durch die Oberpfalz. Wir verabredeten, sie zu sehen, allein vor unsrer Abreise gaben wir dem Herrn von Pölnitz, den der König an uns abschickte, um sein Beileid zu bezeigen, zuvor noch Audienz.

Dieser Mann hat Aufsehen genug in der Welt gemacht, um hier ein Wort von ihm zu sagen. Er ist der Verfasser von Memoiren, die unter seinem Namen erschienen sind; der König ließ sie sich vorlesen, und die darinn enthaltnen Beschreibungen des Berliner Hofes gefielen ihm so gut, daß er den Autor wiedersehen wollte. Pölnitz hielt sich damals an dem Wiener Hofe auf, wo er von der Gunst der Kaiserinn lebte, er kam nach Berlin, und wußte den König so zu gewinnen, daß er ihm einen Gehalt von funfzehnhundert Thalern ertheilte. In meiner Jugend kannte ich ihn sehr gut; er hat unendlich viel Verstand und Lektüre, sein Gespräch ist äußerst angenehm, sein Herz nicht bös, allein es fehlt ihm an Weltklugheit und Urtheil, er sündigt meistens immer aus unachtsamer Uebereilung. Er wußte sich, so lange der König lebte, in Gunst zu erhalten, und hat ihm bis zu seinem letzten Athemzug beigestanden. Wir hatten ihn sehr gern und vertrieben uns die Zeit mit ihm, er mußte uns nach einem Kloster begleiten, wo wir die Nacht zubrachten, weil die russische Armee den folgenden Morgen nahe von da und einer kleinen Stadt, die Vielseck heißt, vorbei ziehen sollte.

Den andern Morgen reisten wir frühzeitig ab, und speisten dort zu Mittag; wie der General Keith, welcher

diese Kolonne der Armee commandirte, unsre Anwesenheit erfuhr, schickte er uns sogleich eine Wache von leichtem Fußvolk. Sie waren alle gestiefelt, aber uns zu Ehren zogen sie Kamaschen über die Stiefeln an. In meinem Leben sah ich nichts lächerlichers, wie diesen Anzug, der mir um so außerordentlicher vorkommen mußte, da ich die Nettigkeit der preußischen Truppen, die immer wie die Drathpuppen geputzt waren, gewohnt war. Herr von Keith besuchte uns gleich nach seiner Ankunft, er ist ein Irrländer, ein sehr höflicher Mann, der seine Leute zu unterscheiden weiß. Er bat uns, noch einen Augenblick zu warten, weil er befohlen hatte, seine Leute in Schlachtordnung aufzustellen. Sie bestanden alle aus kleinen, untersetzten Leuten, die wenig Ansehen hatten, und sehr schlecht gekleidet waren. Der General schenkte mir das Leben von zween Deserteurs, die gehangen werden sollten; er ließ sie vor mich bringen, wo sie sich an Boden warfen, und mit den Köpfen so hart auf die Erde klopften, daß, wären es nicht russische Köpfe gewesen, sie hätten zerspringen müssen. Ich sah auch ihren Priester, der mir viele Salamaleks machte, und sehr bedauerte, daß er nicht seine Götzen mitgebracht hätte, um mir eine Ehre anzuthun. Diese Nation ist ungefähr wie das Vieh; sie tranken aus den Pfützen, aßen giftige Schwämme und Gras, ohne daß ihnen das im mindesten schadete. So bald sie in ihre Quartiere anlangten, krochen sie in die Oefen, wo sie sich in Schweiß zu bringen suchten, waren sie dann recht naß, so warfen sie sich ins kalte Wasser, oder des Winters in den Schnee, worinn sie sich einige Zeit aufhielten. Das ist, ihrer Aussage nach, ein allheilendes Mittel, das ihnen die Gesundheit erhält. Wir nahmen von ihrem General Abschied und gingen nach unserm Kloster zurück, von wo wir uns nach dem Brandenburger begaben.

Ich habe zu sagen vergessen, daß man meinen Geburtstag den dritten August gefeiert hatte; der Markgraf hatte mir prächtige Geschenke an Juwelen gegeben, eine Vermehrung meines Einkommens und die Eremitage. Die Vermehrung des Einkommens nahm ich aber erst das folgende Jahr an. Den ganzen Monat August hindurch beschäftigte ich mich, die Wege nach der Eremitage herstellen zu lassen, und eine Menge Spaziergänge daselbst anzulegen; ich ging täglich hinaus, und vertrieb mir die Zeit, selbst Plane zur Verschönerung und Bequemlichkeit dieses Ortes zu machen.

In dieser Zeit erhielten wir einen Zuwachs zur guten Gesellschaft. Er bestand in Herrn von Baumont, Major bei dem kaiserlichen Regimente des Markgrafen, und dem Grafen Borkhausen, Hauptmann bei eben diesem Regiment. Dieser letzte war der Neffe meiner Hofmeisterinn; der Markgraf hatte bis jetzt für sein Fortkommen gesorgt, und liebte ihn sehr, er hatte unendlich viel Verstand, aber eine unerträgliche Unbedachtsamkeit; sein Vater, ein sehr angesehner Mann aus einer der größten schlesischen Familien, hatte Mittel gefunden, ein Vermögen von viermal hundert tausend Thalern durchzubringen, und noch obendrein Schulden zu machen, so daß seine Kinder ganz zu Grunde gerichtet waren, und in Schlesien von der Mildthätigkeit des Adels und meiner Hofmeisterinn lebten. Seit ich verheirathet war, kam er sehr oft nach Bayreuth, und hatte eine heftige Leidenschaft für seine Cousine Marwitz gefaßt; da ihn diese immer sehr stolz behandelte, hatte ihn seine Lebhaftigkeit zur Verzweiflung gebracht und zu tausend Thorheiten verleitet, die ihm Schaden gethan hatten. Ich werde dieser Liebschaft noch öfters erwähnen, denn sie ist in den Verfolg dieser Memoiren verflochten.

Meine Hofmeisterinn ließ damals auch ihre beiden andern Nichten Marwitz kommen, die älteste hieß Alber-

tine, die jüngste Caroline, um sie fortan von ihrer ältesten Schwester zu unterscheiden, will ich sie bei ihren Taufnamen nennen. Die jüngste war nicht vierzehn Tage in Bayreuth gewesen, so machte sie eine Eroberung; sie war sehr hübsch, ein niedliches Gesichtchen, die schönste Haut von der Welt, und ein sanftes Wesen zog alle Blicke auf sie.

So bald der Markgraf zur Regierung gelangt war, hatte er meinen Hofstaat vermehrt; Graf Schönburg ward mein Kammerherr, und ein gewisser Herr von Westerhagen Kammerjunker bei mir. Schönburg war Sohn eines regierenden Reichsgrafen, sein Vater lebte noch, er war reich, und alle junge Mädchen von Stande in Bayreuth drängten sich, um seine Eroberung zu machen; allein vergeblich, denn Carolinens schöne Augen fesselten schnell sein Herz; er ward sterblich in sie verliebt, sie war ihm recht gut, und sie knüpften eine genaue Freundschaft zusammen, deren Folgen ich zu seiner Zeit erzählen will.

Was die Marwitz anbetrift, so liebte ich sie leidenschaftlich, wir hielten nichts vor einander verborgen; nie sah ich eine solche Uebereinstimmung der Karaktere, wie zwischen uns; sie konnte nicht ohne mich leben und ich nicht ohne sie, sie machte keinen Schritt, ohne mich zu Rath zu ziehen, und alle Welt gab ihr Beifall.

Wir begaben uns alle in den Park, wo der Markgraf Hirschjagd halten wollte; da dieser Ort nur eine Stunde von der Stadt ist, und nur eine ausgesuchte Gesellschaft dahin kam, ließen wir es uns herrlich wohl seyn. Täglich hatten wir Ball und tanzten sechs Stunden nach einander in einem sehr schlecht gepflasterten Saale, so daß unsre Füße ganz wund waren. Diese Bewegung bekam mir ganz vortrefflich; wir waren in der besten Laune; der Markgraf liebte das Vergnügen und die gute Gesellschaft, sein feines, verbindliches Be-

tragen machte, daß alle Welt ihn anbetete, und wir lebten in der allervollkommensten Eintracht.

Der Friede schien überall zurückzukehren; die Unterhandlungen zwischen dem Kaiser und Frankreich fingen schon an, und der Friede ward während des Winters geschlossen. Die Spanier blieben im Besitz von Neapel und Sicilien, das sie dem Kaiser genommen, der Herzog von Lothringen überließ seine Staaten an Frankreich und erhielt dagegen das Erzherzogthum Toskana; Frankreich und Spanien traten hingegen der pragmatischen Sanktion bei. Also ward die Ruhe in Deutschland wieder hergestellt.

Der Markgraf hatte sich noch nicht huldigen lassen; diese Ceremonie hatte also bei unsrer Rückkehr nach Bayreuth statt; und sollte gleicher Gestalt in Erlangen vor sich gehen. Der Bischof von Bamberg und Würzburg, der sich damals auf seinem prächtigen Landhause Pommersfelden befand, das nur vier Meilen von Erlangen gelegen ist, hatte uns, so wie den Markgrafen und die Markgräfinn von Anspach, dahin eingeladen, um uns mit einander gemeinschaftlich zu einer bessern Einigkeit des Kreises zu verbinden.

Herr von Bremer, der ehemalige Hofmeister des Markgrafen von Anspach, war in Bayreuth, ich trug ihm einen Gruß an meine Schwester auf, und ließ ihr sagen, ich sey benachrichtigt, daß der Bischof ungeheuer stolz sey, er würde über die Titel, die wir ihm geben sollten, lächerliche Ansprüche machen, und ich sähe voraus, daß es Händel geben würde; da wir nun aber Schwestern wären, und gleiche Vorrechte und gleiches Etiquette hätten, wär ich gesonnen, mich mit ihr zu verabreden, und bät sie daher, mir ihre Absicht wissen zu lassen; alle Welt würde die Augen auf uns richten, und ich wär der Meinung, von allem, was uns zukäm, auch nicht ein Haar breit aufzugeben. Herr von Bremer gab mei-

nem Vorhaben seinen ganzen Beifall. Wir gaben den Titel Ihr Liebden, nur den Bischöffen und neuen Reichsfürsten; dieser Titel bedeutet nicht so viel wie Hoheit, und läßt sich unmöglich ins Französische übersetzen. Der Bischoff machte an einen ehrenvollen Titel Anspruch; er wollte Ihre Gnade genannt sein, sonst wollte er uns die königliche Hoheit nicht geben. Das alles ward mir unter der Hand gesagt, ich hätte es wohl können zur Erklärung bringen, allein man rieth es mir ab, und versicherte mich, er würde schon von selbst in seine Schranken zurück treten.

Herr von Bremer ging nach Anspach, und brachte mir eine sehr günstige Antwort von meiner Schwester, sie würde sich, ließ sie mir sagen, ganz nach mir richten, und wär mit allem, was ich ihr durch Bremer hatte sagen lassen, vollkommen zufrieden. Ich habe meine Vorrechte als Königstochter immer behauptet, und der Markgraf hat sie unterstützt, auch diesen Schritt hatte ich mit seinem Beifall gethan, und er sagte oft, daß er sehr wenig von den Leuten hielt, die selbst vergässen, was sie wären.

Im November reisten wir also ab, und nahmen in Baierdorf unser Nachtlager; den folgenden Tag fand unser Einzug in Erlangen statt; man hatte verschiedene Triumphbogen errichtet, der Magistrat empfieng den Markgrafen an den Thoren mit einer Rede und überreichte ihm die Schlüssel der Stadt, die Bürgerschaft und Militz war längst den Straßen aufgestellt. Der Markgraf und ich waren in einem drapirten Gallawagen. Wegen der Trauer wurden wir mit den Reden, die man diesen Tag über an uns richtete, herzlich gesättigt.

Den folgenden Tag gieng die Huldigung vor sich, es war große Tafel, und am Abend Appartement; wir hielten uns einige Tage in Erlangen auf, und be-

gaben uns alsdann nach Pommersfelden, wo wir Abends um fünf Uhr ankamen.

Der Bischoff empfieng uns mit seinem ganzen Hofstaat unten an der Treppe; nach den ersten Begrüssungen stellte er mir seine Schwägerinn vor, die Generalinn Gräfinn von Schönbrunn, und seine Nichte, die eben so hieß, und Aebtissen eines Kapitels in Würzburg war. Ich bitte, Ihre Königliche Hoheit, sagte er, sie als Ihre Mägde zu betrachten, ich habe sie ausdrücklich kommen laßen, um die Wirthinnen in meinem Hause zu machen. Ich war ausnehmend höflich gegen diese Damen, worauf mich der Bischof in meine Zimmer führte. Er ließ Stühle geben, ich warf mich in einen Armseßel, und das Gespräch fieng an in Gang zu kommen, als die zwei Gräfinnen eintraten. Zu meinem Erstaunen vermißte ich meine Hofmeisterinn, ließ mir aber nichts merken, sondern, weil meine Kleidung sehr in Unordnung gekommen war, nahm ich diesen Vorwand, mich einen Augenblick wegzubegeben, worauf dann der Bischoff und seine Damen auch fortgiengen.

Sobald ich allein war ließ ich meine Damen rufen, und fragte meine Hoffmeisterinn, warum sie mir nicht nachgefolgt sey? Weil ich mich keiner Beschimpfung aussetzen wollte, antwortete sie, diese Gräfinnen haben mir begegnet wie einem Hund, und haben kein Wort mit mir gesprochen, sie sind ohne sich umzusehen vor mir vorbey gegangen, und ohne einen der Herrn vom Hofe, den ich nicht kenne, hätte ich Ihre Zimmer nicht gefunden. Es ist mir recht lieb daß ich das weiß, sagte ich, der Markgraf hat mir versprochen, auf meine Vorrechte zu halten, ich bin sehr wohl unterrichtet, daß meine Hofmeisterinn höchstens den regierenden Reichsgräfinnen den Vorrang lassen soll,

und das ist sie nicht, und kann es sich in keiner Rücksicht anmassen.

Der Markgraf sagte mir, ich möchte mit Voit darüber reden, der als mein Oberkammerherr seines Amtes wegen, in meinem Namen sprechen, und Vorstellungen darüber machen müsse. Ich ließ ihn also holen, und setzte ihm meine Absichten auseinander; allein Herr von Voit war der größte Poltron auf Erden, immer voll Schrecken und Bedenklichkeiten. Er machte ein ellenlanges Gesicht. Ihre Königliche Hoheit, sagte er, begreifen die Wichtigkeit des Auftrags nicht, den sie mir geben; man ist hier versammelt, um die Einigkeit der verschiedenen Mitglieder des fränkischen Kreises zu befördern, ist das eine Zeit um Streit mit den Leuten zu suchen? Der Bischoff wird diese Sache sehr hoch aufnehmen, er wird beleidigt seyn, und sein Unternehmen nicht aufgeben, wollen Sie dann auf der Sache bestehen, so wird es eine Reichsangelegenheit. Ich lachte laut auf. Eine Reichsangelegenheit! desto besser, damit haben die Damen nie zu thun gehabt; das ist etwas Neues. Der Markgraf sah ihn mitleidig an, und zuckte die Schultern. Das mag nun aber seyn wie es will, fügte ich hinzu, so bitte ich Sie, den Bischoff wissen zu lassen, ich hätte so viel Achtung für ihn, daß es mir leid thun würde, ihn zu beleidigen, er hätte sollen bessre Maasregeln nehmen, um alle Schwierigkeiten zu vermeiden, da er aber am Wiener-Hofe erzogen sey, würde er die Vorrechte der Königstöchter kennen, ich machte mir zwar eine Ehre daraus, mit dem Markgrafen vermählt zu seyn, wär aber gesonnen auch nicht den kleinsten Theil dessen, was mir gebührt zu verlieren. Herr von Voit machte noch viele Einwendungen, allein der Markgraf sagte, er möchte sich beeilen, es sey spät, und nothwendig diese Sache bald ins Reine zu bringen.

Herr von Voit sprach also in meinem Namen mit des Bischoffs Oberstallmeister, dem Baron von Rothenhahn, man stritt hin und her, und endlich ward beschlossen, daß die Gräfinnen gleich nach dem Empfang meiner Schwester abreisen sollten. Kaum war man darüber im Reinen, so langte der Anspachische Hof an. Ich schickte sogleich zu meiner Schwester, und ließ ihr sagen, daß ich mich zu ihr begeben würde, sobald sie allein sey. Ich war gar nicht verbunden, ihr den ersten Besuch zu machen; mein Erstgeburtsrecht gab mir den Vorrang über alle meine Schwestern, und der Markgraf von Bayreuth hatte ihn über den von Anspach, so hatte ich also doppelte Ansprüche; da wir aber aus einem Blut sind, habe ich meine Vorrechte nie geltend gemacht. Meine Schwester ließ mir sagen, sie würde zu mir kommen, welches sie auch wenige Augenblicke nachher mit dem Markgrafen that. Beide schienen mir sehr kalt; meine Schwester war schwanger, ich bezeigte ihr meine Freude darüber, kam ihr aufs äußerste zuvor, allein sie vergalt es mir nicht mit Gleichem. Ich sagte ihr was ich gethan hatte; aber sie antwortete mir nichts. Wie bald darauf der Bischoff zu uns kam, schlich sie sich davon, und in ihre Zimmer, wo sie der Zeit wahrnahm, um sich die Herrn von dem Hofstaat des Bischoffs vorstellen zu lassen; sie erwähnte der Gräfinnen gegen sie, und versicherte, sie verwerfe mein Betragen, sie sey nicht so hochmüthig, wie ich, und würde das Vorgefallne, wäre sie gegenwärtig gewesen, nie gelitten haben. Alle Welt mißbilligte ihr Verfahren.

Wir holten sie ab, um zur Tafel zu gehen; man gab mir den ersten Platz; sie wollte nicht neben mir sitzen, sondern setzte den Bischoff zwischen uns, und beehrte ihn, ungeachtet der unter uns getroffnen Abrede, rechts und links mit der Hoheit. Ich bestand

meiner Seits auf meinem Kopf, und ging nicht davon ab, bezeigte dem Bischoff und seinem ganzen Hofe alle mögliche Aufmerksamkeit, und hatte so viel Höflichkeit für beide, wie nur in meiner Macht stand. Es ist aber doch Zeit, daß ich sein Gemählde entwerfe.

Bekanntlich machen die Schönbrunner eine der ersten und glorreichsten Familien in Deutschland, und gaben dem deutschen Reiche mehrere Churfürsten und Bischöffe. Der, von dem ich hier spreche, ward in Wien erzogen, sein Geist und seine Fähigkeiten machten ihn zum Reichskanzler, welche Stelle er sehr lange verwaltete; wie die Bisthümer Bamberg und Würzburg durch den Tod ihrer Bischöffe erledigt wurden, benutzte der Wienerhof diese Gelegenheit, die Dienste des Vice Kanzlers zu belohnen, und kaufte so viele Stimmen, daß er zum Bischoff dieser zwey Bisthümer erwählt ward. Mit Recht hält man ihn vor einen ausgezeichneten Kopf, und großen Politiker; sein Karakter entspricht dieser letzten Eigenschaft, denn er ist betrügerisch, hinterlistig und abgefeimt; er hat ein stolzes Wesen, gar keinen angenehmen Verstand, denn er ist pedantisch, doch wird man mit ihm fertig, wenn man ihn kennt, besonders wenn man sich Mühe giebt, seine Kenntnisse zu benutzen. Ich hatte das Glück seinen Beyfall zu gewinnen, oft schwatzten wir vier oder fünf Stunden ganz allein zusammen, wobei mir die Zeit nicht lang wurde, denn er theilte mir viele besondre Umstände mit, die mir unbekannt waren. Es giebt keinen Gegenstand, den wir nicht abgehandelt hätten.

Sobald wir von der Tafel aufgestanden waren, begleitete ich meine Schwester in ihr Zimmer, und der Bischoff führte mich in das meinige. Es war fürchterlich kalt; ich legte mich sogleich nieder, und schlief ein; allein kaum hatte ich eine Stunde geruht, so weckte mich der Markgraf auf, und sagte mir, man wolle meine

Zimmerthür aufbrechen. Diese Thüre ging in einen Gang, in dem ein Husar Schildwach stand. Ich horchte auf, und wie ich vernahm daß man wirklich an der Thüre arbeitete, riefen wir ganz leise unsre Leute, um nachsehen zu lassen, was es gäb, und sie fanden den Husaren wirklich noch an seinem Geschäft. Er bat den Markgrafen um Gnade, und flehte um Gotteswillen, ihn nicht zu verrathen, was dieser auch großmüthig genug war, ihm zu versprechen.

Den folgenden Tag besah ich, gleich nach dem ich aufgestanden war, das ganze Schloß. Pommersfelden ist ein großes Gebäude, dessen Hauptgebäude von den Flügeln getrennt ist; dieses ist viereckigt, und wenn man es von weitem sieht, so scheint es eine Steinmasse. Die Aussenseite ist voller Fehler, sobald man aber den Hof betritt, verändert sich der ganze Begriff, den man sich davon gemacht hatte, man nimmt ein Ansehen von Größe wahr, das man vorher nicht beobachtete, man steigt eine Vortreppe von fünf oder sechs Stufen hinauf, um in ein niedergedrücktes schmales Portal einzutreten, von dem das Gebäude sehr entstellt wird, nun erscheint eine prächtige Treppe, von der man die ganze Höhe des Pallastes wahrnimmt, denn ihr Gewölbe, das nirgends überstützt wird, scheint auf eignem Gleichgewicht zu beruhen. Die Decke ist auf Kalk gemahlt, die Geländer von weissem Marmor mit Statuen geziert. Auf dieser Treppe gelangt man in eine große Vorhalle mit Marmor gepflastert, die in einen mit Vergoldung und Gemählden verzierten Saal führt. Hier findet man Werke der ersten Meister, von Rubens, Guido Reni, Paul Veronesi, allein die ganze Auszierung gefällt mir doch nicht; der Saal sieht mehr wie eine Capelle aus, man gewahrt nicht die edle Architektur welche Geschmack mit Pracht verbindet; dieser Saal führt in zwei Zimmerreihen, die alle mit Gemählden verziert

sind. Eines dieser Zimmer enthält eine Tapete von Leder, auf die man sehr viel hält, weil sie von Raphael gemahlt ist. Die Gemählde-Gallerie ist das Schönste; Liebhaber der Mahlerey können ihren Geschmack hier befriedigen; da ich sie sehr liebe, brachte ich ein paar Stunden damit zu, die Gemählde zu betrachten.

Diesen Tag und den folgenden speißte ich mit meiner Schwester, unseren Hofmeisterinnen, und zween Geheimderats-Frauen aus Anspach allein, weil der Markgraf alle Tage mit dem Bischoff auf die Jagd ging, von der sie erst Abends um fünf Uhr nach Hause kamen. Da ich den ganzen Tag mit meiner Schwester, die mit mir schmollte, all in zubrachte, ward mir die Zeit recht lang. Wenn die Prinzen zurückgekommen waren, versammelte man sich in dem Saal, um dem, was man eine Serenade nannte, beizuwohnen. So eine Serenade ist ein Auszug aus einer Oper. Die Musik war abscheulich! fünf oder sechs Katzen, und eben so viel deutsche Schreihälse, schuuden uns vier Stunden lang die Ohren, indeß man mit den Zähnen klapperte, vor ungeheurer Kälte. Darauf gieng man zur Tafel, und erst am Morgen um drei Uhr, müde wie ein Hund, weil man den ganzen Tag nichts gethan hatte, zu Bett.

Man schlug uns eine neue Lustpartie vor, die recht nach dem Geistlichen schmeckte. Wir sollten in Bamberg zu Mittag speissen, und dort die Kirchen und Reliquien besehen. Ich ließ meiner Schwester sagen, wenn sie dahin ging, wär ich auch dabei, lehnte sie aber den Vorschlag ab, so würde ich ihr zu Gesellschaft gerne auch zu Hause bleiben. Sie ließ mir antworten, daß sie recht gerne nach Bamberg ging, ich sollte also den Vorschlag nur annehmen. Da die Jagd auf der Seite hin war, sollten die Prinzen zum Mittagessen dahin kommen. Um sieben Uhr in der Frühe weckte man mich, um mir zu sagen, ich möchte mich ankleiden und

abreisen, Bamberg sey gute vier Stunden von hier entfernt, und da die Jagd nicht lange dauern sollte, würde ich kaum Zeit haben, etwas zu sehen, wenn ich mich nicht bald auf den Weg machte. Murrend stieg ich aus dem Bett; ich war krank, die Kälte und die Ermüdung störten gar leicht meine übel befestigte Gesundheit.

So bald ich angekleidet war, begab ich mich zu meiner Schwester, die ich zu meinem größten Erstaunen zu Bett fand; sie sagte, daß sie unbaß sey und nicht nach Bamberg gehen wollte. Dabei sah sie sehr wohl aus und arbeitete im Bette. Ich sagte ihr, sie würde mir Vergnügen gemacht haben, mir das früher zu sagen, denn ich habe mich nach ihrem Befinden erkundigen lassen, und zur Antwort erhalten, sie sey sehr wohl. Ihre Hofmeisterinn, Frau von Budenbrok, zuckte die Schultern und winkte mir, daß es eine bloße Laune sey. Sie wendete ihre Ueberredung auch wirklich so zweckmäßig an, daß meine Schwester das Bett verließ und sich ankleidete; — aber nie in meinem Leben habe ich eine längere Toilette gesehen! sie dauerte wenigstens zwei Stunden.

Man hatte zwei prächtige Parade-Kutschen angespannt, von denen eine für mich, die andere für meine Schwester bestimmt war. Ich fragte sie, ob wir nicht wollten zusammen fahren, und auf ihre Verneinung bat ich sie, ihrer Seits einzusteigen. Mein Gott nein, rief sie, du hast den Rang, und ich steige nicht zuerst ein. Mit meinen Schwestern habe ich keinen Rang, antwortete ich, und werde deshalb nie Streit mit ihnen haben. Der Obermarschall des Bischofs, ein ziemlich derber Herr, nahm mich bei der Hand und sagte: Hier ist die Kutsche Ihrer königlichen Hoheit, haben Sie die Gnade einzusteigen, denn sie ist für Sie bestimmt. Ich stieg also mit meiner Hofmeisterinn ein, und hatte nicht einmal Zeit, meinen

Pelz zu fordern. Wir fuhren Schritt vor Schritt und erstarrten vor Kälte; Finger und Füße waren uns so verklommen, daß wir sie nicht mehr bewegen konnten; ich ließ also dem Kutscher befehlen, daß er schneller fahren sollte, was er denn auch so pünktlich befolgte, daß wir in drei Stunden in Bamberg anlangten.

Man führte mich unmittelbar in die Kirche, wo die Priester ihre Reliquien ausgekramt hatten; ein Stück des Kreuzes in einer goldnen Kapsel, zwei der Krüge, die bei der Hochzeit von Kanaan gedient hatten; Knochen der Jungfrau, ein kleiner Fetzen von Josephs Rocke, die Hirnschädel Kaiser Friedrichs und der Kaiserinn Kunigunde, der Patronen von Bamberg, und Gründern des Capitels. Die Zähne der Kaiserinn schienen ihrer Länge nach Ebershauer zu seyn.

Ich war so erfroren, daß ich nicht gehen konnte, stieg wieder in die Kutsche und begab mich ins Schloß. Man führte mich in das für mich bestimmte Zimmer, wo ich Schmerzen in dem Leib und in allen Gliedern bekam; meine Damen kleideten mich aus und rieben mich so lange, bis wieder ein bischen Gefühl in mich zurückkehrte.

So bald meine Schwester angekommen war, ließ ich mich nach ihrem Befinden erkundigen, und mich entschuldigen, daß ich meiner Gesundheit wegen nicht zu ihr kommen könnte. Sie ließ mir antworten: da sie sehr ermüdet wäre, wollte sie sich aufs Bett legen, um zu schlafen zu suchen, und bäte mich daher, nicht zu ihr zu kommen. Verschiednemale, die ich zu ihr schickte, ließ man mir immer sagen, sie ruhte. Dank der vielen angewendeten Sorgfalt befand ich mich ein wenig besser, und da mir die Zeit sehr lang wurde, fing ich an, Toccadille zu spielen.

Die Prinzen kamen erst um sechs Uhr; sie speisten an einer besondern Tafel, indeß die unsre in

meinem Zimmer gedeckt ward. Wie meine Schwester kam, sah sie sehr ungehalten aus, ihr ganzer Hofstaat, besonders ihre Damen schmollten, und legten sich recht darauf, unverbindliche Dinge zu sagen. Ich that aber immer, als verstünde ich sie nicht, und behandelte das alles, als unter meiner Würde.

Nach der Tafel folgte mir meine Schwester in ein Kabinet, wo wir den Kafee tranken; hier sagte ich ihr, daß ich wohl wahrnehme, daß sie ungehalten über mich sey, sie daher bitte, mir zu sagen, was ihr fehle, denn habe ich das Unglück gehabt, sie zu beleidigen, so sey ich zu aller möglichen Genugthuung bereit. Sie antwortete mir sehr kalt, daß sie nichts gegen mich habe, sie sey krank und könne nicht guter Laune seyn; zugleich stützte sie sich auf einen Tisch, und verfiel in Nachdenken. Ich setzte mich ihr gegenüber und that eben so.

Der Bischof befreite mich von diesem stummen Gespräch; er führte mich in meine Kutsche zurück, die ich wieder mit meiner Hofmeisterinn bestieg. Ich bin in Verzweiflung, sagte diese zu mir, an dem Anspacher Hofe ist der Teufel los. Man hat meine Schwester und die Marwitz auf eine schreckliche Art beleidigt, Frau von Zoch hat ihr tausend Unverschämtheiten gesagt, ich habe sie noch zur rechten Zeit aus einander gebracht, sonst wären sie sich, glaube ich, in die Haare gekommen. Sie haben öffentlich gesagt, Ihre königliche Hoheit habe dem Kutscher der Markgräfin von Anspach so schnell zu fahren befohlen, damit sie sich ein vorzeitiges Kindbett zuziehe, und beklagen diese arme Prinzessinn, weil sie von den Stößen des Wagens ganz zerquetscht sey.

Bei Anhörung dieser schönen Neuigkeiten ward ich ganz wüthend. Ich wollte über die gegen mich vorgebrachte Verläumdung Genugthuung haben; allein meine Hofmeisterinn machte mir so viele Vorstellungen,

daß ich endlich einwilligte, zu thun, als wenn ich sie nicht wüßte.

Da meine Schwester nicht zu Abend speisen wollte, ließ ich mich auch bei dem Bischof erkundigen. Meine Damen kamen nun, um mir die ganze Geschichte zu erzählen, und ich sah wohl, daß wir die klügsten seyn müßten, wenn das Publikum nicht etwas zu schwätzen bekommen sollte. Ich befahl also ihnen allen, die Sache beruhen zu lassen, und auch in Zukunft den Anspacher Damen alle Höflichkeit zu bezeigen, denn ich wußte sehr gut, daß der Tadel über alle die Klatschereien, die sie veranlaßt hatten, auf sie zurückfallen müßte. Darinn irrte ich mich dann auch nicht, denn der ganze Hof war den andern Tag von dem Vorgang unterrichtet, und man sagte sich ins Ohr, die Anspacher Frau Geheimderäthinnen hätten den Wein gut gefunden und ein bischen mehr getrunken, wie es ihnen gebührte. Der Markgraf von Anspach selbst war über die Unverschämtheiten, die man über mich gesagt hatte, sehr zornig und ließ sie ihren Urhebern recht derb verweisen.

Zwei Tage darauf reisten wir endlich nach Erlangen zurück. Dort hatte ich einen kleinen häuslichen Verdruß; es starb mir ein kleiner Bologneser Hund, den ich seit neunzehn Jahren besaß; ich liebte ihn sehr, er hatte mich in allem meinem Unglück begleitet, so daß mir sein Verlust sehr empfindlich war. Die Thiere scheinen mir eine Art vernünftiger Wesen; ich sah deren so geschente, daß ihnen nur die Sprache fehlte, um ihre Gedanken klar auszudrücken. Ich finde Descartes System in dieser Hinsicht sehr lächerlich; die Treue eines Hundes ist mir schätzenswerth, er hat, wie es mir scheint, diesen Vortheil vor der Menschheit voraus, die so unbeständig und wankelmüthig ist. Wollte ich diesen Gegenstand gründlich behandeln, so verbände ich mich zu dem Beweis, daß unter den Thieren mehr Vernunft

ist, wie unter den Menschen. Allein ich schreibe meine Memoiren und nicht ihre Lobschrift, obgleich dieser Absatz meinem kleinen Hunde als Grabschrift dienen kann. Wir hielten uns einige Tage in Erlangen auf, und gingen dann nach Bayreuth zurück.

In dem Jahre 1736 fiel nichts Merkwürdiges vor. Daß der Frieden zwischen dem Kaiser und Frankreich geschlossen wurde, habe ich schon gesagt, wir verdankten ihm den Durchmarsch der österreichischen Truppen, der den Reichsfürsten zwar höchst nachtheilig war, die gegen alles Recht und Billigkeit genöthigt waren, sie beim Durchmarsch zu beköstigen; da wir aber die Sache nicht ändern konnten, suchten wir den besten Vortheil daraus zu ziehen. Wir hatten täglich die zahlreichste Gesellschaft; die österreichischen Offiziers waren meistens sehr liebenswürdig, manche ihrer Frauen, die ich sah, waren es auch. Wir waren sehr vergnügt zusammen, täglich war Ball, und meine Gesundheit fing an sich zu verbessern.

An dem Geburtstag des Markgrafen, der am zehnten Mai ist, gab ich in dem großen Saal des Schlosses ein prächtiges Fest. Ich hatte daselbst den Parnaß errichten lassen; ein ziemlich guter Sänger, den ich so eben in Dienst genommen hatte, stellte den Apollo dar, neun prächtig gekleidete Damen die Musen; unterhalb des Parnasses war eine Schaubühne angebracht; Apollo sang eine Cantate und befahl den Musen, diesen glücklichen Tag zu feiern; sogleich stiegen sie herab und tanzten ein Ballet. Unter der Schaubühne war ein prächtig verzierter Tisch von hundert und fünfzig Gedecken, der ganze übrige Saal war mit Devisen und grünen Zweigen verziert, und wir stellten alle Gottheiten des Heidenthums dar. Ich habe nichts schöneres wie dieses Fest gesehen! es ward aber auch allgemein bewundert.

Seit der Markgraf den Ellerot im Dienst hatte, fingen sich seine Angelegenheiten an zu bessern. Man fand einen großen Zuwachs an Einkommen, das bisher geheim gehalten war, und von dem ohne Zweifel die Herrn der Finanzkammer bisher ihren Vortheil gezogen hatten. Der Markgraf cassirte alle Mitglieder dieser Kammer, und ernannte andere an ihre Stelle; außerdem hatte Ellerot das Glück, alle Schulden zu entdecken, Gelder, die man dem Markgrafen von Bayreuth seit undenklichen Zeiten schuldig war, und die Zahlung einzuholen. So fanden wir uns plötzlich aus Armuth in Reichthum versetzt.

Dieses Jahr beendigte aber nur einen Krieg, um einen andern zu entzünden. Rußland schlug sich mit den Türken, und hatte die erwähnten zwölftausend Mann dem Kaiser nur unter der Bedingung gegeben, daß er seinen Waffenstillstand brechen und sie in Ungern angreifen sollte. Alle Truppen dieses Fürsten fingen an, sich dahin zu ziehen, und man kann diese Begebenheit als den Anfang des Verfalls von dem Hause Oesterreich ansehn.

Ungefähr um diese Zeit feierte der Kaiser die Hochzeit seiner ältesten Tochter, der Erzherzoginn Marie Therese, mit dem neuen Erzherzog von Florenz.

Auch der Prinz von Wallis heirathete dieses Jahr die Prinzessinn von Sachsen Gotha. Der König machte diese Heirath, an welcher das Herz des Prinzen keinen Antheil hatte; die Prinzessinn war weder schön noch geistvoll; sie leben aber doch recht gut mit einander — doch ich kehre zu dem, was mich angeht, zurück.

Wir brachten die schöne Jahrszeit in dem Brandenburger zu. Der Markgraf ward daselbst krank; es befielen ihn Ohnmachten und schreckliches Kopfweh, die ihn zwar nicht am Ausgehen verhinderten, mich aber grausam beunruhigten. Die Welt gewährt kein voll-

kommenes Glück; ich genoß alles dessen, was ich wünschen konnte, aber die Furcht für eine so kostbare Gesundheit vernichtete jeden andern Grund zur Zufriedenheit. Der Arzt machte mich fürchten, daß die Zufälle des Markgrafen Vorzeichen der Apoplexie seyn. Oft war ich dergestalt in Verzweiflung, daß ich nicht mehr wußte, was ich that. Endlich ward ich von meiner Angst befreit, er bekam Hämorhoiden, die ihn sogleich erleichterten. Da dieses Uebel nur dann gefährlich ist, wann man sich nicht dabei schont, und da der Markgraf sehr vollblütig war, zu seiner Erhaltung beitragen konnte, war es mir sehr erfreulich.

Seit mein Gemahl zur Regierung gekommen war, hatte er es sich sehr angelegen seyn lassen, die Freundschaft des Königs und der Königinn von Dänemark zu gewinnen. Da die Königinn eine apanagirte Prinzessinn und Tochter eines jüngern Prinzen des Hauses war, hatte sie kein Heirathgut bekommen. Dieses war in dem Hause Brandenburg so stipulirt, die Apanagen und Ausstattungen nähmen sonst gar kein Ende, und müßten das Haus endlich ganz zu Grunde richten. Die Königinn ließ dem Markgrafen sagen, daß, wenn er ihr die ihrige geben wolle, würde sie ihm einen vierfachen Vortheil dagegen verschaffen, und der Markgraf, der ihrem Versprechen traute, sagte sie ihr zu.

Der König und die Königinn sollten sich einige Zeit in Altona, wohin sie eine Reise machen wollten, aufhalten; sie luden den Markgrafen dahin ein, und gaben ihm unter der Hand zu verstehen, daß die Königinn große Absichten habe, und ihm ihre Dankbarkeit auf eine glänzende Weise bezeigen wollte. Einige Anordnungen, die der Markgraf machen mußte, verzögerten seine Abreise, der König schickte ihm eine Stafette mit der Nachricht, daß er sich nur vierzehn Tage in Altona

aufhalten werde, wenn ihn der Markgraf besuchen wolle, müsse er also seine Reise beeilen.

Er reiste ab, entschlossen Tag und Nacht zu fahren, um den König, seinen Oheim, noch anzutreffen. Um nach Altona zu gehen muß man durch die Staaten des Königs, meines Vaters, und durch Halberstatt gehen, eine Stadt, die nur zwölf oder dreizehn Meilen davon entfernt ist. Dort hielt sich der Markgraf auf, um bei dem General Marwitz zu Mittag zu speisen; und erfuhr, daß der König in drei oder vier Tagen zur Musterung der in der Gegend befindlichen Truppen daselbst erwartet würde. Jetzt blieb ihm die Wahl, den König von Dänemark zu sehen, oder den von Preußen. Die Unannehmlichkeiten, über die er von Seiten des letzten zu klagen hatte, das Versprechen, welches er dem ersten gegeben hatte, und die Vortheile, die man ihn hoffen ließ, vermochten ihn, seine Reise fortzusetzen. Er setzte dem General Marwitz alle Gründe, die ihn dazu bestimmt hatten, auseinander, bat ihn, den König davon zu unterrichten, und zu versichern, daß er, wenn er sich bei seiner Rückkehr noch in Berlin befände, nicht ermangeln würde, ihm seine Aufwartung zu machen, und machte sich wieder auf den Weg.

Den Nachmittag reiste er von Halberstatt ab und langte den andern Tag zu Mittag in Braunschweig an; sein alter Freund, der Herzog, und meine Schwester, empfingen ihn sehr gut. Von da ging er nach Zelle, wo er Briefe von Altona fand, die ihm sagten, daß der König von Dänemark gefährlich krank geworden sey; er ruhte sich also dort aus, und kam erst in einigen Tagen in Altona an.

Der Obermarschall und der ganze Hof empfing ihn einem Hause, welches für ihn zurecht gemacht war, weil in demjenigen, welches der König bewohnte, kaum so viel Platz war, wie er selbst bedurfte. Die Köni-

ginn, sein Onkel und seine Tante empfingen ihn aufs zärtlichste. Die Königinn war sehr schön gewesen, aber die Ermüdung und Unbäßlichkeiten, die sie litt, ließen ihr nur schöne Ueberreste zurück. Ihre Frau Mutter, die Markgräfinn von Culmbach, die sie seit ihrer Heirath nie verlassen hatte, beherrschte sie unumschränkt, und also auch den König und den ganzen Hof. Sie hatte viel Verstand, um ihren Einfluß zu erhalten, glaubte sie den König und die Königinn sammt dem ganzen Hof in die Biegotterie stürzen zu müssen; da der König von Natur das Vergnügen und die gute Gesellschaft liebte, machte sie ihm, um seinen Neigungen entgegen zu arbeiten, aus den unschuldigsten Dingen eine Gewissenssache. Dieser Fürst hat gute Eigenschaften, aber sehr wenig Verstand, die Königinn hat ihm darüber nichts vorzuwerfen, denn sie ist um nichts klüger wie er; auf diese Weise fand also die Markgräfinn lauter nachgiebige Gemüther um sich, die ihre Moral mit Bereitwilligkeit aufnahmen. Der Hof behielt noch ein Ansehen von Größe, aber eigentlich glich er einem Kloster, wo man nichts that als beten und Langeweile haben. Der Markgraf sagte, ihm sey in seinem Leben die Zeit nicht langsamer verstrichen. Man überhäufte ihn mit Ehre und schönen Worten, der ihm gegebenen Versprechungen ward aber nicht gedacht, so daß er froh war, diesen Hof zu verlassen.

Da der König, mein Vater, schon nach Preußen abgereist war, kam der Markgraf, ungeachtet meines Bruders Rath, der dahin ging, er solle in Braunschweig seine Rückkehr abwarten, auf dem graden Wege nach Bayreuth zurück. Ich hatte über die Reise des Markgrafen von meinem Bruder einen sehr unverbindlichen Brief bekommen, der von dem Ton, in dem er mir ehemals schrieb, sehr verschieden war. Er schrieb mir:

„Ich habe deinen Brief erhalten, liebste Schwester, wenn ich aber mit meiner gewöhnlichen Offenherzigkeit schreiben soll, so kann ich es unmöglich gut heißen, daß der Markgraf zehn oder zwölf Meilen von dem Ort, wo der König eben eintreffen soll, vorbei reist, ohne ihm seine Aufwartung zu machen. Die Wahrheit zu sagen, sieht man es vor eine Grobheit an, und ich bin genöthigt, es als eine solche einzugestehen. Der Markgraf kann die Sache aber wieder gut machen, er braucht nur bei seiner Rückkehr nach Berlin zu kommen, wenn der König aus Preußen daselbst wieder eintrift. Ich gestehe, daß ich mich über des Königs Zorn über sein Betragen gar nicht wundere; er bezeigt zu wenig Achtung gegen einen König, der zugleich sein Schwiegervater ist, ich zweifle sehr an den Vortheilen, die er von dem König von Dänemark erwartet, und nie kann er solche erlangen, wie er dem Könige schuldig ist, da er einen solchen Schatz, wie du bist, besitzt. Ich hätte über diesen Gegenstand noch unendlich vieles zu sagen, allein ich begnüge mich mit der Versicherung u. s. w."

Obgleich das Ende dieses Briefes den Anfang ein wenig wieder gut zu machen schien, kam er mir doch sehr hart vor. Der Ausdruck: Grobheit, schien mir sehr gewagt, und sein ganzer Styl war mir bisher noch ganz fremde. Mein Bruder war seit seiner Rückkehr vom Rhein ganz verändert gegen mich, alle seine Briefe an mich waren geziert, sie drückten eine gewisse Verlegenheit aus, die mir hinlänglich zeigte, daß sein Herz nicht mehr dasselbe für mich sey. Das that mir unendlich weh; meine Zärtlichkeit für ihn war nicht geschwächt, und ich hatte mir darüber nichts vorzuwerfen; ich ertrug es also mit Geduld und hoffte mit der Zeit seine Liebe wieder zu gewinnen.

Ich brachte meine Zeit während des Markgrafen Abwesenheit in dem Brandenburger sehr vergnügt zu.

Doch kann man vergnügt seyn in der Abwesenheit dessen, den man liebt? Wirklich empfand ich kein wirkliches Vergnügen, als wenn ich bei ihm war, und trachtete vielmehr mich zu zerstreuen, als Freude zu finden. Ich hatte sehr gute Gesellschaft, mit der ich mir die Zeit zu vertreiben suchte, und beschäftigte mich Morgens und Abends einige Stunden lang mit Lektüre und Musik.

Schon im Anfang dieser Memoiren entwarf ich das Portrait der Grumkow, man wird darinn gesehen haben, daß sie ausser verschiedenen andern Fehlern auch sehr kokett war. Sie hatte schon, seit sie bei mir war, mehrere Liebhaber gehabt, ich war zwar sehr unzufrieden darüber; da sie aber bisher den Anstand beobachtet hatte, that ich, als wäre mir ihre Aufführung nicht bekannt. Dieses Mädchen ward unleidlich unverschämt gegen mich; sie stellte sich nie mehr anders als zu den Mahlzeiten bei mir ein, und brachte den ganzen Tag und einen Theil der Nacht mit Herrn von Westerhagen, meinem Kammerjunker, zu. Dieser Herr, obgleich verheirathet, war sterblich in sie verliebt, und machte ihr ansehnliche Geschenke, die sie vorgab von ihrem Vater zu erhalten. Obschon sie nun gar keine Anhänglichkeit an mich hatte, und gar keine Lust, die Pflichten ihres Amtes zu erfüllen, war sie dennoch ungemein eifersüchtig auf die Marwitz, und suchte sie, wo sie nur konnte, zu demüthigen. Ich konnte wegen der Schonung, die ich ihrem Onkel schuldig war, kein Machtwort zu ihrer Aufführung sprechen, begnügte mich also, ihr meine Unzufriedenheit durch einige Stichelreden auszudrücken, die ich hie und da fallen ließ, und hoffte sie dadurch zum Nachdenken zu bringen; allein ihre Neigung riß ihre Vernunft hin, und verhinderte sie, ihrer Liebe zu entsagen. Da dieses für die Marwitz, die sie beschuldigte, mich davon unterrichtet zu haben, von sehr übeln Folgen hätte seyn können,

und mit meinen Memoiren in einiger Verbindung steht, so werde ich den Verfolg zu seiner Zeit erzählen.

Der Markgraf kam endlich am sechzehnten Juli zurück. Meine Freude kannte keine Grenzen, und er war sehr froh, wieder zu Hause zu seyn. Mein Geburtstag wurde von ihm durch ein allerliebstes Fest in einem großen, zu dem Schlosse gehörigen Garten gefeiert. Er ward mit Lampen erleuchtet, man hatte ein Theater errichtet, dessen Coulissen aus lauter großen Linden bestanden; Diane und ihre Nymphen erschienen darauf und spielten eine Art kleines Hirtenspiel; dem Theater gegenüber war ein vier Stufen erhöhter Sallon, von außen so schön erleuchtet, daß er eine Feuerkugel zu seyn schien, alle Parterre des Gartens waren mit farbigen Lampen erleuchtet, welches eine reizende Wirkung hervorbrachte.

Den Morgen nach diesem Feste reisten wir nach der Eremitage ab, die ich bei dieser Gelegenheit beschreiben will.

Sie liegt auf einem Berg, auf den man auf einer Einfahrt und einer Chaussee, die der Markgraf hat machen lassen, gelangt. Beim Eintritt in die Eremitage erblickt man den Berg Parnassus, eine Höle, von vier Säulen gestützt, über welcher Apollo mit den neun Musen sitzt, die alle Wasser von sich spritzen. Diese Höle ist so künstlich gemacht, daß man sie vor einen wahren Felsen hält. An der einen Seite ist ein Laubgang der zu einem andern künstlichen Felsen führt, in dem sich wieder, unter Bäumen verborgen, sechs Springbrunnen befinden; unter diesem Felsen ist eine kleine Thür, durch die man in eine Art unterirrdischen Gang kommt, der in eine Grotte führt, die mit sehr schönen und seltenen Muscheln geziert ist, und ihr Licht von einer oben angebrachten Kuppel erhält; in der Mitte ist ein großer Springbrunnen, und rund umher Wasserfälle angebracht; der

Boden, der ganz von Marmor ist, sprützt auch Wasser, so daß es sehr leicht ist, die hier befindlichen Personen unversehens zu durchnässen. Beim Ausgang aus der Grotte kommt man in einen kleinen Hof, der ganz von künstlichen Felsen, mit Bäumen und Hecken vermischt, umgeben ist, ein großer in der Mitte befindlicher Springbrunnen erhält ihn beständig kühl. Diese Felsen verbergen die Flügel des Hauses, deren jeder aus vier kleinen Zellen, oder acht kleinen Wohnungen besteht, da in jeder allzeit eine Garderobe und ein Schlafzimmer ist. Durch diesen Hof kommt man in das Hauptgebäude; beim Eintritt findet man einen Saal, dessen Decke sehr gut gemahlt und vergoldet ist, der ganze Saal ist mit Bayreuther Marmor bekleidet; der Grund grauer und die Pilaster rother Marmor; Karnischen und Kapitäler vergoldet, der Fußboden ist ganz von verschiedenartigem Marmor, den man hier zu Lande findet, zusammengesetzt; meine Zimmer sind zur rechten Hand. Zuerst ist ein Zimmer, dessen Decken-Gemählde die Römischen Matronen darstellt, die Rom von der Plündrung der Feinde befreien. Die Einfassung dieses Gemähldes hat einen blauen Grund, alle erhabne Verzierung Gold und Silber, die Lambrien von rein schwarzen und die Felder von rein gelben Marmor; die Wandbekleidung von gelben Damast mit silbernen Borten. Von da kam man in Flügel, die ich habe ansetzen lassen; nämlich in ein Zimmer, dessen Decke halb erhaben, und ganz vergoldet ist. Die Mahlereien stellen die Geschichte der Chelonide und des Cleobrontas vor; das Holzwerk hat einen weißen Grund mit lauter goldnen Reliefs. An den Fensterpfeilern und über den Kaminen sind schöne Spiegel angebracht. Die Tapeten dieses Zimmers sind von einem blau reich mit Golde verzierten Zeug, und die Blumen von Chenille — man kann nichts Schöneres sehen! Nachher kommt ein kleines Cabinet, dessen Holzwerk Ja-

panisch ist, mein Bruder hatte es mir geschenkt, es hatte ungeheuer viel Geld gekostet, und ich glaube es ist das einzige dieser Art, was nach Europa gekommen ist; so gab man es wenigstens meinem Bruder aus. Der Grund ist von granelirten Golde und mit erhabnen Figuren. Die Decke, die Fensterpfeiler und alles, was in diesem Cabinet ist, paßt sich zu dem Holzwerk. Neben diesem Cabinet zur Rechten ist das Musikzimmer, es ist von weissen Marmor mit grünen Feldern, in jedem Felde ist eine Trophäe von musikalischen Instrumenten, vergoldet und sehr gut gearbeitet. Die Portraits mehrerer sehr schönen Personen, die ich, von den größten Meistern, gesammelt habe, sind über diesen Trophäen in goldnen verzierten Rahmen in der Mauer angebracht. Der Grund der Decke ist weiß, die erhabne Arbeit stellt Orpheus vor, wie er durch das Spiel seiner Leyer die Thiere herbeizieht. Alle diese Reliefs sind vergoldet, alle musikalischen Instrumente und mein Klavier sind in diesem Zimmer, an dessen Ende sich mein Studierzimmer befindet. Es ist von braunen Lack mit natürlichen in Miniatur gemahlten Blumen; hier ists, wo ich noch diese Memoiren schreibe, und manche Stunde im Nachdenken zubringe. Aus dem Musikzimmer komme ich durch eine andere Thür in mein Ankleidezimmer, das ganz einfach ist, dann in mein Schlafzimmer, dessen Bett von blauen Damast, die Tapete aber von gestreiften Sammt ist. Gleich daneben ist die Garderobe, was sehr bequem ist. Die Eintheilung von des Markgrafen Wohnung ist der meinigen gleich, allein die Zimmer sind anders ausgeschmückt. Sein erstes ist von einer Art Firnis, dessen Zusammensetzung von meiner Erfindung ist; die sehr schöne Mahlerei stellt Alexander nach Lebrün vor, wie er Weihrauch auf den Altar streut und Aristoteles ihm vorwirft, daß er es mit zu viel Verschwendung thue. Das zweite Zimmer ist dunkelbraun, Alle Reliefs sind Waffentrophäen

von allen Völkern der Welt, sie sind alle, so wie auch die Einfassung der Decke, vergoldet, und in der Mitte dieser letzten sieht man Artaxerxes, wie er Themistokles empfängt. Die Tapete ist von Hautelisse und stellt die ganze Geschichte dieses Griechischen Generals vor. In dem Seitencabinet befinden sich sehr schöne Gemählde, das Holzwerk ist von Ebenholz mit Vergoldung, die Decke stellt den Mutius Skävola dar. Das daranstoßende ist mit Wiener Porzelain, in Miniatur gemahlt, ausgelegt, die ganz gemahlte Decke stellt Leonidas vor, wie er Thermopilä vertheidigt. Das Schlafzimmer ist von grünen Damast mit goldnen Borten. Man wird es vielleicht sonderbar finden, daß ich zur Verzierung der Decken gerade diese historischen Gegenstände gewählt habe; allein ich liebe alles, was speculativ ist, und alle die historischen Gegenstände, welche ich gewählt habe, stellen eben so viele Tugenden vor, die man vielleicht besser im modernen Gewand als Sinnbilder hätte darstellen können, allein dann hätten sie das Auge nicht so sehr erfreut. Von außen hat das Haus keinen architektonischen Schmuck, man würde es für eine Ruine unter Felsstücken halten, es ist mit hochstämmigen Bäumen umgeben, vor der Hauptfronte ist ein kleines Blumenstück mit einer Caskade im Hintergrunde, die im Felsen gehauen scheint, und bis unten an den Berg fließt, wo sie in ein großes Becken fällt; dieses ist von beiden Seiten von Alleen der größten Linden umgeben, und bequeme Rasenstufen führen zu ihm hinab. An seinem Rande befinden sich zwei Ruheplätze mit Springbrunnen in der Mitte, rund umher mit Rasenbänken umgeben; auf den Seiten des Hauses sind zehn Lindenalleen, deren Zweige so dicht sind, daß nie ein Sonnenstrahl durchbricht. Jeder Weg in dem Walde führt zu einer Einsiedelei oder zu sonst etwas Neuem; ein jeder hat seine eigne Einsiedelei, und sie ist immer von den andern

verschieden. Die meinige hat die Aussicht auf die Trümmer eines Tempels, der nach dem Muster derer, die uns vom alten Rom übriggeblieben sind, gebaut ist. Ich habe ihn den Musen gewidmet; man findet die Portraits aller berühmten Gelehrten des letzten Jahrhunderts darinn, Dekartes, Leibniz, Loke, Neuton, Boyle, Voltaire, Maupertius u. s. w. Zur Seite ist ein kleiner runder Saal, zwei kleine Zimmer und eine kleine Küche, die ich mit alten Porzellain von Raphael habe verzieren lassen. Beim Ausgang der kleinen Zimmer kommt man in einen kleinen Garten, bei dessen Eingang die Trümmer eines Porticus stehen. Der Garten ist von einem Bogengang umgeben, wo man bei der größten Sonnenhitze ohne die geringste Unbequemlichkeit lesen und ruhen kann. Höher hinauf wird das Auge von neuen Gegenständen überrascht. Man sieht ein Theater aus Quaderstein mit getrennten Bogen, so daß man in freier Luft Oper spielen kann. Ich will mich bei seiner Beschreibung nicht aufhalten, der Plan, den ich diesen Memoiren von allen merkwürdigen Plätzen meiner Herrschaft beifügen werde, wird darthun, daß der Ort ganz einzig ist. Rund um den Fuß des Berges fließt der Fluß; auf welche Seite man blickt, findet man herrliche Aussichten und Spaziergänge. Da ich es in dem Zustand beschreibe, in dem es jetzt im Jahre 1744 ist, werde ich alle Verbesserungen, die ich noch mit der Zeit machen werde, anmerken.

Vielleicht hielt ich mich bei diesem Gegenstand zu lange auf; allein ich schreibe, um mich zu vergnügen, und rechne nicht darauf, daß diese Memoiren jemals gedruckt sollen werden. Vielleicht opfre ich sie einst dem Vulkan; vielleicht gebe ich sie meiner Tochter, — kurz ich bin in diesem Stück eine Pyrrhonistinn. Ich wiederhole es, ich schreibe nur zu meinem Zeitvertreib, und mache mir eine Freude daraus, nichts von allem, was

mir begegnet ist, nicht einmal meine geheimsten Gedanken, zu verschweigen.

Der Krieg zwischen dem Kaiser und den Türken, brach in diesem Jahre wieder aus; es war einer der ungerechtesten, um aber seine Ursache aufzusuchen, muß ich etwas ausholen.

Ich habe gesagt, wie die Rußen zehntausend Mann nach Deutschland schickten, um dem Kaiser gegen die Franzosen beyzustehen. Die russische Kaiserinn war mit den Türken in Krieg, und hatte dem Reichsoberhaupt diese Truppen nur unter der Bedingung gegeben, daß er nach dem Frieden, eine Diversion machen, und den mit den Ottomanen geschlossenen Waffenstillstand brechen würde. Im Jahr 1736 rüstete sich der Kaiser seine Verpflichtung zu erfüllen, und ließ seine Truppen nach Ungarn marschieren. Der Anfang des Feldzugs war glücklich; da die Türken sich keines Angriffs versahen, und auf dieser Seite keine Armeen hatten, zogen sie sich zurück, und überliessen ihnen Nissa ohne Schwertstreich. Doch das Jahr 1737 änderte sich das Glück; General Seckendorf übernahm den Befehl der österreichischen Armee; die durch den Geiz und die schlechte Aufführung dieses Generals völlig zu Grunde ging. Man machte ihm am Ende dieses Jahres seinen Prozeß, und er ward zu lebenslänglicher Gefangenschaft auf der Festung Spielberg verurtheilt, glücklich noch so leicht durchzukommen. Ich bewunderte das Schicksal dieses Mannes der mir so viel Verdruß gemacht hatte, und gleichsam die Geißel aller Höfe gewesen war, an denen er sich aufhielt. Er flößte mir Mitleiden ein, und ich kann sagen, daß mir sein Unglück keinen Augenblick Freude machte. Wir werden ihn wieder auf dem Schauplatze erscheinen sehen, jetzt kehre ich aber zu meiner Geschichte zurück.

Das Jahr 1737 fingen wir damit an, einen Besuch des Bischoffs von Bamberg zu empfangen. Der

Hof erschien bei dieser Gelegenheit in seinem ganzen Glanz. Ich hatte im Schloß, in den Zimmern des Markgrafen und den meinigen viele Veränderungen machen lassen; der Besitz von einigen guten Tonkünstlern und vortrefflichen italiänischen Sängern machte die Capelle sehr gut. Mehrere seit kurzem in Dienst getretene Fremde trugen zu dem Glanze des Hofes bey, und hatten sein ehemahliges schwermüthiges Wesen etwas verändert. Wer nur dahin kam war davon entzückt, und auch der Bischoff reiste sehr zufrieden mit seinem Aufenthalt ab.

Obgleich meine Gesundheit sehr zart war, fing sie doch an, sich zu befestigen. Das ganze Land wünschte aufs sehnlichste, daß ich ihm Erben geben möchte. In dieser Absicht schlug man mir Bäder vor; da ich mein Temperament kannte, wußte ich nun sehr wohl, daß sie meiner Gesundheit gar nicht angemessen waren, allein der Azt war bestochen, um sie mir zu rathen, und ich war genöthigt dem Wunsche des Volkes nach zu geben. Da das Emser-Bad das schwächste in Deutschland ist, zog ich es allen andern vor; allein die schreckliche Jahrszeit war noch nicht dazu vorhanden, wir begaben uns also nach Erlangen, sie dort zu erwarten, und von da unsre Reise anzutreten.

Die Zeit verfloß uns dort sehr angenehm. Ich sah daselbst zum erstenmal ein Schäferspiel, in dem der berühmte Zachini sich bewundern ließ, und einen jeden durch die Schönheit und Annehmlichkeit seiner Stimme bezauberte. Unser ganzes Sinnen ging auf Lustbarkeiten, als ein unvorhergesehenes Ereigniß unsre Freude unterbrach, nehmlich der Tod meines Neffen des Erbprinzen von Anspach.

Ich habe schon oben der schlechten Ehe des Markfen und meiner Schwester erwähnt. Ihre Uneinigkeit hatte seit einiger Zeit sehr zugenommen, zum Theil durch die Schuld des Obermarschall von Seckendorf.

der nicht aufhörte, den Markgrafen gegen seine Gemahlinn zu reitzen. Der Tod des Prinzen bot seiner Boßheit ein weites Feld dar. Er gab ihn ganz meiner Schwester schuld, und erbitterte den Markgrafen so heftig, daß er schwor, sie nicht mehr zu sehen, und sich von ihr zu trennen; ja er behandelte sie sogar auf die unwürdigste Weise, und ließ ihr durch gemeine Bedienten die härtesten Dinge sagen; und verbot dem ganzen Hof sie zu sehen, — kurz man that alles, um sie zu kränken. Das dauerte schon seit drei Wochen, ohne daß ich es wußte, endlich benachrichtigten mich aber einige gutgesinnte Personen in Geheim davon, und baten mich nach Anspach zu gehen, um dieser Unordnungen abzuhelfen; welches ich denn auch keinen Augenblick anstand zu thun.

Der Markgraf befand sich auf dem Lande, wo er sich in den Armen seiner Maitresse über den Tod seines Sohnes tröstete. So bald er meine Ankunft in Anspach erfuhr, begab er sich dahin; meine Schwester fand ich in Thränen gebadet, und so verändert, daß sie unkenntlich war. Der Markgraf gönnte ihr keinen Blick; mit uns zu speisen konnte er sich nicht entbrechen, allein man sah an seiner ganzen Phisionomie wie peinlich es ihm war. Ehe ich nicht von allem was vorgefallen war, genaue Erkundigung eingeholt hatte, eilte ich mich gar nicht mit ihm zu sprechen, und durch diese erfuhr ich, daß Herr von Seckendorf wohl der Hauptanstifter des ganzen Zwistes war. An ihn wendete ich mich denn auch, um ihn auszugleichen, die Sanftmuth und Festigkeit, mit der ich zu ihm sprach, mochten ihn vielleicht zum Nachdenken bringen; er versprach mir alles zur Wiederherstellung des Friedens anzuwenden, und hielt Wort. Alle Welt vereinigte sich mit ihm, um den Markgrafen zu besänftigen, allein der Hauptgrund warum er so vielen Bitten nachgab, war wohl seine

Furcht vor mir. So hatte ich also die Freude, die Einigkeit wieder hergestellt zu sehen, und da ich in Anspach weiter nichts mehr zu thun hatte, kehrte ich nach Erlangen zurück, von wo ich über Wertheim wo ich mich einschiffte, nach Ems abreiste.

Unsere Reise war äusserst angenehm, wir hatten gute Gesellschaft auf dem Schiffe, eine gute Tafel, und erfreuten uns unaufhörlich an den reitzenden Aussichten und Gegenden.

Nach sechs Tagen kamen wir, von der letzten Tagreise, und einer schlaflosen Nacht an, die wir, weil das grosse Schiff nicht die Lahn, an der Ems liegt, herauf gehen konnte, auf einer kleinen Fähre zubringen mußten, sehr ermüdet in Ems an. Dieses ist ein sehr unangenehmer Ort, von einem Kastel von Bergen umgeben, ohne Bäume und Grün, allein das oranische Haus wo wir wohnten, ist schön und bequem.

Den ersten Tag ruhten wir uns aus; aber schon den folgenden sah ich Leute. Die Gesellschaft war klein und sehr langweilig. Frau von Hartenberg, die Frau eines königlich englischen Kammerherrn war die Heldinn des Badeorts; sie war mit ihrem Mann und ihrem Liebhaber, einem Herrn von Diefenbrock nach Ems gekommen, war klein, häßlich, widrig, und eben so geziert wie kokett. Wir benutzten ihre Lächerlichkeit, um uns zu belustigen; der Markgraf stellte sich an, als wenn er in sie verliebt sey, und sagte ihr schöne Dinge; die Närrinn gieng treuherzig in die Falle, und erfreut über so eine glänzende Eroberung wollte sie den Roman damit anfangen, wo er aufhört. Das war nun des Markgrafen Sache nicht, und der Zorn des Geschöpfs fiel ausschließend auf mich, denn in der Ueberzeugung ich habe ihrer Liebschaft Hindernisse in den Weg gelegt, verschrie sie mich in allen Gesellschaften, doch zum Glück war

sie so bekannt, daß alles was sie sagte, keinen Eindruck machte.

Ich fing meine Cur an und befand mich anfangs ziemlich wohl dabei; die gute Gesellschaft, die sich einstellte, trug zu der Annehmlichkeit unsers Aufenthalts bei; ausser verschiednen Damen und Herrn aus der Nachbarschaft traf auch Pölnitz ein, von dem ich schon weiter oben sprach. Seit seiner Rückkehr nach Berlin hatte er die Religion verändert und war wieder protestantisch geworden. Er erzählte mir viel von Berlin, war bei dem König sehr beliebt und fast von allen Geschäften unterrichtet. Wie er mir sagte, beklagte mich alle Welt, und der König sagte auf die Nachrichten hin, die er damals erhalten hatte, von dem Markgrafen die abscheulichsten Dinge, er habe Maitressen und behandle mich schlecht. Gewiß hatte nie die Verläumdung etwas Falscheres ersonnen. Ich bat Pöllniz dringend, den König aus seinem Irrthum zu ziehen, was er bei seiner Rückkehr auch that.

Zuweilen gingen wir auch spazieren, oder vielmehr wir zappelten im Koth herum. Der Spaziergang bestand aus einer Lindenallee, die längst dem Flusse gepflanzt war. Man war dort niemals einsam, Schweine von andern Hausthieren begleitet, waren eines jeden getreue Gesellschafter, so daß man sie bei jedem Gange mit dem Stock fortjagen mußte. Ich badete in dem schwächsten Bade, und sah wohl darauf, daß es abgekühlt sey, denn alle Welt, und selbst der Arzt in Ems, hatte mir dieses zu thun gerathen, weil die heißen Bäder mir sehr schädlich seyn könnten. Zeitz, unser Arzt, setzte sich aber dennoch in Kopf, wenn ich mich nicht des Bades im Darmstätter Hause bediente, so würde ich nicht schwanger werden. Er schlug es mir vor und ich versuchte es, konnte aber keine Minute darinn bleiben, denn diese Bäder sind so heiß, daß das

ganze Zimmer davon voll Dampf ist. Ich verließ es sogleich wieder. Der Herr Doktor wendete sich an Herrn von Voit, damit er mich bereden möchte, es fortzubrauchen, und obschon der andere Arzt sich dagegen auflehnte und geradezu sagte, das Wasser würde mich tödten, bestand Zeitz dennoch auf seinem Vorhaben, und sagte mehreren Leuten, die es mir nachher wieder erzählten, wenn ich nur einen Prinzen hätte, so wär ihm an dem übrigen wenig gelegen; stürbe ich, so wär ja nur eine Frau weniger in der Welt. Mein guter Genius verhinderte mich, seinem Rathe zu folgen; wie man mich auch beredete, that ich doch nicht, was man von mir verlangte.

Nach Beendigung meiner Cur ging ich zu dem Frohnleichnamsfest nach Coblenz; man zeigte mir das Schloß und die Stadt, die keiner Erwähnung verdienen.

Bei meiner Rückkehr nach Ems fand ich einen Cavalier des Landgrafen von Darmstadt, der den Markgrafen und mich im Namen seines Fürsten auf das höflichste nach Münichbruck, einem Lustschloß des Landgrafen auf dem Wege nach Frankfurth, einlud. Erfreut, die Bekanntschaft eines Fürsten zu machen, der durch seine Höflichkeit und Prachtliebe so berühmt war, nahm der Markgraf diese Einladung an, und beredete mich, ihn zu begleiten.

Wir reisten also den folgenden Tag ab, und besahen im Vorbeigehen Schlangenbaad und Schwalbach, wo unendlich viel Menschen waren. In Wisbaden brachten wir die Nacht zu, und obschon sehr ermüdet, stand ich den andern Morgen um fünf Uhr auf, um mich nach Münichbrück auf den Weg zu machen. Ich fand zwei Originale in meinem Vorzimmer; zwei Grafen von Reuß, von denen der eine immer von einem Fuß auf den andern sprang und mir dabei sagte, daß er kaiserlicher Kammerherr und regierender Reichsgraf sey.

Das erfreut mich ungemein, mein Herr, antwortete ich, und wenn der Kaiser viele Kammerherrn von Ihrem Verdienst hat, muß sein Hof sehr gut bestellt seyn. Ja, das kann nicht fehlen, sagte er. Der andere erzählte mir, er lebe auf einem seiner Güter nahe bei Frankfurth, weil, sagte er, die Furrage dort besser ist, und mein ganzes Vergnügen in schönen Pferden besteht; zugleich unterrichtete er mich von dem Geschlechtsregister aller Einwohner seines Stalles, und rechnete mir ihre Verdienste vor. Ich hätte ihm wohl antworten können, sie wären keine so argen Rosse wie er. Endlich stieg ich in Wagen, um den hüpfenden und pferdeliebenden Grafen los zu werden, und kam bei einer ungeheuern Hitze und unleidlichem Staub in Münichbruck an.

Der Landgraf bot mir beim Aussteigen die Hand, und ohne mir ein Wort zu sagen, ließ er mich mitten im Hof stehen, um den Markgrafen zu begrüßen, erst dann führte er mich ins Haus. Hier fand ich seine Tochter, die Prinzessinn Maximiliane von Hessenkassel, und seinen Sohn, den Erbprinzen. Ich suchte mit ihnen ins Gespräch zu kommen; der Landgraf antwortete keine Sylbe, seine Tochter lachte aus voller Kehle, und sein Sohn machte Verbeugungen. Wie ihr Vater das Zimmer verlassen hatte, fingen sie an zu sprechen, aber über Gegenstände, die mir ganz neu waren, über die allerunanständigsten, die sie noch auf das Roheste behandelten. Ich machte große Augen und war in der größten Verlegenheit, denn so etwas war mir noch nicht vorgekommen, und diese Gesellschaft sehr wenig für mich gemacht. Die Prinzessinn von Hessen war eine zweite Herzoginn von Bery; sie war sehr hübsch gewesen, allein Wein und Ausschweifungen hatten ihr die Haut so verdorben, daß sie ganz kupferig aussah, und ihr Busen, den sie so viel möglich zur Schau trug, war mit höchst eckelhaften Pusteln besetzt: ihr freies Wesen

und unverschämtes Betragen widersprach ihren Gesinnungen nicht, und verrieth zur Genüge ihren Charakter.

Endlich setzten wir uns zu Tisch, und trotz aller Höflichkeit, die ich dem Landgrafen bezeigte, hatte ich noch kein Wort von ihm erlangen können; ein unvorhergesehener Zufall verschaffte mir endlich das Vergnügen, den Ton seiner Stimme zu hören. Münichbruk ist eigentlich ein Jagdschloß, das in mehreren kleinen Pavillons besteht, jeder derselben enthält einen kleinen Saal, mit drei Zimmern an jeder Seite; diese waren alle mit Damast von verschiednen Farben, mit goldnen oder silbernen Borten besetzt, meublirt. Bei Tafel brach die Prinzessinn Maximiliane plötzlich in laute Ausrufungen aus: Mein Gott, rief sie, ach mein Gott! — ich erschrak, denn ich meinte, sie würde von gewissen finstern Launen befallen, denen sie, wie man sagte, mehrmalen des Tages unterworfen sey; bald rief sie mir aber zu, es geschähen Wunder, sie habe nie so etwas außerordentlichs gesehen, als was sich ihren Augen darstellte. Nun glaubte ich wirklich, sie sey närrisch, wie ich aber den Landgrafen mit einem geheimnißvollen Wesen lächeln sah, beruhigte ich mich endlich. Das große Wunder und die außerordentliche Begebenheit war nichts, als daß man in einem Moment die damastenen Tapeten der Zimmer aufgerollt hatte, wodurch andere, die sich darunter befanden, die in Oel auf Leinwand gemahlt waren, zum Vorschein kamen. Diese veranlaßte den Landgrafen mir zu sagen: Ihre königliche Hoheit sieht wohl, daß es hier Zaubereien giebt. Weiter habe ich ihn kein Wort sprechen gehört. Ich bewunderte diese Albernheit gar sehr, denn das Sprüchwort sagt, daß man mit den Wölfen muß heulen.

Nach der Beendigung unsrer langweiligen Tafel mußte ich, mochte ich wollen oder nicht, tanzen. Ich

war so müde wie ein Hund, und da wir unser nur drei Damen waren, und viel Allemanden getanzt wurden, konnte ich mich fast nicht mehr rühren; daher bat ich den Markgrafen so lange, bis er uns endlich Abends um sieben Uhr abreisen ließ. Es ist billig, daß ich des Landgrafen und seines Sohnes Portrait mache.

Wie ich den Landgrafen sah, war er über achtzig Jahre alt; allein seine grauen Haare ausgenommen, hätte man ihm nicht mehr wie fünfzig gegeben; er hatte den Krebs an dem Munde, wodurch er sehr eckelhaft und auch entstellt wurde; man sagte, er habe in seiner Jugend viel Verstand gehabt, der war aber mit den Jahren verschwunden; er soll auch sehr artig gegen die Weiber gewesen seyn; aber diese Artigkeit war in abscheuliche Ausschweifungen ausgeartet. Seine unselige Sucht, den Stein der Weisen zu suchen, hatte sein Land, das in einer unerhörten Unordnung war, ganz zu Grunde gerichtet. Er lebte mit dem Prinzen, seinem Sohne, sehr schlecht, denn er hielt ihn, obschon er neun und vierzig Jahr alt war, noch in einer Abhängigkeit, als sey er ein Kind. Der Prinz hatte viel Verstand, Höflichkeit und sogar Kenntnisse, aber die schlechte Gesellschaft, in der er lebte, hatte ihn zu einem so rohen Menschen gemacht, daß man ihn nicht mehr erkannte.

Ich kam sehr spät in Frankfurth an, wo wir sehr feierlich mit dreimaligem Ablösen der Kanonen empfangen und von dem Magistrate und den Stadtburgermeistern begrüßt wurden. Da ich mich nicht sehr wohl befand, hielt ich mich einen Tag daselbst auf, und besah alles, was gesehen zu werden verdient. Den Römer, welches der Saal ist, in dem die Kaiser bei ihrer Krönung speisten, neben ihm sind einige Zimmer, in denen man die goldne Bulle, die man mir zeigte, aufbewahrt. Von da ging ich in die Kirche, wo der Kaiser gewöhnlich gekrönt wird; man zeigte mir auch den Ort, wo

sich am Wahltage die Churfürsten versammeln. Da sich aber die Beschreibung von diesem allem in manchem Buche befindet, so übergehe ich es mit Stillschweigen.

Den andern Abend um fünf Uhr verließ ich Frankfurth mit dem Entschlusse, zur Vermeidung der unleidlichen Hitze die ganze Nacht zu fahren. So krank ich war, wollte ich doch im Vorbeigehen Philippsruhe, ein Lustschloß des Prinzen Wilhelm von Hessen, sehen. Das Schloß ist groß und geräumig, aber von innen sehr einfach und ohne Geräthschaften. Seine Lage ist sehr schön, es hat die Aussicht auf einen sehr schönen Garten, den der Main begrenzt, an dessen jenseitigem Ufer man die schönsten Landschaften erblickt.

Je weiter ich reiste, je mehr vergrößerte sich mein Uebel, so daß es sich mit einer Ruhr beendigte. In der Nacht überfiel uns ein fürchterlicher Regen mit Gewitter verbunden, auf den eine erstaunliche Kälte eintrat. Die Wege waren abscheulich! wir befanden uns in den Spessartgebirgen mitten im Walde, so daß weit und breit weder Haus noch Dorf zu finden war.

Endlich kam ich früh um neun Uhr halb todt in ein kleines Dorf, das Eselsbach hieß, wo man mich, ohne daß ich im geringsten merkte, was mit mir vorging, aus dem Wagen schleppte und aufs Bett legte. Der Arzt, der lange vor mir angekommen war, fand mich sehr schlimm, ich hatte starkes Fieber, er hielt meinen Zufall vor sehr gefährlich. Man beschloß also, diesen und den folgenden Tag hier zu bleiben, und dann wollte man, wenn mein Uebel nicht abnähm, mich weiter zu bringen versuchen, denn der Ort, wo wir uns befanden, war so schlecht, daß es unmöglich war, mich hier länger zu behalten. Da ich aber etwas besser wurde, reisten wir den zweiten Tag nach Würzburg, wohin uns der Bischoff eingeladen hatte, ab.

Man empfing uns mit allen möglichen Ehrenbezeu-

gungen daselbst. Die Garnison war unter den Waffen längs den Straßen aufgestellt, die Kanonen wurden dreimal gelößt; der Prinz und sein ganzer Hof empfing uns unten an der Treppe. Die Bewegung des Wagens hatte mich dermaßen geschwächt, daß ich genöthigt war, mich zu Bett zu legen. So krank ich war, schleppte ich mich aber doch umher, um das Innere des Schlosses zu sehen, das für das schönste in Deutschland gehalten werden darf. Die Treppe ist prächtig, die Zimmer groß und geräumig, aber die Verzierungen waren, nach meinem Geschmack, ganz abscheulich!

Wir reisten Abends um acht Uhr ab; mein Uebel hörte auf, aber ein anderes viel gefährlicheres befiel mich, ich bekam so fürchterliche Brustschmerzen, daß ich nicht mehr sprechen konnte. Nachdem ich die ganze Nacht durch gefahren war, kam ich den Tag darauf in Erlangen an. Hier blieb ich vierzehn Tage, während welcher man mich von der Gefahr befreite, allein ich blieb sehr schwach, und meine Gesundheit ward nicht wieder hergestellt.

Bei meiner Rückkehr nach Bayreuth fand ich Fräulein von Bodenbruk, der Königinn erstes Hoffräulein. Es war eben die, welche mir in Berlin so viel Verdruß gemacht hatte, und die jetzt nach Carlsbad ging, die Bäder zu brauchen. Ich legte es darauf an, großmüthig gegen sie zu seyn, und überhäufte sie mit Höflichkeit. Mein Betragen rührte sie, und brachte sie zur Reue. Sie stattete mir von allem, was in Berlin vorging, Bericht ab, und erzählte mir, die Königinn wär mir noch immer böß, und ergriff jede Gelegenheit, Böses von mir zu sprechen; niemand wie meine Schwester von Braunschweig sey daran schuld, diese reize sie immer auf, und meldete ihr alles mögliche Nachtheilige von Bayreuth; so hatte sie ihr unter anderm gesagt, ich verachtete die Juwelen, welche die Königinn

mir gegeben hatte, so sehr, daß ich sie verkauft und mir andere angeschaft habe, einzig um nichts mehr von Berlin zu besitzen; sie habe sich nicht einmal begnügt, meiner Mutter solche Dinge zu sagen, sondern leistete mir auch bei meinem Bruder, der sich in Rücksicht auf mich sehr geändert hätte, sehr schlechte Dienste, so daß er gar kein Geheimniß daraus machte, zu sagen, daß ihm meine Schwester von Braunschweig die Liebste sey. Sie sagte, daß mein Bruder nicht mehr sey, was er gewesen wäre, daß ihn alle Welt anfing zu hassen, und daß mich ein jeder beklagte und wünschte, ich möchte meinen Einfluß auf ihn wieder erhalten. Ich rechtfertigte mich wegen den Verläumdungen meiner Schwester, indem ich der Bodenbruk allen Schmuck zeigte, den ich von der Königinn empfangen hatte und den sie sehr wohl kannte; sie versprach mir auch, mich bei ihr kräftig zu vertheidigen, und auch bei meinem Bruder zu meinem Vortheil zu sprechen, worauf sie dann mit Höflichkeit und Geschenken beladen Bayreuth wieder verließ.

Das Jahr 1738 schien mir sehr unglücklich werden zu sollen. Der Markgraf ward plötzlich krank; anfangs schien sein Uebel nicht gefährlich, es bestand in einem großen Fluß im Kopfe, zu dem sich aber ein Anfall von Schlagfluß gesellte, der seinem Leben ein Ende zu machen drohte. Es war eine Nervenerschlaffung in den äussern Theilen, von der sein Mund ein bischen verzogen geblieben ist, auch sein linkes Auge hat dabei gelitten, es thränt beinahe unaufhörlich, allein das entstellt ihn doch nicht. Wie viel litt ich nicht die ganze Zeit durch, wo er krank war! ich kann meine Angst und Sorgen gar nicht ausdrücken. Seine Genesung schenkte mir das Leben wieder.

Allein meine Gesundheit stellte sich nicht wieder her, sie ward im Gegentheil täglich schlechter; ich hatte

wieder schleichendes Fieber, und nach drei Monaten hielt mich der Arzt endlich vor unheilbar. Frau von Sonsfeld und der Markgraf benachrichtigten die Königinn und meinen Bruder von meinem Zustand; man versammelte die Aerzte in Berlin, und ihr Schluß fiel dahin aus, daß ich nicht zu retten sey. Jezt erwachte ein Rest von Zärtlichkeit in dem Herzen meines Bruders, er schrieb mir, es gäb in Stettin einen sehr guten Arzt, der viel zur Heilung des Königs, wie er an der Wassersucht litt, beigetragen hatte; ich sollte meinen Vater bitten, mir diesen zu schicken. Der Brief, den er mir bei dieser Gelegenheit schrieb, war so zärtlich wie möglich. Ich hatte mich in mein Schicksal ergeben, dem Tod glaubte ich dieses Mal nicht entgehen zu können, sah ihm aber mit Standhaftigkeit entgegen, und ward von seiner Annäherung nicht erschreckt. Mein einziger Schmerz war der Verlust, den der Markgraf dadurch erleiden würde; darüber suchte ich mich aber durch das Beispiel so vieler Ehemänner zu betäuben, die, nachdem sie lange genug die Verzweifelten spielten, endlich getröstet wurden.

Die dringenden Bitten meines Bruders, mit denen der Markgraf die seinen verband, bewogen mich doch, dem Rath des ersten zu folgen. Ich schrieb dem König einen rührenden Brief, in dem ich ihm meinen traurigen Zustand schilderte; sagte ihm, daß am Rande des Grabes, wo ich mich befände, ich ihn für alle den ihm unwillkürlich verursachten Verdruß um Verzeihung bäte, forderte seinen Segen, versicherte ihn meiner lebhaftesten Zärtlichkeit, und bat ihn endlich, mehr um den Markgrafen zu beruhigen, und mir nichts vorzuwerfen zu haben, als in der Hoffnung, daß er mir das Leben retten würde, mir den Arzt Suppervill zu schicken. Der König antwortete mir sehr verbindlich und schickte mir den Arzt, der nach vier-

zehn Tagen in der Eremitage, wo ich mich damals befand, ankam.

Ich erwartete, einen Pedanten zu sehen, so eine würdige Stütze der Fakultät, die uns mit jedem Wort einen lateinischen Brocken auftischen, und ihre Kranken durch ihr langweiliges, weitläuftiges Geschwätz vor der Zeit tödten — ich irrte mich sehr; es erschien ein ziemlich hübscher Mann, der mich mit einem Anstand, der Weltsitte verrieth, anredete, und mit einem Wort, sein Handwerk hing ihm gar nicht an. Er fand mich sehr gefährlich krank, suchte mir aber Muth zu machen, und versicherte mich, daß er mich zu heilen hoffe. Es ist billig, daß ich sein Portrait mache.

Supperville ist von französischer Abkunft, und behauptet, aus gutem Hause zu seyn; sein Geschlechtsregister geht mich nichts an; jeder Franzos, der sich in einem fremden Lande niederläßt, ist so adelich wie der König, wäre auch sein Vater Gastwirth oder Lakai in Paris gewesen. Darüber gehen wir hinweg; der eine ist nicht adelich, der es zu seyn verdiente, und dieser hatte Talente, die ihn, hätte sein ungemeßner Ehrgeiz nicht Hindernisse in den Weg gelegt, zu einem großen Vermögen hätten führen können. Supperville hatte, da sein Vater im Haag wohnte, seine Schulstudien in Leiden und Utrecht gemacht, nachdem er seinen Cursus in der Rechtsgelehrsamkeit geendigt hatte, ward er zum Gesandtschafts-Sekretär eines Ministers ernannt, der nach Frankreich geschickt werden sollte. Die Liebe machte ihn zum Arzt; er verliebte sich in ein junges, sehr reiches Mädchen, und unfähig, sich von ihr zu trennen, ergriff er eine Bestimmung, gegen die er den größten Widerwillen hegte. Er ging nun auf die Universität zurück, und sein Eifer für das Studium der Physik und Anatomie machten ihn bald berühmt. Der König nahm ihn als ersten Arzt von ganz Pom-

mern, wo sich sein Ruhm bald ausbreitete, in Dienst. Er hat ungeheuer viel Verstand, hat unendlich viel gelesen, und ist wirklich ein großes Genie. Sein Gespräch ist ungezwungen und angenehm, er weiß sich beim Scherz und beim Ernst gleich gut zu benehmen; allein sein hochfahrender, eifersüchtiger Charakter verdunkelt diese Eigenschaften und Talente, und hat ihn auf eine Art lächerlich gemacht, die er so leicht nicht vergessen machen wird.

Nach dem Portrait, das ich hier von ihm entworfen habe, begreift man wohl, daß er bald unsern Beifall erwarb. Durch viele Mühe und Arbeit war endlich der Hof zu seinem Vortheil geändert, eine gewiße Grobheit und Rohheit, die anfangs daselbst herrschte, hatte er verlohren, aber er war doch noch nicht auf dem Fuß, worauf er seyn sollte. Alle die, aus denen der Hofstaat bestand, waren beschränkte Menschen, die meisten waren nie vom Bayreuther Pflaster fortgekommen, und hatten von der übrigen Welt gar keinen Begriff; Bücher und Wissenschaften waren bei ihnen verbannt, und ihr Gespräch beschränkte sich auf die Jagd, die Landwirthschaft und Geschichtchen vom alten Hofe, die sie uns erzählten. Herr von Voit, der uns bisher noch von einiger Hülfe gewesen war, verfiel auf die Frömmelei; so blieb uns also keine Zuflucht, als in uns selbst.

Supperville kam uns sehr gelegen, er ward uns sehr ergeben, und wir fingen an ihm wohlzuwollen. Er ließ mich eine Cur brauchen, die nach sechs Wochen mein schleichendes Fieber vertrieb, aber hergestellt war ich darum nicht völlig, er meinte also, daß ohne die größte Sorgfalt und eine sehr strenge Lebensweise ein Rückfall zu fürchten sey.

Dadurch ward er veranlaßt, mir eines Tages zu sagen, er sehe wohl, daß meine Gesundheit noch

gar nicht hergestellt sey, und daß ich seine Gegenwart bedürfe, um völlig zu heilen; er bot mir also seine Dienste an, und wünsche nichts mehr, als dem Markgrafen und mir sein Leben zu widmen. Sein Vorschlag machte mir Vergnügen; allein ich fand vieles, das sich ihm entgegensezte; er war gleichsam der Liebling meines Bruders, und nahm an allen seinen Gesellschaften Theil; ich sah also wohl voraus, daß er es nicht leiden würde, daß ich ihn eines Menschen, für den er Neigung habe, beraube. Diesen Einwurf machte ich ihm sogleich. Ich habe, antwortete er, bis jezt nicht wagen dürfen, mit Ihrer königl. Hoheit offen zu sprechen, nun ich aber die Ehre habe, Sie zu kennen, fühle ich, daß ich mich ohne Rückhalt und ohne mich unglücklich zu machen, gegen Sie erklären kann. Mein Plan, des Königs Dienste zu verlassen, war schon, ehe ich hierher kam, gemacht; ich war mich in Holland niederzulassen gesonnen, allein die Annehmlichkeiten, welche ich an diesem Hofe finde, und die Ergebenheit, die ich Ihrer königlichen Hoheit geweiht habe, haben meinen Plan geändert. Ich kann nicht läugnen, daß mir der Kronprinz sehr wohl will; allein ich habe Zeit gehabt, seinen Charakter nur zu genau zu studieren; der Prinz hat einen großen Geist, aber ein schlechtes Herz und einen schlechten Charakter; er ist verstellt, mißtrauisch, von Eigenliebe besessen, undankbar, lasterhaft, und ich betrüge mich sehr, oder er wird noch geiziger, als der König, sein Vater, es jezt ist; er hat gar keine Religion, und macht sich eine Moral nach seinem Belieben, sein ganzes Bemühen geht dahin, das Publikum zu blenden; aber ungeachtet seiner Verstellungskunst, haben viele seinen eigentlichen Karakter entdeckt. Jezt zeichnet er mich aus, um seine Kenntnisse zu vermehren, denn das Wissen ist seine größte Leidenschaft; hat er von mir das gelernt,

was er noch nicht weiß, so läßt er mich im Stich, wie er es so vielen andern that, und aus dieser Ursache habe ich meine Maßregeln in voraus genommen.

Schon lange war ich über meinen Bruder mißvergnügt, wußte auch, daß viele Menschen, die ihm zugethan gewesen waren, meine Empfindung theilten; aber daß sein Charakter sich in so einem hohen Grad geändert hätte, wäre mir nie in Sinn gekommen. Ich stritt lange mit Supperville darüber; der Markgraf, der während dem in das Zimmer trat, nahm seine Vertheidigung und sagte, daß er schon lange von meinem Bruder also urtheile. Er nahm Suppervilles Vorschlag mit Vergnügen an, wir schrieben beide an den König, um ihn zu erbitten, auch meinem Bruder schrieb ich in derselben Absicht, und Supperville reiste, mit allen diesen Briefen beladen, nach Berlin.

Man wird es vielleicht sonderbar finden, daß ich mich so lange bei diesem Gegenstande aufhielt, allein es ist für den Verfolg dieser Memoiren, an denen Supperville einen großen Antheil hat, nothwendig.

Der König antwortete mir sehr verbindlich, daß mir Supperville jedes Mal, wenn ich ihn bedürfe, zu Dienste stehe, ganz könne er mir ihn aber nicht abtreten, denn er könne ihn nicht entbehren. Die Königinn schrieb mir jedoch, daß sie ihn dennoch zu erweichen hoffe, besonders wenn ich ihr ein Paar recht große Leute zu verschaffen wüßte.

Die Grumkow verheirathete sich am Ende dieses Jahres mit einem Herrn von Beist, einem sehr wackern Mann von guter Familie, der aber keinen andern Reichthum hatte, als vier Kinder von seiner ersten Frau. Ich war froh, sie loß zu werden; und nahm an ihre Stelle zwei andere Hofdamen, das Fräulein Albertine von Marwitz, und von Hutten, welche lezte aus einer sehr großen, berühmten Familie war.

Das 1739ste Jahr wird interessanter, als das eben beschriebene seyn. Suppervillle kam im Frühjahr zurück; eine neue Cur, die er mich brauchen ließ, stellte mich ganz wieder her, oder sezte mich wenigstens ausser Gefahr. Jezt muß ich aber eine andere Erörterung beginnen.

Ich habe schon gesagt, daß der Markgraf einen gewißen Ellerot zu seinem Sekretär gemacht hatte, einen Mann, der Redlichkeit und Verstand hatte, und von den Landes-Angelegenheiten sehr unterrichtet war. Er hatte die verschidenen Geschäftszweige, aber besonders die Finanzen in einer ungeheuren Unordnung gefunden, dieses Departement war Herrn von Dobeneck übertragen, man nahm aber bald wahr, daß er troz aller seiner Aufschneidereien nichts davon verstand; es wurde also Ellerot übergeben, und der Markgraf vertraute ihm außerdem auch seine Privatkasse. Dieser Mann hatte sichs einzig angelegen seyn lassen, Hülfsmittel zu finden, ohne sich darum zu bekümmern, daß der Unordnung abgeholfen, oder der Credit hergestellt würde. Verschiedne ansehnliche Forderungen, die er vorfand, trugen zur Bestreitung der Ausgaben bei. Die Gerechtigkeit muß man ihm widerfahren lassen, er hat dem Markgrafen sowohl in Rücksicht der Landes-Angelegenheiten, als im Auslande, wichtige Dienste geleistet, und das alles erwarb ihm das Vertrauen seines Fürsten so sehr, daß er ihn zu seinem Geheimen Referendar machte.

Das Ministerium schrie gewaltig gegen diese Neuerung, denn damit wurden ihnen die Flügel beschnitten, und ein großer Theil ihres Ansehens genommen. Sie übergaben dem Markgrafen deshalb ein sehr hartes, und in wenig ehrerbietigen Ausdrücken verfaßtes Schreiben, welches dieser, sehr von ihrem Betragen beleidigt, ziemlich derb beantwortete. Man hatte Ellerot im

Verdacht, es verfaßt zu haben, was ihm viele Feinde machte, ja es erhob sich sogar ein allgemeines Murren, und man sagte ganz laut, die Leute wären nicht bezahlt, er sey ihnen zwei, drei Quartale schuldig.

Ich erfuhr es zuerst, und erfuhr auf meine insgeheim deshalb angestellten Nachforschungen, daß es wahr sey. Ich berief ihn zu mir und sprach mit ihm, sagte ihm sogar, daß man mir versichert habe, die Kammer stünde elend, und des Markgrafen Casse sey sehr verschuldet. Er behauptete das Gegentheil, und versicherte mich, das sey alles bloße Verläumdung, die seine Feinde ersonnen haben, um seinen Sturz zu bewirken. Ich wollte also dem Markgrafen nichts davon sagen, aber er war schon benachrichtigt.

Supperville, dem er seine Angelegenheiten ganz anvertraute, empfahl ihm einen Berliner, einen ehrlichen, verdienstvollen Mann, Namens Hartmann, von dem ich schon oft hatte sprechen hören, zum Kammer-Direktor. Herr von Montmartin, ein junger Mensch, den der Markgraf hatte studiren lassen, und der Regierungsrath war, empfahl ihm eben diesen Mann. Der Markgraf stand also nicht an, ihn kommen zu lassen, und ihm diesen Posten zu geben. Ellerot war darüber gar nicht verdrüßlich, denn er hatte dieses Geschäft schon lange los zu seyn gewünscht; in der Folge erwieß es sich aber, daß er von seiner Entlassung sehr gekränkt war.

Sobald Hartmann ankam, brach man gegen Ellerot los. Groß und Klein klagte gegen ihn, und baten mich, den Markgrafen auf seine Räubereien und schlechte Wirthschaft aufmerksam zu machen. Der Weltlauf war mir zu bekannt, um mich in solche Dinge zu mischen. Der Mensch stand in Gunst, also erregte er Neider und Mißgunst, und da ich ihn für unschuldig hielt, nahm ich mich wohl in Acht, dem Mark-

grafen keinen nachtheiligen Verdacht gegen ihn zu geben. Allein Hartmann bestätigte das Gerücht, versicherte, daß seine Finanzen in einer fürchterlichen Unordnung wären, und daß man allen Bediensteten ein halbes Jahr ihre Besoldung schuldig sey. Einer der Renntmeister stellte dem Markgrafen ein geheimes Memoire zu, in dem er ihn benachrichtigte, daß er von Ellerot betrogen und verrathen sey, der die Aemter den Meistbietenden verkaufe, und das Blut des Volkes aussauge.

Der Markgraf sprach mit mir von der Sache; er war in einer fürchterlichen Bewegung. Nachdem wir lange darüber berathschlagt, und alle Umstände zusammengestellt hatten, fanden wir, daß er nicht ganz unschuldig zu seyn schien. Um aber nichts zu übereilen, ließ der Markgraf den Angeber heimlich zu sich kommen, und befahl ihm, alle seine Anklagspunkte schriftlich einzugeben; dieser Mensch versicherte, daß er seine Angaben behaupten, nud seinen Gegner überweisen werde.

Ellerot hatte viele Freunde. Er erfuhr die nächtliche Unterredung des Markgrafen, und da er seine Creaturen hatte, wußte er bald, was für einen Streich man ihm spielen wollte. Gleich des folgenden Tages sprach er darüber mit dem Markgrafen, behauptete seine Unschuld, und bat um eine strenge Untersuchung seines Betragens. Was konnte man mehr thun? Der Markgraf ernannte vier Commissarien, um die Sache zu untersuchen. Ellerot ward freigesprochen, und ging weiß, wie Schnee, aus dem Verhör hervor, indeß sein Gegner auf die Festung geschickt wurde. Das Ende dieser Geschichte werden wir im künftigen Jahre erfahren.

Meine Gesundheit besserte sich indeß nur langsam. Mein Uebel ging in eine Art Auszehrung über. Sup-

perville rieth mir Luftveränderung, weil die Bayreuther Luft im Winter schwer und ungesund ist. Er machte dem Markgrafen in dieser Absicht den Vorschlag, ein Jahr in Montpellier zuzubringen, und bewieß ihm dabei einen doppelten Vortheil, einmal die Wiederherstellung meiner Gesundheit, und die seiner Finanzen, denn zu der Reise mußten uns die Stände das Geld geben. Sehr erfreut über diesen Vorschlag, theilte ihn mir der Markgraf sogleich mit; man kann leicht denken, daß ich unverzüglich die Hand einschlug, allein ich sah von Seiten Berlins großen Hindernissen entgegen, denn ich wußte wohl, daß der König und die Königinn es mißbilligen würden, und außerdem erwartete ich auch in Montpellier wenig Vergnügen. Mein Schwiegervater, der verstorbene Markgraf, hatte dort mehrere Jahre zugebracht, und mir gar keinen vortheilhaften Begriff davon gegeben. Ich schlug daher dem Markgrafen und Supperville einen andern Plan vor, der ihren ganzen Beifall fand, wir sollten nämlich nur ein Paar Monate in Montpellier zubringen, dann in Antibes zur See gehen, und Italien durchreisen; da wir aber wohl wußten, daß diese Reise noch viel mehr Hindernisse finden würde, wie die andere, beschloßen wir, sie geheim zu halten.

Indessen hielten wirs für rathsam, daß der Markgraf einen Besuch in Berlin mache, um allen Widerspruch und Verdruß, den wir von der Seite haben könnten, aus dem Weg zu räumen. Mein Gemahl willigte mit Freuden in meine Wünsche; vierzehn Tage darauf reiste er also unversehens ab, von acht großen Leuten begleitet, die er unter seiner Leibwache ausgelesen hatte, und die er dem König überreichen wollte. Seine Reise und seine Ankunft wurden so geheim gehalten, daß man beides durchaus nicht erfuhr.

Der König, der sich eben bei der Parade befand,

bezeigte bei dem Anblick des Markgrafen eine ganz unbeschreibliche Freude. Er stieg sogleich vom Pferd; umarmte ihn tausend Mal, und nannte ihn seinen lieben Sohn. Er hatte die Augen voll Thränen, und wiederholte mehrere Mal: Mein Gott! was machen Sie mir jezt vor Freude; nun sehe ich, daß Sie mich einigermaßen lieb haben. Darauf führte er ihn zur Königinn, die ihn auch sehr gut empfieng; aber noch viel höher stieg der Markgraf in der Gunst, wie er den andern Tag dem König die acht großen Menschen vorstellte. Mein Bruder nahm ihn auch sehr gut auf, rieth ihm aber sehr, keine Gnade von dem Könige zu bitten, denn damit würde er alles verderben. Ich bin überzeugt, der König hätte ihm alles zugestanden, man hat es mir seitdem verschiedene Male gesagt; allein der Markgraf wollte sich nicht mit meinem Bruder überwerfen, und so versäumte er aus der guten Stimmung, in der er den König fand, Vortheil zu ziehen. Er erhielt nicht allein seine Einwilligung zu der Reise nach Montpellier, aber auch Suppperville seinen Abschied, den er uns ganz überließ. Der König schenkte ihm eine goldne Dose mit Diamanten besezt und mit seinem Portrait, von vier tausend Thalern am Werth, ich erhielt auch von ihm und der Königinn mehrere Geschenke, und der Markgraf kehrte nach sechs Wochen, sehr zufrieden mit aller Freundschaft, die man ihm in Berlin erzeigt hatte, nach Bayreuth zurück.

Nun von dieser Seite alle Hindernisse gehoben waren, fanden wir deren von Seiten des Landes. Die Unzufriedenheit war allgemein, man wollte uns nicht reisen lassen. Meine Hofmeisterinn, die ihr hohes Alter, mich zu begleiten, verhinderte, machte großen Lärm. Endlich nach vier Wochen hatten wir alle Einwendungen besiegt, und unsere Abreise war auf den 20. August festgesezt.

Meine arme Meermann fing an, sehr kränklich zu werden; so leid es mir that, mich so lange Zeit von diesen beiden treuen Gefährtinnen meines Unglücks zu trennen, wollte ich mir doch lieber diese Entbehrung auflegen, als ihre Gesundheit und ihr Leben in Gefahr setzen. Der Mann der Meermann war mein Geschäftsmann; es war ein ungeheurer Kopf, gewaltthätig, heftig, der gern für meinen Liebling gelten wollte, und bitter bös war, es nicht zu seyn. Er hielt seine Frau dermaßen in der Zucht, daß sie sich nicht rühren durfte, und sich vor ihm mehr fürchtete, als vor dem Tod. Dieser Mensch, den es bitterlich verdroß, daß ich ihn nicht mitnehmen wollte, beschloß, sich dafür zu rächen. Er bat mich um die Erlaubniß, die Zeit meiner Abwesenheit in Berlin zubringen zu dürfen, welche ich ihm auch ertheilte. Endlich nahm ich, nicht ohne viel Thränen von meiner Hofmeisterinn und der Meermann Abschied, und stieg mit dem Markgrafen und den Fräuleins Sonsfeld und Marwitz, die einzigen Damen, die mich begleiteten, im Wagen. Supperville war zwei Tage vorher vom Fieber befallen worden, und erwartete uns in Erlangen.

Kaum hatten wir eine Meile zurückgelegt, so wards dem Markgrafen übel; er bekam heftige Kopfschmerzen vom Erbrechen begleitet, wir hofften, daß der Zufall keine Folgen haben würde, daß es nur eine heftige Migräne sey, aber wir rechneten ohne den Wirth, den er bekam viel Hitze, weshalb wir genöthigt waren, uns einige Stunden in Traubach, einem elenden Orte, aufzuhalten. Ich schlug ihm vor, nach Bayreuth zurück zu kehren, allein er wollte es durchaus nicht, sondern zwang sich wieder im Wagen zu steigen, und bis Streitberg zu gehen, wo wir die Nacht zubrachten. Das Fieber und die Hitze dauerten die

ganze Nacht; da er aber durchaus nach Erlangen wollte, brachten wir ihn mit vieler Mühe bis dahin.

Bei unserer Ankunft erfuhren wir, daß Suppervillle sehr schlecht sey; alle Umstände seiner Krankheit stimmten mit des Markgrafen seiner überein. Ich war für den letzten in unendlicher Unruhe und Angst, das Fieber blieb sich gleich, und ich befürchtete mit Recht, daß es in ein hitziges ausarten würde. Ungeachtet meines auszehrenden Zustandes verließ ich ihn weder Tag nach Nacht, und litt tausendmal mehr als er. Sein Zustand besserte sich gar nicht, seit fünfmal vier und zwanzig Stunden lag er in ununterbrochener Hitze, ohne daß die Mittel ihm nur die geringste Linderung verschafften. Die Unruhe trieb mich endlich zu Suppervillle, der auch im Schlosse wohnte, ich sagte ihm, der Markgraf sey in einem so gefährlichen Zustande, daß keine Zeit zu verlieren sey, man müsse ihm Aderlassen. Suppervillle antwortete mir, daß er eben den Gedanken gehabt hätte, und nur die Abnahme des Fiebers erwarten wollte, um ihn auszuführen. Ich ging also zum Markgrafen zurück, wo ich unsern zweiten Arzt, Wagner, fand, ich theilte ihm meine Berathschlagung mit Suppervillle und ihren Beschluß mit, allein er erklärte, daß er nie einwilligen würde, dem Markgraf in seinem jetzigen Zustande Blut zu lassen, nichts sey gefährlicher, und das müßte das letzte Mittel seyn, zu dem man schreite, wenn sein Uebel gar keine Rettung mehr hoffen ließ. Ich antwortete ihm, daß ich ihm darüber nichts vorschreiben könnte, er sollte die Sache mit Suppervillle ausmachen. Einen Augenblick darauf kam er wieder und sagte mir, dieser sey derselben Meinung, daß man nichts übereilen müsse.

Ich blieb bis um drey Uhr des Morgens bei dem Markgrafen; endlich von Erschöpfung und Müdigkeit ganz überwältigt, warf ich mich in einem kleinen Ka-

binet, in dem ich alles was vorging, sehen und hören konnte, auf mein Bett, und schlief ein. Ich mochte vier Stunden geschlafen haben, als man mich aufweckte, und wie ich die Augen aufschlug, sah ich Wagner vor meinem Bette stehen, das Haupt der Meduse hätte mich nicht mehr erschreckt, denn ich glaubte, der Markgraf wollte sterben. Erschrecken sich Ihre königliche Hoheit nicht, sagte mir Wagner, der Markgraf ist noch in gleichem Zustand, wir haben aber endlich beschlossen, ihm zur Ader zu lassen, und ich dachte, man müsse Sie davon benachrichtigen, damit Sie gegenwärtig seyn könnten.

Mehr todt, als lebendig, stand ich auf; ein armer Sünder, den man zum Richtplatz führt, kann nicht das leiden, was ich in diesem Augenblicke empfand; ein allgemeines Zittern überfiel mich, und meine Kniee wankten. Da man nun das letzte Mittel anwenden wollte, glaubte ich, es sey für den Markgraf nichts mehr zu hoffen. So schleppte ich mich in das Zimmer, wo ein anderes Schauspiel meiner wartete. Der ganze Rath war versammelt, das Volk war auf den Straßen zusammen gelaufen, fluchte dem Suppervilte und dem Aderlaß, und wollte den Wundarzt verhindern, in das Haus zu gehen. Supperville war so krank wie der Markgraf, aber er verlor den Kopf nicht; um dem Aufruhr und Geschrei ein Ende zu machen, ließ er sich zuerst eine Ader öffnen, und so beruhigte er in etwas die Gemüther.

Diese ganze Zeit lag ich in einem unbeschreiblichen Zustande in einem Armsessel, ich war keines Gedankens mehr fähig, und meine Augen waren starr auf denselben Fleck gerichtet. Endlich ging der wichtige Aderlaß vor sich — allein welche Freude, als des Markgrafen Gesicht in dem Maaße, wie das Blut rann, sich veränderte, der neue Fieberanfall, den

man erwartete, blieb wirklich aus, und noch am selben Abend war er außer Gefahr.

So wie sich aber sein Zustand besserte, nahm ich wahr, daß er sich äußerst kalt gegen mich bezeigte; er suchte über alles mit mir Streit, und war hingegen äußerst zuvorkommend gegen die Marwitz, nach der er, wenn sie sein Zimmer verlassen hatte, alle Augenblicke fragte. Wenn es darauf ankam, seine Gesundheit zu schonen, so folgte er ihr blindlings in allen, was sie wollte, mich aber fuhr er an, wenn ich ihm denselben Rath gab. Ich gerieth darüber in Verzweiflung; mein Körper litt bald von dem Kummer meines Gemüthes, und ich bekam Zufälle, die mir bisher noch fremd waren; ich bekam eine Art Convulsionen mit heftigem Kopfweh. Meine Hofmeisterinn kam, mich zu besuchen, sie that alles, um mir Linderung zu verschaffen, allein die Quelle meines Uebels konnte niemand errathen.

Ich habe schon gesagt, daß mein Schlafkabinet an das Zimmer des Markgrafen stieß. Ich hörte, daß er alle Morgen, so wie er aufwachte, die Damen zu sich forderte; befand ich mich wohl genug, um zu ihm zu gehen, so sprach er kaum mit mir, sondern ließ sogleich die Marwitz holen. Die fürchterlichste Eifersucht bemächtigte sich meines Herzens, alle Welt nahm meinen Kummer wahr, allein ich hütete mich wohl, seine Ursache zu entdecken.

Ich kannte die Marwitz, sie war mir ergeben und tugendhaft, ich war überzeugt, nähme sie die Ursache meines Kummers wahr, so würde sie den Hof verlassen, allein dem Markgrafen konnte ich seine Veränderung gegen mich nicht vergeben; seit einem Jahre war ich verblendet, und hatte tausend kleine Umstände, die mir nun in die Augen sprangen, gar nicht gemerkt.

Er war immer noch zu der Reise nach Italien

entschlossen; mir war aber alle Lust dazu vergangen, denn ich sah wohl voraus, daß die Leichtigkeit, die er unterwegs haben würde, die Marwitz mehr zu sehen, seine Liebe nur vermehren konnte. Außerdem war mein Herz zu betrübt, um an etwas anderm, als der Veränderung meiner Lage Freude zu finden.

Ein neuer Verdruß schlug mich völlig nieder. Ich habe der Unzufriedenheit des Meermann Erwähnung gethan; gleich nach seiner Ankunft in Berlin übergab er dem König des Markgrafen und meine Briefe; wie sich darauf der König nach meiner Gesundheit erkundigte, nahm er Gelegenheit, mich auf das Gröblichste zu verläumden, und zu versichern, daß ich nie krank gewesen sey; besonders hielt er sich weitläuftig bei den Ausgaben auf, zu denen ich den Markgrafen verleitete, und das Land zu Grunde richte. Kurz er brachte den König dergestalt gegen mich auf, daß er Feuer und Flammen spie. Aber der Meermann durfte seiner Frau nicht eingestehen, wie sehr er mich verläumdet hatte, denn er kannte ihre Redlichkeit zu gut, und wußte, daß sie sein übles Betragen nie gutheißen würde; diese gute Frau ging den andern Tag zu der Königinn, welche sie über alle Punkte, über die mich Meermann angeschwärzt hatte, genau ausfragte, wo sie denn den vollkommensten Widerspruch vernahm, indem die Meermann sich erbot, einen Eid abzulegen, daß alles, was man von mir gesagt habe, falsch sey.

Die Königinn schrieb mir indeß einen sehr starken Brief, in dem sie mir im Namen des Königs andeutete, daß er es mir nie verzeihen würde, wenn ich auf meiner Reise nach Montpellier bestünde; zugleich erhielt ich einen Brief von meinem Bruder, der mir alle oben erwähnte Umstände, und den Zorn, in welchem mein Vater gegen mich wäre, meldete. Dennoch rathe ich dir, setzte er hinzu, die Reise fortzuse-

tzen, denn wenn man einmal einen Entschluß gefaßt hat, so muß man ihn ausführen. Der König hat dir ja endlich nichts mehr zu befehlen, und es wär eine Schwäche von dir, wenn du dich in Furcht setzen liesſest, und das Spiel falscher Nachträgereien eines Menschen wie Meermann ist, würdest. Ich rathe dir, dich von dem Schurken loß zu machen; jag ihn fort, und zeig bey dieser Gelegenheit einen festen Sinn. Wahr ists, daß seine Frau dir sehr ergeben ist, und keine so harte Behandlung verdient, aber darüber mußt du dich hinweg setzen, um dich von einem sehr schlechten Menschen zu befreien.

Diese beyden Briefe betrübten mich sehr, denn ich liebte die Meermanns aufs zärtlichste, und wußte daß der Markgraf meines Bruders Meynung seyn würde. Die Hofmeisterinn die seit einigen Tagen in Erlangen war, zog mich aus der Verlegenheit; sie vertheidigte die arme Meermann so gut bey dem Markgrafen, daß sie ihres Mannes Verzeihung auswirkte. Alle diese Verdrießlichkeiten, die mich Schlag auf Schlag trafen, zerstörten meine Gesundheit.

Frau von Sonsfeld überraschte mich mehrmals in Thränen, und auf ihre dringende Bitten gestand ich ihr, daß des Markgrafen Veränderung gegen mich die Ursache meines Kummers sey. Die Marwitz hatte wohl wahrgenommen, daß ich nicht in meiner gewöhnlichen Stimmung sey, aber sie glaubte meine Krankheit sey daran Schuld, wie also die Hofmeisterinn sich nicht entbrechen konnte, mit ihr von meinem Kummer zu sprechen, errieth sie, wie ich vermuthe, seine Ursache, und die Gemüthsbewegung, welche sie darüber empfand, war so groß, daß sie das Fieber bekam. Frau von Sonsfeld bemerkte indessen, daß meine Klagen nicht ganz ohne Grund waren, und der Markgraf würklich viel Kälte gegen mich äussere; sie redete ihm also ernstlich

zu, und nicht ohne Wirkung, denn der Markgraf machte Entschuldigungen, und gab sein Betragen seinem Fieber schuld. Wirklich fand ich ihn auch so zärtlich wie eben als, und von der andern Seite liebkoßte ich die Marwitz so sehr, daß ich ihr die sehr richtigen Muthmassungen, die sie gefaßt hatte, ganz aus dem Kopfe brachte.

Wie der Markgraf völlig hergestellt war, kehrten wir, weil die Jahrszeit zu der Reise nach Montpellier nun, im November, viel zu weit vorgerückt war, nach Bayreuth zurück, wo man uns mit allen möglichen Darlegungen der Freude empfieng.

Kurze Zeit darauf kam Meermann und seine Frau von Berlin an. Ich empfieng seine Frau recht herzlich, desto schlimmer aber ihren Mann, der sehr erstaunt war, mich von seinem Betragen so gut unterrichtet zu finden. Seiner Frau zu liebe verzieh ich ihm, und seit dem ist er mir so ergeben gewesen, daß ich alle Ursache gehabt habe, mit ihm zufrieden zu seyn.

So wohl in Absicht von Meermann als der italiänischen Reise, hatte ich entschieden gegen den Rath meines Bruders gehandelt, er schrieb mir auch einen derben Brief darüber; und ich suchte ihn durch gute Gründe zu beruhigen. Ich sagte ihm in meiner Antwort die Gesundheit des Markgrafen sey zu der Reise noch zu wankend gewesen, und ich habe ein zu gutes Herz als daß ich eine Person unglücklich machen könnte die ich liebte, die mir zugethan sey, und der ich Verbindlichkeiten habe. Allein das genügte meinem Bruder nicht, und ich nahm in seinen Briefen viel Kälte gewahr.

In dieser Zeit schrieb man mir von Berlin, der König sey sehr unbaß, und die Aerzte fürchteten, daß seine Krankheit ein Ansatz von Wassersucht sey. Wirklich nahm sein Uebel während des Jahres 1740 nur zu.

Wir begannen dieses Jahr mit dem Karneval.

Im Schloß waren Bälle mit Verkleidung, bei denen der Adel allein Zutritt hatte. Ich sage: mit Verkleidung, denn man trug keine Masken. Die Geistlichkeit hatte während der Regierung des verstorbenen Markgrafen viel Einfluß gewonnen, es war sogar eine ganze Sekte unter dem Namen von Pietisten bekannt, von denen der Beichtvater des Markgrafen das Oberhaupt war. Dieser Mensch besaß unter der Maske der Religion einen unermeßlichen Ehrgeiz, mit dem ränkesichtigsten Geist verbunden, und brachte die Gemeinde gegen uns auf. Er stand bei dem dänischen Hofe in großem Ansehen, und daher mußte man ihn aus Politik schonen. Um also keinem Geschwätze, das uns hätte schädlich werden können, ausgesezt zu seyn, mußte man die Leute nur nach und nach an Lustbarkeiten gewöhnen.

Ich lebte in der vollkommensten Ruhe; der Markgraf behandelte mich sehr gut, und ich genoß mit der Marwitz alle Freuden der Freundschaft.

Die Krankheit des Königs nahm indessen zu; die Königinn schrieb mir, daß ihm die Aerzte nur noch vier Wochen zu leben versprächen. Meine Schwester von Braunschweig war nach Berlin gegangen, um sich selbst nach seiner Gesundheit zu erkundigen, ich glaubte, meine Pflicht erfordere das Gleiche, sprach also darüber mit dem Markgrafen, der es aber nicht gutzuheißen schien, mir aber dennoch erlaubte, meine Hofmeisterinn darüber zu Rathe zu ziehen. Aus übertriebner Freundschaft für mich, rieth mir diese die Reise ab, sie fürchtete, daß die Erschütterung, welche der Tod des Königs, dem man so nahe zu seyn glaubte, hervorbringen würde, meiner Gesundheit von neuem schaden könnte. Da ich aber doch auf meiner Meinung bestand, rieth sie mir, meinem Bruder darüber zu schreiben. Das stand mir nun gar nicht an, da ich aber wahrnahm, daß mich der Markgraf unter dieser einzigen Bedingung nach Berlin gehen lassen wollte, mußte ich mich der

Mehrzahl fügen. Ich schickte also meinem Bruder eine tafette mit folgendem Brief:

„Ich schmeichelte mir bis jetzt, daß des Königs Krankheit nicht unheilbar sey; allein der letzte Brief, den ich von der Königinn erhielt, zeigt mir, daß er nicht mehr leben kann. Ich habe daher beschlossen, wenn Du es für gut findest, ohne weitere Ankündigung nach Berlin zu kommen, um einem sterbenden Vater meine Ehrerbietung zu bezeigen, und meine Versöhnung mit ihm zu versiegeln. Ich gestehe Dir, ich würde in Verzweiflung seyn, wenn er stürbe, ehe ich ihn sähe, und mich beschuldigen könnte, gegen ihn gefehlt, ihn vernachläßigt zu haben; dennoch will ich ohne Deinen Beifall nichts thun, ich bitte Dich daher, mir so bald möglich durch eine Stafette Antwort zu geben, und mir zu sagen, was Du davon denkst u. s. w.“

Folgendes war die Antwort:

„Deine Stafette hat mich ins höchste Erstaunen versezt. Was Kukuk willst Du in dieser Galeere thun? Man wird Dich wie einen Hund aufnehmen, und Dir Deine schönen Empfindungeu schlechten Dank wissen. Mache Du Dich in Bayreuth lustig, und laß Dir nicht einfallen, in eine Hölle zu kommen, wo man nichts als ächzen und leiden sieht, und alle Welt mißhandelt. Die Königinn tadelt Deinen schönen Plan eben so gut wie ich. Uebrigens hängt es von Dir ab, ob Du es wagen willst. Adjeu, meine liebe Schwester! ich will Dich mit jedem Posttag von der Gesundheit des Königs unterrichten; davonkommen kann er nicht; aber die Aerzte sagen, er könne noch lange fortmachen. Ich bin u. s. w.“

Dieser Brief vernichtete alle meine Plane; denn nun konnte ich mir nicht mehr schmeicheln, des Markgrafen Genehmigung, nach Berlin zu gehen, zu erhalten. Die Gesundheit des Königs ward immer schlimmer und schlimmer, und er beendigte sein Leben und

seine Regierung den ein und dreißigsten Mai. Es ist nicht am unrechten Platz, wenn ich von seinem sonderbaren und heldenmüthigen Tod hier ein paar Worte sage.

Er hatte eine sehr üble Nacht zugebracht; um sieben Uhr ließ er sich auf seinem Rollstuhl in das Zimmer der Königinn fahren, die, weil sie ihn nicht vor so gefährlich gehalten hatte, noch schlief. Stehen Sie auf, sagte er, ich habe nur noch wenige Stunden zu leben, ich werde wenigstens das Vergnügen haben, in Ihren Armen zu sterben. Darauf ließ er sich zu meinen Brüdern führen, von denen er zärtlich Abschied nahm, ausgenommen von dem Kronprinzen, dem er ihm in sein Zimmer zu folgen befahl. Sobald er daselbst angelangt war, ließ er die zwei ersten Minister berufen, auch den Prinzen Anhalt und alle Generale und Obersten, die in Potsdam gegenwärtig waren; nach einer kleinen Rede, in der er ihnen für ihre vergangnen Dienste dankte, und sie ermahnte, dem Kronprinzen, als seinem einzigen Erben, die Treue zu erhalten, die sie ihm bewiesen hätten, unternahm er die Abdankungsceremonie, und übergab seinem Sohn sein ganzes Ansehen, wobei er ihn zugleich auf das rührendste ermahnte, die Pflichten eines Fürsten gegen seine Unterthanen zu erfüllen, ihm die Sorge für die Armee, aber besonders für die gegenwärtigen Generale und Offiziers empfahl. Darauf wendete er sich zu dem Fürsten von Anhalt, und sagte: Sie sind mein alleraltester General, es ist billig, daß ich Ihnen mein schönstes Pferd gebe. Zugleich befahl er, es ihm zu bringen; und da er den Prinzen gerührt sah, setzte er hinzu: das ist des Menschen Schicksal, sie müssen der Natur alle ihren Zoll entrichten. Da er aber fürchtete, seine Festigkeit möchte von allem Weinen und Klagen, was um ihn her tönte, erschüttert werden, winkte er, man möchte sich hinweg begeben, befahl seinen Dienern allen, eine neue Livrei, die er ihnen hatte machen lassen, anzulegen, so wie seinem Regimente eine neue Uniform.

Indessen war die Königinn eingetreten; sie befand sich kaum eine Viertelstunde in dem Zimmer, so fiel der König in Ohnmacht. Man brachte ihn sogleich zu Bett, und nach vielen Bemühungen zu dem Bewußtseyn zurück. Wie er um sich blickte und alle Diener in neuen Livreen sah, rief er: Eitelkeit, Eitelkeit, und nichts wie Eitelkeit! Darauf fragte er seinen Leibarzt, ob sein Tod nahe sey? Auf die Antwort des Arztes, daß er noch eine halbe Stunde leben könnte, forderte er einen Spiegel, blickte hinein und sagte lächelnd: ich bin recht verändert, ich werde beim Sterben ein garstiges Gesicht machen. Dieselbe Frage wiederholte er an die Aerzte, und da sie antworteten: es sey schon eine Viertelstunde verflossen, und sein Puls stieg herauf, antwortete er: desto besser; so kehre ich in mein Nichts zurück. Man wollte zwei Geistliche eintreten lassen, um zu beten, allein er sagte zu ihnen: er wüßte alles, was sie ihm sagen wollten, sie möchten also ihre Wege gehen. Nachdem seine Ohnmachten häufiger geworden waren, starb er endlich zu Mittag. Der neue König führte die Königinn sogleich in ihr Zimmer, wo viele Thränen vergossen wurden. Ich weiß nicht, waren sie aufrichtig oder falsch.

Der König schickte mir einen Eilboten, der mir diese traurige Nachricht ankündigte. Ich konnte sie erwarten, ward aber doch davon bestürzt und bis ins Innerste gerührt. Ich kann mich nicht verstellen, und obschon ich seitdem manchen Verlust erlitten habe, der mir viel empfindlicher war, so kann ich doch sagen, daß mir dieser großen Kummer machte.

Ich fuhr fort, mit dem König wie bisher umzugehen. Ich schrieb ihm jeden Posttag, und immer aus vollem Herzen; allein sechs Wochen vergingen, ohne daß eine Antwort erfolgte; der erste Brief, den ich dann endlich bekam, war von dem König nur unterzeichnet und sehr kalt. Gleich beim Antritt seiner Regierung machte er eine Reise durch Pommern und Preußen. Sein

Stillschweigen gegen mich setzte er fort — ich wußte nicht, was ich davon denken sollte, denn bei meiner Liebe für ihn konnte ich bei einer so auffallenden Gleichgültigkeit nicht unbesorgt seyn.

Endlich nach drei Monaten gab man mir von Berlin aus insgeheim die Nachricht, daß er incognito abgereist sey, um mich in der Eremitage, wo ich mich damals aufhielt, zu überraschen. Fast wär ich vor Freude über diese Nachricht gestorben! sie erschütterte mich so gewaltsam, daß ich zwei Tage lang darüber krank war.

Endlich kam er in Begleitung meines zweiten Bruders, den ich fortan, um ihn von dem andern zu unterscheiden, kurz weg, meinen Bruder nennen werde, an. Mein Herz schloß sich bei dieser Zusammenkunft ganz auf. Ich hatte dem König so viel zu sagen, daß ich kein Wort vorzubringen wußte. Gleich anfangs bemerkte ich, daß seine Liebkosungen gegen mich gezwungen waren; es machte mich ein wenig betroffen, allein ich dachte nicht weiter darüber nach. Ich fand meinen Bruder so verändert und gewachsen, daß ich ihn nicht würde gekannt haben, da ich aber anderwärts Gelegenheit haben werde, von ihm zu sprechen, will ich hier den Faden meiner Erzählung nicht abreißen.

Der König unterhielt sich diesen ganzen Tag nur von gleichgültigen Sachen mit mir; er hatte in seinem ganzen Wesen eine gewisse Verlegenheit, die mich irre machte. Herr Algarotti, ein Italiäner und einer der schönen Geister dieses Jahrhunderts, der sich in seinem Gefolge befand, war zu der Unterhaltung behülflich. Was mich am mehrsten wunderte, war des Königs ausserordentlicher Eifer, meine Schwester von Anspach, die er doch nie geliebt hatte, und die ihm eben so wenig ergeben war, wiederzusehen. Mehr wie zwanzig Stafetten wurden ausgeschickt, um sie in den zärtlichsten Ausdrücken nach der Eremitage einzuladen. Den folgenden Tag kam sie endlich mit dem Markgrafen ihrem Gemahl

an. Nun nahm der König gar keine Rücksicht weiter, sondern zog sie mir öffentlich vor. Er schenkte mir einen kleinen Strauß von Diamanten, zwei hundert Thaler am Werth, nnd einen Fächer, in dem eine Uhr war; dem Markgrafen eine mit Diamanten und dem Portrait des Königs gezierte Dose; das Geschenk, welches meine Schwester empfing, war ungefähr von eben dem Werth, aber dem Markgrafen gab er eine Dose von einem weißen Kiesel, der queerdurch zerbrochen war, so daß er sie gleich einem seiner Pagen gab.

Herr von Munichow, dessen ich, wie mir deucht, schon erwähnt habe, war Adjutant des Königs geworden, und folgte ihm überall nach; dieser junge Gelbschnabel war bei Hofe sehr angesehen, und galt mehr als alle, welche dem König als Kronprinzen zugethan gewesen waren, oder ihm Dienste geleistet hatten. Während seines Aufenthalts in Bayreuth war er in die Marwitz verliebt gewesen, und schmeichelte sich, wenn ich ihm nicht entgegen wär, sie von dem Könige und dem General Marwitz zur Ehe zu erhalten.

Ende Oktobers kamen wir in Berlin an; meine jüngsten Brüder, mit ihnen alle Prinzen von Geblüt und dem ganzen Hof, empfingen uns unten an der Treppe; man führte mich in meine Zimmer, wo ich die regierende Königinn und meine Schwestern antraf. Mit vielem Leidwesen hörte ich, daß der König das dreitägige Fieber habe; er ließ mir daher sagen, daß der gegenwärtige Anfall ihn verhinderte, mich zu sehen, daß er aber am folgenden Tag auf dieses Vergnügen zähle. Sobald die ersten Höflichkeiten vorüber waren, begab ich mich zu der Königinn Mutter. Das finstre, schwermüthige Ansehen, was bei ihr herrschte, ergriff mich; alles trug noch die tiefe Trauer um den König meinen Vater, und ich fühlte aufs neue seinen Verlust. Die Natur hat ihre Rechte, und ich kann mit Wahrheit sa-

gen, daß ich nie in meinem Leben so tief wie bei dieser Gelegenheit gerührt war. Meine Zusammenkunft mit der Königinn war äußerst schmerzlich. Abends speiste die Familie allein, und ich machte mit meinen Brüdern und Schwestern, die ich seit acht Jahren nicht gesehen hatte, von neuem Bekanntschaft.

Den folgenden Tag sah ich den König; er war mager und entstellt, und sein Betragen war gezwungen. Die Liebe macht hellsehend, und die Freundschaft hat diese Eigenschaft mit ihr gemein, daher führten mich seine eiteln Versicherungen nicht irre, ich sah sehr deutlich, daß ihm nichts mehr an mir gelegen war. Er bat mich, ihm auf ein Lustschloß, das Reinsberg heißt, zu folgen, wohin er sich der Luftveränderung wegen begeben wollte; die regierende Königinn sollte ihn begleiten, da aber das Haus, wie er sagte, sehr klein sey, könnte er mir nicht sogleich Platz einräumen, er würde mir aber Zimmer einrichten lassen, und mich, so bald sie vollendet wären, davon benachrichtigen. Ich will mich nicht dabei aufhalten, ein Journal zu halten.

Da der Hof die Trauer trug, war er nicht sehr glänzend. Ich ging täglich zur Königinn Mutter, die wenig Menschen sah, und in tiefsten Kummer versenkt war. Sie hatte sich immer geschmeichelt, über den König meinen Bruder viel Einfluß zu haben, und so bald er auf den Thron gestiegen sey, Antheil an der Regierung zu erlangen; zu ihrem großen Befremden ließ ihr aber der König, der sein Ansehen sehr eifersüchtig behauptete, gar keine Theilnahme an den Geschäften zu.

Nach der Abreise dieses Fürsten blieb ich noch vierzehn Tage in Berlin; man überhäufte mich mit Ehrenbezeugungen und Auszeichnungen, die jeden andern als mich hätten blenden können; wenn man aber sein Glück auf die Gegenliebe geliebter Menschen gegründet hat, wird dieser Flitterglanz sehr gleichgültig, und ein kleiner Beweis von Freundschaft macht mehr Eindruck, als alle

das eitle Gepränge. Ich nahm während dieses kurzen Aufenthalts wahr, daß eine allgemeine Unzufriedenheit im Lande herrsche, und der König die Liebe seiner Unterthanen sehr verloren habe. Ganz laut ward er mit sehr wenig behutsamen Ausdrücken erwähnt; ein Theil beklagte sich über die wenige Rücksicht, die er darauf nähme, die, welche ihm als Kronprinz zugethan gewesen wären, zu belohnen; ein anderer über seinen Geiz, der den des verstorbnen Königs noch übertreffen sollte; ein dritter endlich, über sein Mißtrauen, seinen Verdacht, seinen Jähzorn, seinen Stolz, seine Verstellung. Mehrere Umstände, von denen ich Zeuge gewesen war, ließen mich diesen Nachrichten trauen. Ich hätte mit ihm darüber gesprochen; allein mein Bruder von Preußen und die regierende Königinn hielten mich davon ab. Weiter unten werde ich das alles erklären, und ich bitte alle, welche einst diese Memoiren lesen werden, ihr Urtheil über den Karakter dieses großen Fürsten aufzuschieben, bis ich ihn entwickelt habe. Die Nachricht von dem Tode Karls des sechsten, welche in diesem Zeitpunkte ankam, war der Gegenstand des Gesprächs bei Hofe und der politischen Spekulationen.

Zwei Tage darauf kam ich in Reinsberg an. Der Gebrauch der China, zu welchem sich der König bequemte, hatte ihn von seinem Fieber geheilt, allein er hütete noch das Zimmer, das er auch, so lange ich in Reinsberg war, nicht verließ. Es ist erstaunlich, wie er, von Krankheit überwältigt, dennoch alle Geschäfte zu bestreiten vermochte; es geschah nichts, das nicht durch seine Hände ging. Die wenige Muße, die ihm übrig blieb, schenkte er der Gesellschaft einiger geistreichen oder gelehrten Personen; so wie Voltaire, Maupertuis, Algarotti und Jordan. Abends war Concert, wo er, ungeachtet seiner Schwäche, zwei oder drei Concerte auf der Queerflöte blies, auf welcher er, ohne alle Schmeichelei, die größten Meister dieses Instruments übertraf. Die

Zeit nach der Abendtafel war der Dichtkunst bestimmt, eine Wissenschaft, für die er unendliches Talent und Leichtigkeit hat. Alles dieses war für ihn nur Erholung; was jetzt seinen Kopf am mehrsten beschäftigte, war die Eroberung von Schlesien. Seine Anstalten dazu wurden so geheim und so staatsklug gemacht, daß der österreichische Gesandte in Berlin bis zum Augenblick ihrer Vollendung auch kein Wort davon erfuhr.

Der Aufenthalt in Reinsberg gefiel mir nur wegen der guten Gesellschaft, die sich daselbst befand; ich sah den König nur selten, und hatte nicht Ursache, über unsre Zusammenkünfte zufrieden zu seyn; sie bestanden meistens in gezwungnen Höflichkeiten, oder bittern Scherzen über des Markgrafen schlechten Finanzzustand; oft spottete er sogar über ihn und die Reichsfürsten, und das war mir sehr empfindlich; dazu fand ich mich noch sehr unschuldiger Weise in eine sehr kitzliche Sache verwickelt, die ernsthafte Folgen haben konnte; da sie bis jetzt unbekannt blieb, und die Ehre von Personen, denen ich Rücksichten schuldig bin, darinn ausgesetzt ist, übergehe ich sie mit Stillschweigen, und wende mich zu einem andern Gegenstand, der vielleicht wenig interessant scheint, da er aber mit dem Verfolg dieser Geschichte genau verbunden ist, kann ich ihn nicht unerwähnt lassen.

Von meinem ganzen Hofstaat hatte mich Frau von Sonsfeld und die älteste Marwitz allein nach Reinsberg begleitet; die Marwitz hatte sich mit zwei Fräulein von Tertow beide Staatsdamen der Königinn, und einer Frau von Morian in ein genaues Verhältniß eingelassen. Die beiden Tertows waren sehr liebenswürdig, machten sich aber durch ihre unbarmherzige Spottsucht und Klatscherei bei aller Welt verhaßt. Frau von Morian war nicht mehr jung, aber sehr gut erhalten, sie hatte Lebensart, viel Lebhaftigkeit, hatte sich aber über alle Vorurtheile hinweggesetzt, und ihr Betragen war so ärgerlich, daß sie nicht den geringsten An=

stand mehr beobachtete; selbst an der Tafel der Königinn konnte sie Dinge sagen, über welche die Männer selbst roth wurden. Diese saubre Gesellschaft, die sehr dazu gemacht war, ein junges Frauenzimmer zu verderben, hatte auf das Gemüth der Marwitz den allernachtheiligsten Einfluß. Die Spottsucht, das freie Betragen, die zweideutigen Reden, und selbst die Unanständigkeiten der Morian und der beiden Tertows wurden nachgeahmt, und sie bildete sich ganz nach ihrem Muster. Ihr Betragen verschaffte den Gerüchten von ihr Glauben, einige Spottvögel zogen sie über ihre Liebschaft mit dem Markgrafen auf, andere machten sie auf ihren Einfluß auf ihn aufmerksam, kurz man unterhielt sie von nichts andern. Dennoch that man ihr Unrecht; sie schlief und wohnte bei ihrer Tante, und sah den Markgrafen nur in meiner oder ihrer Gegenwart. Man verändert seinen Karakter nur nach und nach; eine junge Person, die sich plötzlich in die große Welt versetzt sieht, kann sich von den Vergnügungen hinreißen lassen, allein sie vergißt sich nur allmählig. Wie ich ihr das Gerücht, was über sie umherging, mittheilte, gerieth sie in Verzweiflung, die tugendhaften Grundsätze, welche ich ihr beigebracht hatte, erschienen in ihrem ganzen Glanze; sie wollte den Hof verlassen, wollte zu ihrem Vater zurückkehren, ich mußte alle meine Beredtsamkeit anwenden, um sie daran zu verhindern, und kam nur mit vieler Mühe dahin, sie endlich zu beruhigen. Weiterhin gelang es mir auch durch das Zeugniß, das ich ihrer Tugend gab, dem Geschwätz Einhalt zu thun, aber dennoch erregte es ihr, wie man weiter unten sehen wird, Ideen, die sie sonst nie gehabt haben würde.

Mit dem Anfang des Dezembers kehrten wir nach Berlin zurück. Die Unruhen, welche der Tod des Kaisers veranlassen sollte, erforderten seine Rückkehr in sein Land; um aber dem König nicht zu mißfallen, blieb ich in Berlin. Nach abgelegter Trauer nahmen die

Carnevals-Lustbarkeiten, die immer im Monat Dezember und Januar in Berlin statt finden, ihren Anfang. Montags gab der König im Schloß Maskenbälle, Dienstags war öffentliches Concert, Mittwoch und Freitag Maskenball in der Stadt bei den vornehmsten Hofbeamten. Diese Vergnügungen dauerten nicht lange, plötzlich trat der große Plan des Königs ans Licht; seine Truppen marschierten gegen Schlesien, und der König reiste ab, um sich an die Spitze seiner Heere zu stellen. Indem ich von ihm Abschied nahm, war ich wahrhaft gerührt; das Unternehmen, zu dem er auszog, war sehr küzlich, und konnte im Fall des Mißglückens von sehr unangenehmen Folgen seyn. Diese Betrachtungen machten unsre Trennung empfindlicher. Ich hätte seine Rückkehr erwartet, denn er rechnete darauf, in sechs Wochen auf einige Tage wieder zu kommen, wenn mich nicht die Begebenheit, die ich mit Stillschweigen übergehen will, immer noch beunruhigt hätte; auch meine Ungeduld, den Markgrafen wieder zu sehn, erlaubte mir nicht, meinen Aufenthalt zu verlängern.

Ich reiste also den eilften Jenner im Jahre 1741 von Berlin ab und kam nach eilf Tagen in Bayreuth an. Das Wasser hatte die Wege dergestalt verdorben, daß ich nur vier Stunden des Tages zurücklegen konnte. Die Marwitz und ihre Schwester betäubten mir den ganzen Weg durch die Ohren mit Klagliedern über ihre Abreise aus Berlin. So muß man denn, nachdem man alle Freuden von Berlin geschmeckt hat, in das Teufels-Nest, wo einem die Zeit so Hunde lang wird, wieder zurück kehren, sagte die Marwitz. Mehr wie einmal verdroßen mich diese Reden, da ich sie aber wie eine Person ansah, die sich von dem Feuer der Jugend hinreissen ließ, suchte ich sie zu entschuldigen. Kurz darauf schien es mir auch, als wenn sie in sich gegangen wär und ihrem Leichtsinn entsagt hätte. In Bayreuth kehrte ich wieder zu meiner gewöhnlichen Lebens-

Vater verheirathen. Ich bin also ein doppeltes Schlachtopfer, einmal der Verzweiflung, von Ihnen getrennt zu seyn, und des Zwanges, der mich vielleicht mit einem Manne verbindet, der mir verhaßt ist.

Ihre Thränen und ihre Empfindungen rührten mich aufs lebhafteste. Ich that alles mögliche, um sie zu bestreiten, und nach zwei Stunden gelang es mir, nicht nur sie zu beruhigen, sondern ich erhielt sogar das Versprechen von ihr, daß sie meinen Dienst nicht verlassen würde. Der Leser urtheile selbst, ob ich nach einem solchen Gespräch diesem Mädchen mißtrauen konnte? konnte ich glauben, daß sie mich grausam betrog, daß sie mir, was mir am theuersten auf der Welt war, daß sie mir das Herz meines Gemahls könnte rauben? Sie war fast beständig bei mir, ihr Betragen gegen ihn war so vorsichtig, daß es allen Verdacht, wenn ich welchen gehabt hätte, ganz zerstört haben würde. Nach ihrer Abreise bezeigte mir ihre Schwester viel Ergebenheit; ihre heitere, lebhafte, geistvolle Laune verkürzte mir die Zeit. Der Markgraf scherzte viel mit ihr, ohne daß es mir den geringsten Verdacht gab. Er behandelte mich so gut und bezeigte mir eine so lebhafte Zärtlichkeit, daß ich seiner Treue unbedingt traute. Es freute mich, wenn er sich lustig machte. Da ich den Zwang haßte, wollte ich ihm auch keinen auflegen.

Ungefähr um diese Zeit ward der Churfürst von Bayern zum römischen König erwählt; er kam im Anfang des Jahres 1742 incognito durch Bayreuth, um sich nach Mannheim zur Hochzeitfeier des Prinzen und der Prinzessinn von Sulzbach zu begeben, und von da nach Frankfurth zur Kaiserkrönung zu gehen. Er kam mit so einem ärmlichen Reisegeräth durch Bayreuth, daß uns seine Anwesenheit vielleicht nicht bekannt worden wäre, hätte er uns nicht einen Cavalier zugeschickt, der uns begrüßen und ihn entschuldigen mußte, sich nicht aufgehalten zu haben. Der Markgraf stieg

sogleich zu Pferde, um ihm zu folgen, und eilte auch so sehr, daß er ihn noch drei Meilen von hier antraf. Der Kaiser stieg aus dem Wagen und bezeigte ihm alle nur wünschenswerthe Höflichkeit. Nach einer Unterredung von ungefähr einer halben Stunde trennten sie sich sehr zufrieden einer mit dem andern.

Kurz darauf erfuhren wir, daß die Krönung auf den ein und dreißigsten Jenner festgesetzt sey. Wir wurden so neugierig, sie zu sehen, daß wir beschloßen, in dem vollkommensten Incognito nach Frankfurth zu gehen, daselbst den Tag vor der Ceremonie anzukommen, und den darauf folgenden Morgen wieder abzureisen. Unser Gesandter, Herr von Berghofer, hatte Befehl, unsre Reise einzurichten und unser Incognito zu erleichtern. Wir bestimmten unsre Abreise auf die nächsten acht Tage, als es der Herzoginn von Wirtemberg einfiel, uns zu besuchen. Diese Dame, die durch ihre schlechten Sitten sehr berühmt ist, ging nach Berlin, um ihre Söhne, deren Erziehung sie dem König anvertraut hatte, zu besuchen. Sie waren vor kurzem durch Bayreuth gekommen, bei welcher Gelegenheit sich der Herzog in meine Tochter verliebte, und da sie neun, er aber nur vierzehn Jahr alt war, uns mit dieser kleinen Liebschaft sehr belustigt hatte. Ich fand die Herzoginn sehr gut erhalten, sie hat schöne Züge, allein ihre Gesichtsfarbe ist gelb und verblüht, sie ist eine solche Schwätzerinn, daß sie alles um sich her zum Stillschweigen bringt, wobei ihre Stimme so bellend und laut ist, daß sie die Ohren betäubt; doch hat sie Verstand und spricht gut, ihr Betragen ist gegen die, welche sie einnehmen will, äußerst zuvorkommend, gegen die Männer sehr frei; in ihrer Art zu handeln findet man den sonderbarsten Widerspruch von Stolz und Niederträchtigkeit. Ihre Liebeshändel hatten sie so verschrien, daß mir ihr Besuch wenig Vergnügen machte. Während der Minderjährigkeit ihres Sohnes war sie

art zurück. Wir hatten viele Fremde, welche zum Glanze des Carnevalls beitrugen.

Die Einnahme der Stadt Glogau machte mir viel Freude; nachdem der König, mein Bruder, ihre Belagerung unternommen hatte, nahm er sie mit Sturm ein, und setzte sich dadurch in Besitz von diesem Schlüssel von Schlesien.

Kurze Zeit darauf langte Graf Kobenzel, der Gesandte von der Königinn von Hungern, Maria Therese, in Bayreuth an. Er brachte mir einen Brief von der letzten verwittweten Kaiserinn, in dem sie mich dringend aufforderte, meinen Einfluß bei dem König, meinem Bruder, dahin zu gebrauchen, daß ich ihn zum Frieden geneigt mache. Die Königinn, ihre Tochter, befand sich ohne Geld, ohne Truppen und auf das Ueberraschendste angegriffen; ungeachtet dieser traurigen Lage hatte sie die Vorschläge des Königs, meines Bruders, durchaus verworfen und beschlossen, lieber das Aeußerste zu erwarten, ehe sie ihm die vier Herzogthümer, welche der Gegenstand des Streites waren, abträte. Alle Bemühungen des Grafen von Kobenzel und die günstigen Bedingungen, die er mir vorschlug, konnten mich nicht bewegen, mich in diese Angelegenheit zu mengen; ich hielt es nicht einmal für rathsam, dem Könige darüber zu schreiben, um so mehr, da man sich über die Bedingung dieser Uebereinkunft nie erklärt hatte.

Die glücklichen Fortschritte dieses Fürsten blieben sich indessen gleich. Den zehnten April war die Schlacht bei Molwitz, die in jeder Rücksicht zu seinem Ruhm ausschlug. Der Sieg, welchen er davon trug, rechtfertigte sein Talent für die Kriegskunst, denn sein erster Versuch war ein Meisterstück. Der General Marwitz erhielt bei dieser Gelegenheit eine sehr gefährliche Flintenwunde in den Schenkel. Die Belagerung und Einnahme von Neiß war die Folge dieses Siegs, und

führte zum Frieden. Die Freude, die ich bei allen diesen guten Nachrichten empfand, wäre schwer zu beschreiben; ich legte sie durch alle die Feste, welche ich gab, an den Tag.

Dieses Jahr ging sehr ruhig für mich vorüber; es war aber auch das letzte, in dem ich einige Ruhe genoß; ich werde nun eine neue Laufbahn betreten, die rauher und schwerer zurückzulegen seyn wird, als alle, über die man mich im Verlauf dieser Memoiren hat triumphiren sehen. Ich mache mir aus der Wahrhaftigkeit ein Verdienst, daher werde ich die Fehler, die ich mir zu schulden kommen ließ, nicht verschweigen; gegen die Regeln der Politik habe ich vielleicht gefehlt, aber meiner Rechtschaffenheit habe ich keinen Vorwurf zu machen.

Da der General Marwitz von seinen Wunden nicht genesen konnte, bat er mich so dringend, seiner ältesten Tochter einen Besuch bei ihm zu erlauben, daß ich es ihm nicht abschlagen konnte. Er war Gouverneur von Breslau geworden, und Befehlshaber von allen schlesischen Truppen. Seine Tochter, die mir sehr vergnügt schien, ihn besuchen zu dürfen, kam zwei Tage vor ihrer Abreise, weinend und in der äußersten Verzweiflung zu mir. Ganz erstaunt fragte ich sie um die Ursache; sie konnte mir aber vor Schluchzen kaum antworten, bis sie endlich sagte: Ich sehe wohl, Ihre königliche Hoheit, daß ich Sie verlassen muß, die Gerüchte, welche zum Nachtheil meines Rufs in Berlin im Umlauf waren, haben nur zu viel Glauben gefunden; nichts in der Welt ist mir theurer als meine Ehre, der Flecken, den si· erhalten hat, ist mir bitterer wie der Tod. Ich kann der Welt die Augen nicht öffnen, wenn ich den Hof nicht verlasse. Ich werde die unglücklichste Person von der Welt seyn, denn ich weiß wohl, daß ich ohne Sie nicht leben kann, und um mein Elend aufs Aeußerste zu treiben, will mich mein

Regentinn, ich will mich aber hier bei ihrem Charakter nicht weiter aufhalten, weil sie in der Folge dieser Memoiren noch mehr wie einmal erscheinen wird.

Ich komme wieder zur Marwitz zurück. Sie hatte mich um eine Verlängerung des Urlaubs gebeten, da sie aber unsre vorhabende Reise nach Frankfurth erfuhr, reiste sie schnell ab, und kam, wie ich sie am wenigsten erwartete, an demselben Tage wie die Herzoginn in Bayreuth an. Ihr erster Anblick mißfiel mir, sie trat mit einem anmaßenden Wesen herein, hörte nicht auf von den großen Gütern ihres Vaters zu reden, und von dem Beifall, den sie in Berlin gefunden, von den Höflichkeiten, die man ihr erzeigt hatte, und von der Größe des Opfers, das sie mir durch ihre Rückkehr bringe. Wenn ich liebe, bin ich empfindlich, das habe ich mehr wie einmal gesagt; vielleicht fordre ich zu viel von meinen Freunden, allein ich verlange dieselbe Zartheit des Gefühls von ihnen, dessen ich mich selbst befleißige. In diesem Betragen war das nicht zu finden; diese eitle Ruhmredigkeit mißfiel mir. Es kommt alles auf die Art an, wie man die Dinge sagt; man kann seinen Freunden fühlend machen, was man für sie that, wenn es darauf ankommt, ihnen zu beweisen, wie sehr man sie liebt; das kann uns nur ihre Dankbarkeit erwerben, allein indem ich jemanden einen Dienst oder eine Wohlthat vorwerfe, benehm ich ihr allen Werth. Was mich anbetrifft, so bin ich schon zufrieden, wenn ich meinen Freunden Vergnügen machen kann, meinetwegen möchten sie ihr ganzes Lebelang nie erfahren, wem sie es schuldig sind, so wär ich dennoch durch die Freude belohnt, ihnen nützlich gewesen zu seyn. Da ich mich nie habe verstellen können, merkte die Marwitz wohl, daß meine Antworten etwas kalt waren, und darüber war sie so empfindlich, daß sie es dem Markgrafen klagte. Er

behandelte mich einige Tage lang mit vielem Kaltsinn, da mich das sehr unruhig machte, drang ich so lange in ihn, bis er mir die Ursache entdeckte. Sie haben ein böses Herz, sagte er, wenn Sie die Menschen, die Sie lieben, so mißhandeln können; die Marwitz ist in Verzweiflung und glaubt, daß sie Ihnen nicht mehr lieb ist; sie hat sich bitterlich bei mir darüber beklagt. Ich war eben so erstaunt als ungehalten, daß sich dieses Mädchen an den Markgrafen gewendet hatte, um ihn in unsre kleinen Zwiste zu mischen, da ich aber wahrnahm, daß er gegen mich eingenommen war, verstellte ich mich und antwortete ihm, daß ich immer dieselbe sey. Auf diese Versicherung hin kam sie zu mir, machte eine Menge Betheuerungen, breitete sich in schönen Empfindungen aus, und überzeugte mich von Neuem, daß sie aus Unbedachtsamkeit und zu großem Hange zum Vergnügen fehle. Der Frieden wurde also wieder hergestellt.

Wir wollten den sieben und zwanzigsten Jenner abreisen, als Pölnitz, der durch seine Memoiren und tolle Streiche bekannt worden ist, bei uns ankam. Er sagte uns, da die Oesterreicher in Bayern eingedrungen seyn, habe es der König für gut befunden, um eine Diversion zu machen, und dadurch seinen Bundsgenossen beyzustehen, nach Böhmen zu marschieren. Die Herzoginn, die zum Theil um den König zu sprechen nach Berlin gehen wollte, fand sich durch dieses Hinderniß sehr in Verlegenheit gesetzt, und beschloß, bis zu der Rückkehr des Königs bei uns zu bleiben. Es war kein Kleines, sie uns vom Halse zu schaffen, aber nach vielen Intriguen gelang es uns doch; sie reiste den acht und zwanzigsten nach Berlin, und wir an demselben Tage nach Frankfurth ab.

Die schlechten Wege und ausgetretenen Wasser nöthigten uns, Tag und Nacht zu reisen, und so ka-

men wir endlich den dreißigsten Jenner vor den Thoren von Frankfurth an. Herr von Berghofen, den wir benachrichtigt hatten, kam uns einige Flintenschüsse vor der Stadt entgegen, und meldete uns, daß die Krönung auf den zwölften Februar verschoben sey, daß alle Welt unsre Ankunft wisse, und es unmöglich seyn würde, wenn wir diesen Abend in die Stadt führen, unser Incognito zu behaupten. Ich war todmüde, und von einem ungeheuern Schnupfen geplagt — nach langen Berathschlagungen ward beschlossen, daß wir umkehren und in einem kleinen Dorfe, eine Meile von Frankfurth, die Nacht zubringen sollten.

Herr von Berghofen kam den andern Tag wieder zu uns. Er hatte sich bemüht, aller Welt ihren Irrthum zu benehmen, und die Sachen so eingerichtet, daß wir uns Abends im Stillen zu ihm begaben, um den Einzug des Kaisers, der den Tag darauf statt finden sollte, zu sehen. Ich hatte niemand als die zwei Marwitze bei mir, denn meine liebe Oberhofmeisterinn war nicht mehr im Stande, Ermüdung zu ertragen. Meine Garderobe war sehr schlecht versehen, denn meine Damen und ich hatten eine jede nichts als eine schwarze Andrienne, die ich zur Verminderung des Gepäcks erfunden hatte. Der Markgraf, Düchatelet und Schönburg waren nur in Uniform, und um sich unkenntlich zu machen, hatten sie sich die Augenbraunen geschwärzt, welches sich vortrefflich zu den großen schwarzen Perücken paßte, in die sie sich gesteckt hatten. Ich glaubte vor Lachen zu sterben, wie ich sie so adonisirt sah.

In diesem schönen Putz kamen wir bei Berghofen, der uns kaum erkennen konnte, an. Ich hatte mein Kleid ausstopfen lassen, wodurch ich ein recht ehrenvestes Ansehen gewann, und wir alle trugen Kappen, die uns über das Gesicht gingen. Berghofen fand uns

so unkenntlich, daß er uns vorschlug, in die französische Comödie zu gehen; der Einfall machte uns, wie man leicht denken kann, große Freude, und wir nisteten uns daselbst in die zweite Logenreihe ein.

Der Einzug des Kaisers, den wir den andern Tag ansahen, war ungemein prächtig; ich will mich aber bei seiner Beschreibung nicht aufhalten. Noch an demselben Abend hatte ich das Vergnügen, den Maskenbau zu besuchen, wo ich mich, da ich von niemanden gekannt war, sehr belustigte die Masken zu quälen.

Die Furcht, endlich erkannt zu werden, nöthigte uns, ein kleines Gartenhaus zu beziehen, das einem Privatmann gehörte, und wo wir einige Tage blieben. Die Kälte war unleidlich und ich büßte für das wenige Vergnügen, das ich in Frankfurth genossen hatte, durch den Verdruß, den die Marwitze mir machten; sie wurden beide unerträglich stolz, wollten bedient seyn und maßten sich Ehrenbezeugungen an, die nur mir gebührten. Die älteste hatte den Verstand der jüngsten mit ihrem Stolze angesteckt, die jüngste bestärkte dagegen jene in ihrem Geschmack für den Spott und die Klatscherei. Sie studierten eines Jeden Fehler und Lächerlichkeiten, machten sich ein Vergnügen daraus, den ganzen Hof unbarmherzig durchzuhecheln, und schonten sogar die Leute in ihrer eignen Gegenwart nicht. Da sie viel Verstand hatten, belustigten ihre Anmerkungen den Markgrafen, er war den ganzen Tag in ihrem Zimmer, und nahm es gar nicht wahr, daß er oft der Gegenstand ihrer Späße war. Wenn ich zugegen war, sagten sie mir kein Wort, antworteten nicht einmal auf meine Fragen, sondern setzten sich in einen Winkel des Zimmers und lachten wie die Thörinnen. Da ich das dumme Betragen nicht länger aushalten konnte, brach ich endlich los, sagte ihnen sehr deutlich, daß sie mir mißfielen, und suchte zu gleicher Zeit sie durch sehr gute

Gründe auf bessere Gedanken zu bringen. Die Jüngste schwieg, aber die Aelteste nahm das Ding sehr hoch auf, und vermaß sich, mir den Kopf zu waschen. Wollte doch Gott, ich hätte mich damals ganz in allem Ernst mit ihnen entzweit! mir wär dadurch viel Verdruß erspart worden. Die Furcht, wenn ich mein Ansehen gebrauchte, ein Aufsehen zu machen, und die Hoffnung, sie zu bessern, machten, daß ich mich verstellte.

Meine Rückkehr nach Frankfurth war behülflich, die traurigen Betrachtungen, welche dieser Auftritt veranlaßt hatte, zu zerstreun. Ich versäumte kein Schauspiel und keinen Ball. Eines Tags, wie ich im Schauspiel war, gerieth meine Kappe in Unordnung, und der Prinz Georg von Hessenkassel, der seine Augen von ungefähr zu mir wendete, erkannte mich; er sagte es dem Prinzen von Oranien, der neben ihm stand, und augenblicklich schlichen sie sich, wie ich es mir am wenigsten versah, in meine Loge. Nun wars nicht länger möglich, sich zu verstellen, beide wollten uns nicht mehr verlassen, sie brachten mich in ihrem Wagen nach Hause, und baten den Markgrafen, der es nicht abschlagen konnte, um die Erlaubniß, mit uns zu Nacht speisen zu dürfen. Von diesem Tag an gingen sie uns nicht mehr von der Seite, der Prinz von Oranien, dessen Unterhaltung und Verstand mir ausnehmend gefielen, ist so bekannt, daß es unnöthig wär, ihn zu schildern; seine Gemahlinn, eine Prinzessinn von Engelland, war in Cassel, er versprach, sie nach Frankfurth kommen zu lassen, damit ich Bekanntschaft mit ihr mache, da aber sein Aufenthalt daselbst zu kurze Zeit dauerte, um sie den Unbequemlichkeiten der Reise auszusetzen, konnte er sein Versprechen nicht halten.

Den folgenden Tag gingen wir auf den Ball; der Churfürst von Cölln, der das, was Tags zuvor im

Schauspiel vorgefallen war, erfahren hatte, war uns auf die Spur gekommen; sobald ich erschien, forderte er mich zum Tanz auf, und sagte, daß er mich kenne; er sprach lange mit mir, stellte mir die Prinzessinn Clementine von Bayern, seine Nichte, zwei Prinzessinnen von Sulzbach, und seinen Bruder, den Prinzen Theodor vor. Unser Incognito konnte nun nicht mehr bestehen; allein unser Aufzug verbot uns doch, zu erscheinen. Wir zogen uns also in unsere Einsamkeit zurück, und nach langem Berathschlagen ward ein Eilbote nach Bayreuth geschickt, um alles, was wir bedurften, kommen zu lassen.

*) Ich erwartete nun den Markgrafen, um einzusteigen, als ich ihn mit einer Dame hereintreten sah, die er mir als Frau von Belisle, Gemahlinn des französischen Gesandten, vorstellte. Bisher hatte ich sie sorgfältig vermieden, denn ich fürchtete, sie möchte Ansprüche machen, die ich gar nicht Lust hatte, ihr zuzugestehen. Ich nahm augenblicklich meinen Entschluß, und behandelte sie, wie alle andere Damen, die mich besuchten. Das Gespräch handelte von nichts, als dem Lobe des Königs. Ich fand Frau von Belisle sehr verschieden von dem Begriff, den man mir von ihr gegeben hatte, sie kannte ihre Leute; allein ihr Wesen glich mehr einer Soubrette und sie stellte nichts vor.

Ich brachte zwei oder drei Tage, während der uns der Prinz von Oranien treulich Gesellschaft leistete, in meinem Gartenhause zu, und kehrte erst den Tag vor der Krönung nach Frankfurth zurück. Diese zu beschreiben, halte ich mich nicht auf; der arme Kaiser genoß auch nicht alle Zufriedenheit, die sie ihm einflößen sollte; er war sterbend von Gicht und Steinschmerzen,

*) Hier scheint eine Lücke zu seyn, die vielleicht nur in der Schreibart liegt, denn in der Zeitfolge fehlt nichts. A. d. U.

so daß er sich kaum aufrecht halten konnte. Auch außerdem waren seine Umstände höchst verdrüßlich; der Vorfall bei Lienz hatte die Franzosen zum Rückzug genöthigt, wodurch die Oesterreicher freies Feld erhalten hatten, in Bayern einzubrechen, was sie nun unbarmherzig verheerten. Mein Bruder, der König, hob zwar durch sein Einrücken in Böhmen einigermaßen seine Hoffnungen, da er aber weder Truppen, noch Geld hatte, war er genöthigt, die Reichsfürsten, um Hülfe von ihnen zu erhalten, zu gewinnen; daher zeichnete er auch die Gesandten der Fürsten zu der Wahl, besonders die beiden Minister des Markgrafen Herrn von Berghofen und von Comartin, sehr aus. Diese beiden Herrn, die von ziemlich gemeiner Geburt waren, fanden sich von der Aufmerksamkeit des Kaisers ganz unendlich geschmeichelt, und der Marschall von Belisle gewann sie gänzlich durch den Reiz des Goldes, das er vor ihren Augen glänzen ließ. Sie entwarfen dem zu Folge einen Traktat, den sie an demselben Tage, wo wir nach Frankfurth zurückgingen, dem Markgrafen vorlegten; er sprach darüber mit mir, und versicherte mich, er enthalte so vortheilhafte Bedingungen, daß er nicht angestanden habe, ihn gutzuheißen. Wirklich wurde auch dieser Traktat vor unsrer Abreise abgeschlossen; allein bestätigt sollte er nur dann werden, nachdem der Markgraf die ersten Bedingnisse würde erfüllt haben. Berghofen war darauf bedacht, ihn so sorgfältig zu bewahren, daß ihn mir der Markgraf nicht zu lesen geben konnte; allein ich kehre zu meiner Erzählung zurück.

Das oben ewähnte Geschäft nöthigte uns, noch einige Tage in Frankfurth zuzubringen; nachdem unser Gepäck angelangt war, empfing ich alle Welt unter dem Nahmen einer Gräfinn von Reuß, und unser Haus ward nicht mehr leer; sogar Herr von Belisle fand sich mehrmals daselbst ein.

Ich weiß nicht, was Herrn von Berghofen vermochte, dem Markgrafen vorzustellen, daß es nicht anständig sey, wenn ich, ohne die Kaiserinn zu sehen, Frankfurth verließ. Dieser Mensch, der viel Verstand hatte, war bei dem Markgrafen durch die ihm geleisteten Dienste, und die vorgeblichen Vortheile, die er ihm durch den Traktat verschafft hatte, in ein großes Ansehen gekommen; mein Gemahl erlaubte ihm, mir diese Zusammenkunft vorzuschlagen, wobei er mir aber dennoch Freiheit ließ, meinem Willen zu folgen. Ich schlug sie rund ab; die Etiquette verhindert die Fürsten, sich zu besuchen. Als die Tochter eines Königs durfte ich die Ehre meines Hauses nicht ins Gedränge bringen, und da es kein Beispiel gab, daß die Tochter eines Königs und eine Kaiserinn zusammengekommen wären, wußte ich nicht, was ich vor Ansprüche machen sollte. Berghofen erzürnte sich dergestalt gegen mich, daß er sogar die Ehrfurcht aus den Augen verlohr; er schrie, daß ich den Markgrafen zu Grunde richtete, indem ich die Kaiserinn beleidigte, daß die Weiber zu nichts taugten, als Händel anzustiften, daß ich viel besser gethan hätte, in Bayreuth zu bleiben, als nach Frankfurth zu kommen, wo ich die Angelegenheiten des Markgrafen hindern, und seinen Planen durch meinen Hochmuth im Wege sey. Seine Schreierei änderte nichts in meinem Entschlusse, ich lachte nur da über, allein um ihn zu besänftigen, machte ich meine Bedingungen; ich forderte erstlich unten an der Treppe vom Hofstaat der Kaiserinn empfangen zu werden; zweitens, daß sie mir bis vor die Thür ihres Schlafzimmers entgegenkäme, und drittens den Armsessel. Er versprach, darüber mit der Oberkammerherrinn dieser Fürstinn zu sprechen, und Alles in der Welt zu meiner Befriedigung zu thun. Ich wagte bei den Vorschlägen, die ich gethan hatte, gar nichts;

erhielt ich sie, so behauptete ich meinen Karakter, und schlug man mir sie ab, so hatte ich einen sichern Vorwand, um diesen Besuch zu vermeiden.

In der Zwischenzeit hatte ich Gelegenheit, Herrn von Schwerin und Herrn von Klingräve, die Minister des Königs, zu Rathe zu ziehen, der lezte galt viel am Kaiserlichen Hofe; beide meinten, daß ich auf dem Armsessel nicht bestehen könnte, dennoch wollten sie darauf halten, daß man mir ihn gäbe, oder eine andre Auskunft zur Festsetzung des Ceromoniels finden; da der König genau mit dem Bayerischen Hause verbunden sey, und der Markgraf alle Ursache habe, es zu schonen, so fänden sich hierinn hinreichende Ursachen, meine Aufführung zu entschuldigen; ich sollte ja als Gräfinn von Reuß, welches schon ein Incognito voraussezte, zur Kaiserinn gehen; unter diesem Titel könne ich nicht alle die Auszeichnungen fordern, die mir als Kronprinzessinn von Preußen und Markgräfinn von Brandenburg zukämen.

Hätte ich Zeit gehabt, dem König zu schreiben, so würde ich es seiner Entscheidung überlassen haben; aber hätte ich auch einen Courier geschickt, so wäre die Antwort doch zu spät gekommen, ich mußte mich also ergeben. Man stritt den ganzen Tag über die Artikel, welche ich ausbedungen hatte; die zween ersten wurden mir zugestanden, alles was man in Ansehung des dritten erhalten konnte, war, daß die Kaiserinn sich eines ganz kleinen Armsessels bedienen, und mir einen Lehnstuhl geben sollte.

Den Tag darauf sah ich diese Fürstinn. Ich gestehe, an ihrem Platz hätte ich alle Etiketten, und alle Ceremonien der Welt gesucht, um nur nicht erscheinen zu dürfen. Sie ist weniger als von kleinem Wuchs, und so dick, daß sie kugelrund scheint, häßlich so viel wie möglich, ohne Anstand und Ansehen. Ihr Geist

ist ihrer Gestalt angemessen; äußerst bigott bringt sie Tag und Nacht vor ihrem Betpulte zu. Die Alten und Häßlichen machen gewöhnlich den Antheil des Herrgotts aus. Sie empfing mich mit Zittern, und so außer Fassung, daß sie kein Wort vorzubringen vermochte; indessen sezten wir uns nieder. Nach einigem Stillschweigen fing ich das Gespräch auf französisch an; sie antwortete mir in ihrem österreichischen Kauterwälsch, daß sie diese Sprache nicht gut verstände, und mich deutsch zu sprechen bät. Die Unterhaltung dauerte nicht lange; die österreichische und niedersächsische Mundart sind so verschieden, daß man sich, ohne daran sehr gewöhnt zu seyn, gar nicht versteht. So ging es auch uns. Ein Dritter hätte über unsre Mißverständnisse herzlich lachen müssen, denn wir verstanden einander nur hie und da ein Wort, aus dem wir das Uebrige erriethen. Die arme Kaiserinn war der Etikette so sklavisch unterworfen, daß sie geglaubt hätte, ein Staatsverbrechen zu begehen, hätte sie in einer fremden Sprache mit mir gesprochen, denn sie verstand die französische sehr gut. Der Kaiser hatte bei diesem Besuche gegenwärtig seyn sollen, allein er war so krank geworden, daß man sogar für sein Leben fürchtete. Er hätte ein besseres Schicksal verdient! er war sanft, menschlich, herablassend, er hatte die Gabe, die Herzen zu gewinnen; von ihm konnte man wohl sagen: in einem zweiten Rang hätte er geglänzt, da ihn ein erster verdunkelte. Sein Ehrgeiz war größer als sein Geist, seine Lage war über seiner Sphäre, und zum Unglück hatte er niemanden um sich, der seine fehlenden Talente ersezt hätte.

Nachdem ich noch einige Tage in Frankfurth zugebracht hatte, die in lauter Festen und Lustbarkeiten verstrichen, kam ich endlich mit dem Ende des Februars nach Bayreuth zurück. Kurze Zeit nach uns kam Herr

von Montaulieu, der Oberkammerherr der Herzoginn von Würtemberg, daselbst an, der dem Markgrafen und mir Briefe von dem König, von der Königinn, meiner Mutter, und der Herzoginn brachte, in denen ein Heurathsvorschlag zwischen meiner Tochter und dem jungen Herzog von Würtemberg enthalten war. Da diese Verbindung sehr vortheilhaft, und durch den Beifall des Königs und der Königinn, die sie gestiftet hatten, berechtigt war, gaben wir unsere Einwilligung, und verschoben die Abschließung der Bedingungen nur bis zu der Rückkehr der Herzoginn, von Berlin.

Unsre Rückkehr veranlaßte den kaiserlichen Hof, auf die Vollziehung der ersten Bedingungen des Traktats zu dringen. Wie Herr von Berghofen dem Markgraf dieses Wunder der Politik zugeschickt hatte, ließ er es mich lesen. Sein Inhalt war folgender:

Der Markgraf verband sich 1) ein Infanterie-Regiment von achthundert Mann für den Kaiser zu werben; 2) ihm in dem Krais alle mögliche Dienste zu leisten; 3) den Krais dahin zu bewegen, daß er sich, wenn es die Umstände erlaubten, zu seinen Gunsten erklärte. Dagegen gab der Kaiser dem Markgrafen 1) die Befehlshaberstelle des besagten Regimentes, nebst der Ernennung der Offiziere bis zum Hauptmann, fünf und zwanzig Gulden für den Mann, mit Inbegriff von Waffen und Uniform zur Werbung des Regiments; 2) er übergab ihm das Jus appellandum; 3) übergab er ihm das kleine Städtchen Redwitz mit seinem Gebiet. (Dieser letzte Artikel fand nur statt, wenn der Kaiser sich Böhmens bemächtigte, denn diese Stadt liegt auf böhmischen Boden.) 4) versprach er ihm sein Vorwort beim fränkischen Krais, daß ihn dieser zu seinem Marschall und Befehlshaber der Krais-Truppen ernennte.

Der Markgraf hatte in Frankfurth in steten Zer-

streuungen gelebt, die Lustbarkeiten, die Nachtwachen und das große Vertrauen, das er in Berghofen setzte, hatten ihn verhindert, die Folgen dieses Traktates reiflich zu überlegen. Wie er ihn zum zweiten Mal las, sah er ihn mit ganz andern Augen an; die Bedingungen schienen ihm so trügerisch, wie er sie anfangs für vortheilhaft gehalten hatte; die zur Erhebung des Regiments bestimmte Summen waren so gering, daß der Verlust in die Augen fiel; das Jusappellandum ist ein Vortheil für ungerechte Fürsten; ein billiger Prinz besitzt es immer, denn er giebt seinen Unterthanen nie Ursache, an das Kaiserliche Gericht zu appelliren; das Kraisgeneralat ist ein eitler Titel, ohne ein anderes Vorrecht, als im Krieg die Kraistruppen anzuführen; das Städtchen Redwitz ist ein wahres Nichts, der Erwerb war ungewiß, und der Vortheil eben so wenig solide, als der aller andern oben erwähnten Artikel. Diese und viele andere Gründe vermochten den Markgrafen, diese Unterhandlung abzubrechen.

Von dem König meinem Bruder erhielt ich über diesen Traktat manchen unangenehmen Brief; er beklagte sich mit vieler Bitterkeit gegen mich, daß man ihn ohne sein Wissen angeknüpft hätte. Ich unterdrückte die ersten von diesen Briefen, und gab über diesen Punkt gar keine Antwort. Endlich schrieb er mir, ich sollte in seinem Namen mit dem Markgrafen reden, und ihm begreiflich machen, daß es ihm nicht zukäm, ohne ihn, als das Haupt des Hauses, um Rath zu fragen, einen Traktat abzuschließen. Er sagte mir die Antwort, die sehr derb war, in die Feder, und von diesem Augenblick an war der Krieg erklärt. Nun erhielt ich von dem König nur sehr harte Briefe, ich erfuhr sogar, daß er sehr nachtheilig von mir sprach, und mich sogar öffentlich lächerlich machte. Dieses Betragen kränkte mich

sehr; dennoch verheelte ich meinen Verdruß und behandelte ihn wie in den vergangnen Zeiten.

Die Herzoginn von Würtemberg kam in dieser Zeit an; die Uebereinkunft wegen der Heirath unsrer Kinder war in Berlin abgeschlossen, man hatte sich verabredet, daß sie nur dann statt finden sollte, wenn die beiden Theile im reifern Alter sich dazu geneigt fänden. Gegen meinen Willen nöthigte mich diese Verbindung mit der Herzoginn eine nähere Bekanntschaft zu machen; ich sage, wieder meinen Willen, denn diese Frau war so verschrieen, daß man von ihr wie von einer Lais sprach. Sie schwatzt gut, und hat einen Geist, der sich mit lauter Kleinigkeiten beschäftigt; anfangs ist das wohl kurzweilig, aber auf die Länge ermüdet es sehr. Fast unaufhörlich überläßt sie sich einer unbegrenzten Lustigkeit, und da ihr vorzüglichstes Studium dahin geht, zu gefallen, haben auch alle ihre Bemühungen keinen andern Zweck; Neckereien, kindisches Wesen, Blicke — kurz alles, was man Koketterie nennt, wird dazu in Bewegung gesetzt. Die beiden Marwitze setzten sich in Kopf, das Betragen der Herzoginn sey nach französischem Ton, und um nach der großen Mode zu seyn, müsse man sich nach ihrem Muster bilden. Die älteste, welche von da an viel Einfluß auf den Markgrafen gewann, überredete ihn, den ganzen Hof umzuändern. In vierzehn Tagen nahm alles eine andere Gestalt an; man gab sich mit nichts ab, als sich unter einander zu schlagen, man warf sich die Servietten an den Kopf, lief wie die wilden Pferde, und nahm sich endlich beim Gesang ziemlich zweideutiger französischer Lieder einander in die Arme. Weit entfernt, daß dieses Betragen das der französischen Damen sey, glaube ich, wenn irgend ein Franzose in der Zeit zu uns gekommen wär, hätte er geglaubt, in der Gesellschaft von Opernmädchen und Comediantinnen zu seyn.

Meine Bemühungen, diesem Unwesen zu steuern, waren alle vergeblich, die Hofmeisterinn donnerte, fluchte gegen ihre Nichten, aber statt aller Antwort kehrten sie ihr den Rücken zu. Wie glücklich war ich noch zu jener Zeit! ach die Marwitz führten mich noch hinter das Licht, ich ahndete ihre Intrigue gar nicht; da der Markgraf noch immer seine ehemalige Aufmerksamkeit für mich zeigte, schlief ich ruhig, indeß an meinem Untergang gearbeitet ward.

Die Abreise der Herzoginn gab mir Hoffnung, daß ich die Dinge in ihr altes Gleis bringen würde, allein bald merkte ich, daß das Uebel Wurzel gefaßt hatte. Wie ich seitdem wohl eingesehen habe, machte die Marwitz von der Zeit an ihren Plan. Sie hatte einen ungeheuern Ehrgeiz, um diesen zu befriedigen, mußte sie den Markgrafen nothwendig in Lustbarkeiten verwickeln, ein Fehler, zu dem er nur zu sehr geneigt war! um ihn von dem Fleiß, den er auf seine Geschäfte wendete, zu zerstreuen. So mußte man mich auch durch die Mittheilung der wichtigsten Geschäfte betrügen, indem man mich durch das Vertrauen, das der Markgraf mir zeigte, einzuschlummern wußte; sie behielt sich hingegen die Vertheilung der Stellen und Vergünstigungen, und besonders die Finanzen vor. Die Gerüchte, die in Berlin über sie in Umlauf gewesen waren, hatte sie über ihre Lage und die Gewalt, die sie schon damals über den Markgrafen hatte, Betrachtungen anstellen lassen. Der Drang ihr großes Genie glänzen zu lassen, überwog jede andere Rücksicht; sie hatte seine Schwäche für sie bemerkt, und benutzte sie, um nach ihrer Willkühr zu herrschen. Sie meinte, wenn sie sich mein Zutrauen erhielt, und jede Gelegenheit, mir Verdacht einzuflößen, vermied, würde sie mich endlich so verblenden, und sich so furchtbar machen, daß ich, selbst wenn ich ihre Ränke

wahrnähme, nicht mehr im Stande seyn würde, mich dagegen zu wehren. Wirklich war auch ihr und des Markgrafen Betragen so abgemessen, daß mir ihr heimliches Einverständniß auch nicht den geringsten Verdacht einzuflößen gemacht war.

Ende Julis gingen wir nach Stuttgardt, wohin uns die Herzoginn von Würtemberg eingeladen hatte. Diesen Hof will ich nicht beschreiben; ich fand ihn höchst widerwärtig, voller Ceremonien und Complimente.

2

180

2

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wilhelmine Friederike Sophie

Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Königl. Preußischen Prinzessinn Friederike Sophie Wilhelmine (Schwester Friedrichs des Großen), Markgräfinn von Bayreuth vom Jahr 1709 bis 1733
Bd.: 2

Tübingen (1811)

Bor. 62 w-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10012959-6